Inhalt

Vorwort 9

Einleitung:
Marion Mangelsdorf und Meike Penkwitt
Dimensionen von *Gender Studies* 12

Aufsätze

Dorothee Kimmich
Kultur statt Frauen? Zum Verhältnis von *Gender Studies* und Kulturwissenschaften 31

Friederike Hassauer
Die Matrix des Wissens: Autorität und Geschlecht 49

Nina Degele
Anpassen oder unterminieren: Zum Verhältnis von *Gender Mainstreaming* und *Gender Studies* 79

Cornelia Klinger
Inklusion und Exklusion – Das Konzept Mensch zwischen Universalitätsanspruch und Ausschluss-Strategien 103

Helga Kotthoff
Was heißt eigentlich *doing gender*? Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht 125

Corinna Genschel
***Queer* Meets *Trans Studies*: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen in *Queer* Theorie** 163

Franziska Schößler
***Gender Studies* in der Literaturwissenschaft** 187

Roswitha Badry
Gender-Studien in der Islamwissenschaft 207

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Ursula Degener
Ein umfassendes Text- und Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung 243

Franziska Frei Gerlach
Plädoyer für Vielstimmigkeit 252

Anne Stauffer
„We're here, we're queer, get used to us!" Annamarie Jagoses Einführung in die *queer theory* 255

Rotraud von Kulessa
Neue Perspektiven für die Romanistik 257

Meike Penkwitt
Ein innovativer Beitrag – (nicht nur) zum ‚weiblichen' ‚Bildungsroman' 261

Rezensionen zum Thema ‚Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit'

Svenja Blume
Die Mutter der starken Mädchen 267

Christina Harms
Wehrpflicht als Mittel der Dekonstruktion von klassischen Geschlechteridentitäten? – das Beispiel Israel 271

Angela Kaupp
Christliche und muslimische Frauen im Gespräch 274

Weitere Rezensionen

Birte Giesler
Deutschsprachige Romane von Frauen der Goethezeit – Romanautorinnen um 1800 ... 279

Anne Lehnert
New York, Melbourne, Auschwitz – Romane, Gedichte und Skizzen von Lily Brett ... 284

Anne Lehnert
Ein Lächeln, das allen gilt: Bücher über Buchhändlerinnen ... 286

Ruth Brand
Mutterland nach dem Holocaust – Eine Tochter fordert die Erinnerung zurück ... 288

Ankündigungen

Geschlechtergerechtigkeit im Bildungswesen ... 293

Rückblick/Vorschau

Screening Gender ... 297

„Entfesselung des Imaginären“ – zur neuen Debatte um Pornografie ... 299

„Arbeit und Geschlecht“ ... 303

AutorInnen ... 307

Übersicht über die bisher erschienen Titel ... 324

Vorwort

Es hat unerwartet lange gedauert. Dafür freuen wir uns jetzt um so mehr, dass der erste Band unserer Einführung in die *Gender Studies* hiermit vorliegt. Der zweite wird schon bald, d.h. voraussichtlich im Februar oder März, folgen.

Ein Großteil der in diesem Band zusammengeführten Texte geht auf die Vortragsreihe „Dimensionen von *Gender Studies*“ zurück, die im Wintersemester 2000/2001 im Rahmen der Veranstaltungsreihe *Freiburger FrauenForschung* an der Universität Freiburg stattfand. Ursprünglich war für dieses Semester die Eröffnung des Studiengangs *Gender Studies* (Magister Nebenfach) geplant: Die Ringvorlesung sollte vor allem StudienanfängerInnen den Einstieg in den neueröffneten Lehrverbund erleichtern. Obwohl es offiziell dann doch erst ein Semester (im Sommersemester 2001) später los ging, war die Vortragsreihe sehr gut besucht. Um auch den ständig nachrückenden StudienanfängerInnen einen ersten Überblick über die Frauen- und Geschlechterforschung in den unterschiedlichen Fachbereichen zu bieten, gibt es an der Albert-Ludwigs-Universität mittlerweile in jedem Semester eine einführende Ringvorlesung: Jedes Sommersemester findet die Ringvorlesung aus den Bereichen der Medizin-, Natur- und Technikwissenschaften statt und in jedem Wintersemester die Ringvorlesung zur „Sozial- und Kulturgeschichte der Geschlechterverhältnisse“.

Der vorliegende Band verschafft allen Interessierten die Möglichkeit, sich über *Gender Studies* in den unterschiedlichen Disziplinen zu informieren. In erster Linie richtet aber auch er sich an *Gender*-Studierende. Freiburger Studierende können durch die Lektüre der beiden Bände das in der Vorlesung gehörte noch einmal vertiefen oder auch ergänzen, denn: Nicht in jedem Semester werden dieselben Fachbereiche vorgestellt.

Um einen besonders breiten Überblick zu ermöglichen, haben wir uns dafür entschieden, unserer Einführung in die *Gender Studies* gleich zwei Bände (12/13) der *Freiburger FrauenStudien* zu widmen. So konnten wir ergänzend einige Aufsätze, die aus Vorlesungen in späteren Semester hervorgegangen sind, mit aufnehmen. Die beiden Ausgaben der *Freiburger FrauenStudien* „Dimensionenen von *Gender Studies*“ stellen sozusagen die ‚Freiburger Einführung‘ zum Einstieg in die Geschlechterforschung dar.

Wir möchten uns an dieser Stelle bei unseren Autorinnen für ihre große Geduld bedanken. Auch uns wäre es lieber gewesen, die Bände schon früher erscheinen zu lassen, was uns bei unserer derzeitigen Personalknappheit und unserem geringen Budget jedoch leider nicht möglich war. Zwischenzeitlich sah es sogar so aus, als könnten die *Freiburger FrauenStudien* überhaupt nicht weiter erscheinen. Entscheidend war in dieser Situation die unterstützende Solidarität einer großen Zahl von Fachbereichen der Alber-Ludwigs-Universität

Freiburg: Indem sie – im Rahmen einer ungewöhnlichen Aktion, die von Prof. Dr. Nina Degele in die Wege geleitet wurde – gemeinsam meine (der Zeitschrift und der Veranstaltungsreihe gewidmete) Stelle ein halbes Jahr lang finanziert haben, konnten sie das Fortbestehen unserer kleinen Zeitschrift (vorerst) retten. Ich möchte mich bei diesen ProfessorInnen und Fachbereichen hiermit noch einmal ganz herzlich bedanken: Herrn Prof. Dr. Siegfried Lewark und den Forstwissenschaften, Frau Prof. Dr. Britta Schinzel und dem Institut für Gesellschaft und Informatik, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Eßbach und der Soziologie, Frau Prof. Dr. Gisela Riescher und dem Seminar für Wissenschaftliche Politik, Frau Prof. Dr. Elisabeth Cheauré und der Slavistik, Herrn Prof. Dr. Werner Tzscheetzsch und der Theologische Fakultät, Herrn Prof. Dr. Christian Windler und dem Historischen Seminar, Frau Prof. Dr. Ursula Köbl und dem Institut für Wirtschafts-, Arbeits- und Sozialversicherungsrecht, Herrn Prof. Dr. Bernd Schauenburg und der Wirtschaftswissenschaftlichen sowie Herrn Prof. Dr. Ulrich Tröhler und der Geschichte der Medizin – und nicht zuletzt natürlich bei Frau Prof. Dr. Nina Degele.

Die Einnahmen, die wir in der letzten Zeit mit den *Freiburger FrauenStudien* gemacht haben und die letzten Reste des 1. Frauenförderpreises der Albert-Ludwigs-Universität, den die Zeitschrift *Freiburger FrauenStudien* 1998 gemeinsam mit der Veranstaltungsreihe *Freiburger Frauenforschung* verliehen bekam, ermöglichten, dass Elmar Laubender in den letzten Monaten dieses Jahres die dringend anstehenden und von meiner Kollegin Marion Mangelsdorf begonnenen Layoutarbeiten fertig stellen konnte. Auch bei ihnen möchte ich mich ganz herzlich bedanken. Unser Dank gilt des Weiteren dem Ministerium für Wissenschaft Forschung und Kunst Baden-Württemberg, die Freiburger *Gender Studies* insgesamt im vergangenen Jahr finanziell unterstützte und außerdem dem Rektor der Universität, Herrn Prof Dr. Jäger, der, wie auch schon in früheren Semestern, die Druck- und Papierkosten für die *Freiburger FrauenStudien* übernommen hat.

Meike Penkwitt Freiburg, im Dezember 2002

Einleitung

Marion Mangelsdorf und Meike Penkwitt

Dimensionen von *Gender Studies*

Wir können unsere Träume nur verwirklichen, wenn wir uns entschließen, daraus aufzuwachen.[1]
Josephine Baker

Es war nicht abzusehen, welche *Dimensionen* die *Institutionalisierung* der *Geschlechterforschung/Gender Studies* in deutschsprachigen Ländern annehmen würde, als sich im Wintersemester 1997/98 erstmals Studierende an der Humboldt Universität zu Berlin für den Studiengang *Gender Studies* (Magister-, Haupt- und Nebenfach) einschrieben. Schon bald boomte die Welle der Institutionalisierung von *Gender Studies*. Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg spielte dabei in Baden-Württemberg eine Vorreiterinnenrolle: Im Dezember 1999 wurde das *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* gegründet und im Wintersemester 2000/01 lief das Magister-Nebenfach *Gender Studies* an.

Was in angloamerikanischen Ländern seit den 80er Jahren bereits selbstverständlich war – die Einrichtung von *Women´s*, später dann *Gender Centren* und *Studies* – wurde in Deutschland, Österreich und in der Schweiz lange kontrovers diskutiert. Zu Hochzeiten des Feminismus hegte man die Hoffnung, feministische Themen in die Fächer implementieren zu können. Der Etablierung von Frauenforschung als einem eigenständigen Fachbereich stand man mit Vorbehalt gegenüber, da eine Ghettoisierung befürchtet wurde. Hingegen wurde die Einrichtung von Frauenbeauftragten-, bzw. Gleichstellungsstellen als hochschulpolitischer Fortschritt begrüßt. Der Traum, den Professorinnenanteil durch ‚Frauenförderprogramme‘ wesentlich steigern und feministische Inhalte subversiv in Lehre und Forschung einfließen zu lassen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Trotz Einzelförderung blieben den meisten Akademikerinnen nach wie vor die höheren Weihen der Alma Mater verwehrt, und statt eines *mainstreaming* fand die Marginalisierung feministischer Inhalte statt. Die Einsicht wuchs, dass diesem Misstand strukturell begegnet werden müsse.

Um tiefgreifendere Veränderungen im akademischen Selbstverständnis zu bewirken, sollte nicht mehr länger die Frau als Opfer patriarchaler Kämpfe um Macht und Wissen im Mittelpunkt des Interesses stehen, sondern die Strukturen der Macht, die zur Manifestation von traditionellen Geschlechterdiskursen

beitragen. Die Re- und Dekonstruktion von *Gender*, das Wissen um die soziale Konstruiertheit der Geschlechter wurde zur treibenden Kraft im epistemologischen und politisch-strategischen Emanzipationsprozess. In der Transformation von *Women´s* zu *Gender Studies*, der Frauen- zur Geschlechterforschung, wird diese veränderte Fokussierung deutlich – sie gab ebenso Impulse für veränderte inhaltlich-methodische Debatten als auch für neue institutionelle Erwägungen. Repräsentativ stritten 1997 bei einem Hearing in Zürich international renommierte Wissenschaftlerinnen über die institutionellen Fragen.[2]

Die auch heute noch am weitesten verbreitete Strategie zur Institutionalisierung von *Gender Studies* ist die sogenannte *double track policy*. Sie wurde auf der Tagung in Zürich von Willy Jansen (vom *Zentrum für Frauenstudien* an der Universität Nijmegen) und von Karin Hausen, der Leiterin des *Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* der Technischen Universität zu Berlin, vertreten:

Einerseits soll die *Integration* von frauen- bzw. *gender*-relevanten Themen in Lehre und Forschung forciert, andererseits durch eigenständige Studiengänge eine *Autonomie* erreicht werden. Dieser, als pragmatisch zu bezeichnende Weg, ergibt sich aus der Erfahrung, dass die Frauen-, später die Geschlechterforschung nicht ausreichend in die Fächer implementiert werden konnte. Trotz dieser kritischen Einschätzung bisheriger hochschulbezogener Erneuerungsversuche plädierte Ute Gerhard, Mitbegründerin des *Interdisziplinären Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse* der Universität Frankfurt, dafür, dass über Organisationsformen nachgedacht werden sollte, die ihren Platz „mitten in der Universität, zwischen und in den Disziplinen hat. Separiert wurden die Frauen zu lange.“[3]

Den Konterpart zu ihrer Position vertrat Sigrid Metz-Göckel, die Leiterin des *Hochschuldidaktischen Zentrums der Universität Dortmund.* Sie betonte, dass es neben allen Versuchen der Integration und Implementierung weiterhin wichtig sei, Frauen Räume zu bieten, in denen sie die Möglichkeit haben, eigene Fragestellungen und Projekte zu entwickeln. Als Mitbegründerin des hunderttägigen Pilotprojekts *Internationale Frauenuniversität ‚Technik und Kultur‘ – ifu*, die im Rahmen der Weltausstellung *Expo 2000* in Hannover startete, verhalf sie der Vision zur Verwirklichung, eine ‚eigene Hochschule‘ „mitten in die deutsche, traditionell unbewegliche und männlich dominierte Hochschullandschaft zu setzen“.[4] Die Gestaltungsfreiheit der *ifu* als autonomer, zeitlich begrenzter und monoedukativer Einrichtung wurde vor allem durch die Strukturierung des Curriculums deutlich: Quer zu streng abgegrenzten Fachdisziplinen war das Studium in sechs thematische Projektbereiche – ‚Arbeit‘, ‚Information‘, ‚Körper‘, ‚Migration‘, ‚Stadt‘ und ‚Wasser‘ – eingeteilt. Auf diese Weise konnten Diskussionen der Lehrenden und postgraduierten Studentinnen

angeregt werden, die sowohl der Inter-, bzw. Postdisziplinarität als auch Eigenständigkeit von *Gender Studies* adäquat Ausdruck verliehen.[5]

Hingegen sind Studiengänge in der Strukturierung des Studienplans und -angebots abhängig von der Infrastruktur der jeweiligen Hochschule. Als sogenannte ‚Lehrverbünde' greifen *Gender Studies* zumeist auf Lehrveranstaltungen zurück, die in den unterschiedlichsten Fächern angeboten werden. Nur die ‚freiwillige Selbstverpflichtung' dieser Fächer, bzw. einiger ‚FachvertreterInnen', ermöglicht es, ein regelmäßiges Lehrangebot zur Verfügung zu stellen. So können die Studierenden des Magister-Nebenfachs *Gender Studies* in Freiburg z.B. bislang aus durchschnittlich 40 Lehrveranstaltungen pro Semester und Fächern wie der Alten Geschichte, Forstwissenschaft, Germanistik, Geschichte der Medizin, Informatik und Gesellschaft, Klassischen Philologie, Politikwissenschaft, Slavistik, Soziologie, Skandinavistik, Theologie, Völkerkunde und Vorderasiatischen Archäologie ihren Studienplan zusammenstellen. Dabei besteht das besondere Profil des Freiburger Studiengangs darin, einen Brückenschlag zwischen sonst so separierten Wissenschaftsbereichen, wie den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften einerseits und den Medizin-, Natur- und Technikwissenschaften andererseits zu ermöglichen.

Auf den ersten Blick scheint es paradox zu sein, aber die Praxis der Studiengänge hat gezeigt, dass sich *Autonomie* und *Integration* von *Gender Studies* im etablierten Fächerkanon wechselseitig bedingen: Um ein Querschnittsangebot langfristig, profiliert und auf hohem wissenschaftlichen Niveau sicher stellen zu können, bedarf es einer Stärkung der Eigenständigkeit von *Gender Studies*. Wünschenswert wäre, dass weiterhin ProfessorInnen per Berufung zur Lehre und Forschung in *Gender Studies* ernannt, das heißt sogenannte Voll- und Teildenominationen eingerichtet werden. ‚Gender-ProfessorInnen' steht ein größerer Freiraum zur Verfügung, Grundlagen, Methoden, diziplinübergreifende und -übersteigende Fragestellungen auszuarbeiten und anzuregen.[6]

Noch ist es zu früh, Bilanz zu ziehen, ob die Vorstellungen und Ziele, die mit der Institutionalisierung verbunden wurden, erfüllt werden konnten. Derzeit wird ein Austausch der Lehrenden, KoordinatorInnen und Studierenden durch Tagungen und Evaluation der Studiengänge angeregt. Dennoch kann festgehalten werden, dass der Professorinnenanteil und die Anzahl an *Gender*-Publikationen angestiegen ist, der Kreis der *Gender*-Interessierten über die Grenzen der Hochschulen hinaus erweitert (nicht zuletzt durch Veranstaltungs- und Schriftenreihen wie die *Freiburger FrauenForschung/FrauenStudien*), Presseöffentlichkeit geschaffen und eine internationale Vernetzung der InitiatorInnen eingeleitet werden konnte. Zudem wird durch Konzeptionen und Einrichtung von Bachelor- und Masterstudiengängen, Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen der Institutionalisierungsprozess weiter vorangetrieben. *Gender Studies* können zugleich Resultat als auch Antrieb für die Reform des

Hochschulwesens sein. In den *Gender Studies* werden die Geschlechterverhältnisse nicht nur als eine Grundlage der Bildungs-, Arbeits- und Lebensverhältnisse begriffen, sondern sie analysieren auch deren derzeitigen Umbruch und tragen dazu bei, neue, adäquatere Ausbildungs-, Lebens- und Arbeitsformen zu finden. Ein interessantes Modellprojekt in diesem Zusammenhang ist *VINGS – Virtual International Gender Studies*. In Kooperation der Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und FernUniversität Hagen konnte ein virtuelles Lehrangebot zusammengestellt werden, das es ermöglicht, selbstbestimmt, örtlich und zeitlich flexibel bei renommierten *Gender*-ProfessorInnen zu studieren. Auf diese Weise können sich auch ältere, beruftätige oder Studierende mit Kindern einem Studium widmen, das ihnen *Gender*-Kompetenzen für ihren weiteren Werdegang vermittelt.[7]

Es sind solche Modelle, die den kritischen Geist der *Gender Studies* wach halten. Professionalisierung oder *mainstreaming* von *Gender Studies* sollte nicht bedeuten, mit der Kanonisierung einer Wissenschaft zu beginnen, deren Lebendigkeit gerade darin besteht, dass sie wissenschafts- und selbstkritisch voranschreitet. *Gender Studies* haben sich immer dann ausdifferenziert und weiterentwickelt, wenn sie den Stimmen Gehör verliehen haben, die bislang aus dem *mainstream* oder Kanon ausgeschlossen waren. Darauf beruht feministische Forschung und so vollzog sich ihr Transformationsprozess: Afro-Amerikannerinnen kritisierten Klassikerinnen des Feminismus, da sie in ihren Schriften nur die Sichtweise von weißen Mittelstandsfrauen repräsentiert fanden. Homo-, Transsexuelle und Transgender gaben den *Gender Studies* dadurch neue Impulse, da sie die Mechanismen der Zwangsheterosexualität zu re- und dekonstruieren begannen. – Und es ist noch nicht abzusehen, welche Dimensionen *Gender Studies* annehmen werden, wenn sie weiter daran mitwirken, *Autonomie* nicht als Ausgrenzung, sondern *Integration* von unterschiedlichen Positionen und Perspektiven zu begreifen und auszugestalten.

In diesem Sinne haben wir in dem vorliegenden Band vielfältige, in der Diskussion vertretene Perspektiven zusammengeführt. Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Fächern stellen Frauenforschung und *Gender Studies* in ihren jeweiligen Bereichen vor. *Gender*-EinsteigerInnen werden so erste Wege in den Dschungel dieses weiten Forschungsfeldes gebahnt. Diejenigen, die sich bisher in erster Linie auf eine bestimmte Disziplin beschränkten, wird der Blick über den eigenen Tellerrand ermöglicht, wobei sich jedoch sicherlich viele Momente des Wiedererkennens ergeben werden.

***

In den ersten drei Aufsätzen der vorliegenden Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* – dem ersten der beiden Bände der Einführung *Dimensionen von Gender Studies* – werden aktuelle Fragen, die die *Gender Studies* allgemein betreffen, diskutiert. Fünf weitere Aufsätze stellen im Anschluss daran *Gender*-Ansätze, wie sie in unterschiedlichen (Teil-)Disziplinen vertreten werden, vor und entsprechen damit der in Freiburg jedes Wintersemester angebotenen interdisziplinären Ringvorlesung zur „Sozial- und Kulturgeschichte der Geschlechterverhältnisse“[8]. Im zweiten Band wird diese Einführung in die Vorstellung der *Dimensionen von Gender Studies* mit Texten zu acht weiteren Fachbereichen fortgesetzt.

Im ersten Beitrag dieses Bandes geht **Dorothee Kimmich** auf die besonderen Affinitäten von Kulturwissenschaften und *Gender Studies* ein. Die Verbindung beider Wissenschaftsbereiche miteinander zeichnet sich, wie Kimmich anmerkt, in jüngster Zeit in einer Vielzahl von Studiengängen[9], Kongressen und Zeitschriften ab.

Zur begrifflichen Differenzierung unterscheidet die Literaturtheoretikerin:

a) die *Kulturwissenschaft* im Singular, die als Nachfolgerin der Volkskunde, in Ergänzung zu den Literatur- und Kunstwissenschaften sowie als Forschung über die Alltagskultur der Moderne zu begreifen sei. *Kulturwissenschaft* ist, so Kimmich, Ausdruck einer „seit Jahrzehnten schwelenden Krise der Geisteswissenschaften“ und einer „Erosion des alten Kanons“.
b) Die *Kulturwissenschaften* im Plural hätten sich der Herausforderung dieser Krise gestellt, indem sie Gegenstand, Methoden und die Disziplinarität ihrer Wissenschaft einer ständigen Reflexion unterwerfen. Damit würde der dekonstruktivistische Charakter kultureller Praxis betont.
c) Die angelsächsischen *Culture Studies* huldigten der Dialektik von der „Textualitiy of History“ und der „Historicity of Texts“. Kimmich betont, dass *Culture Studies* nicht nur den Kanon der Objekte, wie sie in den traditionellen Geisteswissenschaften festgeschrieben wurden, aufheben, sondern die Objektivität der Wissenschaft selbst infrage stellen. *Culture* sei somit als *Subculture* zu begreifen und disziplinäre Grenzen würden derart überschritten, dass nicht mehr länger von Inter-, sondern Antidisziplinarität gesprochen werden könne.

Kimmich hebt hervor, dass die *Kulturwissenschaft(en)*, *Culture* und *Gender Studies* die theoretischen Grundlagen – die historische Diskursanalyse, Momente der dekonstruktivistischen Sprachtheorie und die Fragen nach den symbolischen Formen von Kultur – miteinander teilen. Sie zeigt, dass diese Verbindung von einem gegenseitigen Transfer bestimmt ist:

> „Der Kulturbegriff der Kulturwissenschaften umfasst immer auch schon die Geschlechterperformanz und zugleich ist nun die Erforschung der Geschlechterfrage eine Untersuchung kultureller Symbolisation geworden."

Allianzen, wie sie im Existentialismus und Feminismus von Simone de Beauvoir oder im Dekonstruktivismus und Feminismus von Julia Kristeva Ausdruck fanden, basierten, so Kimmich, letztendlich auf Adaptionen theoretischer Annahmen, die die Differenz zwischen den Geschlechtern in einem ontologischen oder biologischen Sinne nicht überwinden konnten. Erst durch den radikalen Konstruktivismus Butlerscher Provenienz sei Geschlechtsidentität dezidiert als Effekt gesellschaftlicher Handlungen und historischer Diskurse dekonstruiert worden. „Die Kategorie ‚Frau'" , so Butler, „ist selbst ein prozessualer Begriff, ein Prozess der immer offen bleibt für Eingriffe und Bedeutungen." – In dieser Aussage wird die Affinität der *Gender Studies* mit den Kulturwissenschaften besonders deutlich. Mit dem Titel ihres Beitrags „Kultur statt Frauen?" weist Kimmich jedoch auf die mit Skepsis zu verfolgende Tendenz hin, *Gender Studies* unter die Kulturwissenschaften subsumieren zu wollen.

Die kulturprägende Macht kanonischer Texte bei der Herstellung einer dichotomen Geschlechterhierachie nimmt Friederike Hassauer näher in Augenschein. Dabei wiederholt sie nahezu liturgisch den Satz: „Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität." Gegen die Macht des männlichen, des väterlichen Wortes – ob griechisch-römischer oder jüdisch-christlicher Tradition – hätten auch Frauen wie z. B. Heloisa im 12. Jahrhundert, Christiane de Pizan im 15. Jahrhundert oder auch Sor Juana de la Cruz im 17. Jahrhundert, so wortgewaltig sie auch waren, nicht anschreiben können.

> „Der Logos des Gesetzes des Vaters trennt Autorität von ihrem Anderen des Geschlechts. Nicht, dass diese Autorität von der anderen Seite nicht beansprucht würde – sie wird verwehrt."

Die aus der Romanistik kommende Medien- und Kulturwissenschaftlerin schlägt einen Bogen zwischen der Autorität *der* Wissenschaft und der Autorität *in* der Wissenschaft, wie sie in der Vorvergangenheit stratifizierter Gesellschaften und dem neuzeitlichen funktional ausdifferenzierten Subsystem akademischer Zirkel gesetzt wurde und wird. Sie fragt: „Welche Perspektiven kann also die Einführung der Kategorie ‚Geschlecht' in eine Geschichte der Autorität eröffnen?"

Der *Homo academicus* produziere die Matrix des Wissens vermittels Ausgrenzung – der *ordo* des Gelehrtenstandes ist mit dem *Genus* gekoppelt. „Die Geschäftsordnung der Wissenschaft ist eine Geschlechterordnung." Hassauer macht deutlich: *‚Homo academica'* lässt sich in der symbolischen Ordnung

nicht nur als Grammatikfehler begreifen. Die Kosmologie einer Hildegard von Bingen sei nicht nur von den Scholastikern nicht rezipiert worden, „sie war nie und wurde nie ‚Wissenschaft'." – Was hat sich seit Aristoteles, Paulus, Abaelard, Thomas von Aquin, Kant oder Rousseau bis heute verändert? Die *Alma mater* bleibt eine ‚Rabenmutter', denn, so Hassauer, auch die Kategorie *Gender* steht

> „in eklatantem Rückstand und Legitimationsdefizit gegenüber der Autorität breitbeforschter, wohletablierter traditioneller Kriterien der Matrix wie denen sozialer Stratifizierung."

Ein Gegendiskurs *der* Frauen und *über* die Frauen sei – so Hassauer – zunächst Auseinandersetzung mit dem abendländischen Logozentrismus, mit dem Anderen der Vernunft, der Leerstelle, dem „thomistischen Mängelwesen" Frau. Die *Querelle des Femmes* wurde auf diese Weise „zur Selbstanzeige des Geschlechterstandsortes von *auctoritas* und ihrer disziplinären Matrix in der Alma Mater". Haussauer zeigt auf, dass sich erst in der Kombinatorik des Subsystems ‚Wissenschaft' mit juridischen und politischen Subsystemen eine andere, eine neue Anthropologie herauskristallisieren kann – *auctoritas*: Sie sichere Gedächtnis, betreibe Politik und habe ihre Legitimität *als* Wissenschaft *in* der Wissenschaft.

Nina Degele sieht im Zusammenspiel von *gender mainstreaming* als politisch-strategischem Instrumentarium und *Gender Studies* als Instrument wissenschaftlicher Analyse eine Chance, Veränderungen (auch) bei der ‚Rabenmutter Alma Mater' zu bewirken. Die beiden „hip daherkommenden" Vokabeln, so macht Degele deutlich, entspringen verschiedenen Kontexten: *Gender Studies* sind der „Reflexion, Wahrheitsfindung und Verunsicherung" verpflichtet, *gender mainstreaming* dagegen dem „Empowerment als Erweiterung von Gestaltungsmöglichkeiten und Machtgewinn". Dennoch arbeitet Degele ein gemeinsames Programm heraus, das beide Bereiche miteinander verbindet: *Queering* – das Ziel der Entnaturalisierung von Geschlecht.

Degele, die als Vorstand des Freiburger *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* und durch ihre Professur für *Soziologie und Empirische Geschlechterforschung* entscheidend am Institutionalisierungsprozess von *Gender Studies* beteiligt ist, hält es für möglich, dass „durchsetzende Politik und durchblickende Wissenschaft zueinander finden können [...]", dass sie „komplementär zusammenwirken, bzw. sich wechselseitig verstärken."

Gender mainstreaming wurde auf den Weltfrauenkonferenzen 1985 in Nairobi und 1995 in Peking diskutiert, 1996 durch die Europäische Union für alle Bildungsprogramme übernommen und 1998 als horizontales Ziel für alle

Gemeinschaftsaufgaben eingeführt. Degele unterscheidet drei Varianten dieses Konzepts: Die „deskriptive Methode“, die „politische Strategie“ und den „radikalen Reorganisationsansatz“. Sie diskutiert, ob sich das ebenso euphorisch begrüßte wie auch heftig kritisierte Konzept des *gender mainstreaming* als Instrumentarium der ‚Anpassung‘ oder aber der ‚Unterminierung‘ verstehen lässt.

Sie erblickt jedoch erst in der Koalition mit den *Gender Studies* eine Möglichkeit, einen *gender*-sensitiven Modernisierungsprozess an den Hochschulen zu bewirken. Denn erst *Gender Studies* als Wissenschaft der ‚Verunsicherung‘ und ‚Entselbstverständlichung‘ könne ein Bewusstsein aufrütteln, das sich seit Jahrhunderten manifestiert hat. Verunsicherung und Entselbstverständlichung sind den *Gender Studies* durch Ansätze und Modelle der Entnaturalisierung, dem ‚Queering‘ inhärent. Kategorien wie ‚männlich‘, ‚weiblich‘, Hetero‘- und ‚Homosexualität‘ sowie die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit würden hinterfragt und „die scheinbare Geschlechterirrelevanz in der Gesellschaft“ aufgedeckt. „Ein solches *Queering* bzw. *Unterminieren* ist“, wie Degele ausführt, „radikal.“ Und diese Radikalität des theoretischen Ansatzes könne durch ein Programm der (politischen) Reorganisation der Geschlechterverhältnisse – also durch *gender mainstreaming* – noch verstärkt werden.

Mit dem Text der Linguistin **Helga Kotthoff** wird vom allgemeinen Teil, in dem generelle Fragen der *Gender Studies* diskutiert wurden, übergeleitet zu Beiträgen, die *Gender Studies* aus der Sicht unterschiedlicher Fachbereiche beleuchten: Kotthoff stellt den ethnomethodologischen Ansatz des *doing gender* vor. Ursprünglich aus der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung stammend, spielt dieses Konzept mittlerweile auch in der *gender*-orientierten **Linguistik** eine wichtige Rolle. Wie ihre Ausführungen deutlich machen, beschränkt sich die Linguistik, die Kotthoff in ihrem Aufsatz nicht explizit definitorisch eingrenzt, schon lange nicht mehr auf die klassische Sprachwissenschaft de Saussures: Die Reichweite geht dabei aber auch über Textanalyse und kommunikative Interaktion hinaus, charakteristisch ist der von Kotthoff vorgeführte interdisziplinäre Methodentransfer.

Das Konzept des *doing gender*, so Kotthoff, beschreibt, „wie sich Menschen performativ als männlich oder weiblich zu erkennen geben und mittels welcher Verfahren das so gestaltete kulturelle Geschlecht im Alltag mit Bedeutung aufgeladen wird“ oder auch (in Anlehnung an Zimmermann/West): „die Notwendigkeit der Umwelt eine geschlechtliche Kategorisierung der eigenen Person zu ermöglichen“.

Kotthoff geht in ihren Ausführungen der Frage nach, „welche Dimensionen des kommunikativen Handelns“ sinnvollerweise dem *doing gender* subsumiert werden sollten. Sie nimmt des Weiteren eine auf fünf Ebenen abgestufte Bin-

nendifferenzierung vor (Unterschiedliche Relevantsetzung von *gender*) und geht auch auf das vom *doing gender* abgeleitete Konzept des *undoing gender* ein.

Undoing gender führt Kotthoff in Anlehnung an Hirschauer als eine Irrelevantsetzung von *gender* ein, die in manchen Kontexten vollzogen wird. Hier stellt sich die Frage, inwiefern ein idealerweise geschlechtliche Neutralität erreichendes *undoing gender* vom *cross-dressing* unterschieden werden kann. Fragen ließe sich, wann Frauen tatsächlich dem *doing gender* entkommen können, anstatt lediglich vom *doing female* zum *doing male* überzugehen? Dieses Problem klingt auch bei Kothoff an:

> „Da im öffentlichen Raum der von Männern praktizierte Gesprächsstil der Statusorientierung vorherrscht, müssen Frauen Anpassungsleistungen an diesen Stil erbringen, wenn sie in dem Raum erfolgreich sein wollen."

Ist es aber tatsächlich sinnvoll, bei einer „Adaptation an öffentliche, männlich geprägte Gesprächsnormen" von *undoing gender* zu sprechen, selbst wenn sie als „Überwindung der Beschränkung auf traditionell machtlose Kommunikationsstile" zweifellos begrüßenswert ist?

Ein solcher Ansatz, in dem *Gender* als kulturelle Performanz zum Thema wird, ist „sehr weit entfernt von einer Essentialisierung von Geschlecht". Trotzdem (oder auch: gerade deshalb) interessiert es sie besonders, „wie körperliche Materialität in diese Inszenierungspraktiken eingeht." Denn: „*Sex* und *gender* sind nicht so entkoppelt, wie manche in der Tradition der Arbeiten von Butler meinen", formuliert Kotthoff provokativ. „Wir müssen ja nicht nur die Variabilität von Geschlechterverhältnissen erklären, sondern auch ihre historische Stabilität."

Bevor **Corinna Genschel** näher auf den Bereich ***Queer Theorie*** und ***Queer Studies*** eingeht, reflektiert sie die Frage, was es bedeutet, diesen Forschungs- und Studienbereich überhaupt als eine eigenständige Disziplin zu begreifen. „Üblich" ist das, so die studierte Soziologin, „bislang ... in der bundesdeutschen Theoriebildung nicht unbedingt". Problematisch erscheint ihr die Annahme einer eigenen ‚Substanz', sowohl was die Gegenstände als auch die Methodik betrifft. Dieser Vorsicht entspricht Genschels Definition, nach der es für die *Queer Studies* konstitutiv sei, „Geschlecht aus der Perspektive der sozialen, politischen und kulturellen Organisation und Regulierung von und durch Sexualität zu untersuchen".

Entgegen einer häufig kolportierten Auffassung beschränken sich *Queer Studies* also keineswegs auf die Untersuchung homosexueller, transvestitischer und transsexueller Kulturen und deren Geschichte. *Queer Studies* können durchaus und gerade auch Heterosexualität zu ihrem Gegenstand machen. Pointiert lässt sich zusammenfassen, dass es weniger *cross-dresser* und *queere* Kulturen etc. sind, auf die die *Queer Theorie* und *Queer Studies* fokussieren, sondern vielmehr das System der Zwangsheterosexualität und deren Naturalisierung. Ähnlich wie für die feministische Forschung das Konzept ‚Patriarchat' charakteristischer ist als die Thematisierung von ‚Frauen', ist die Konstante der *Queer Theorie* der Heterosexismus. Ziel der *Queer Studies* ist es gerade auch, aufzuzeigen, wie die restringierende Ordnung ‚Zwangsheterosexualität' die ‚verworfenen' *queeren* Subjekte als solche zuallererst hervorbringt. Ergänzen lässt sich, dass es ja gerade dieses Ordnungsdenken ist, das pathologisierende Begriffe der Unordnung wie ‚Gender Identity Disorder' (GID) hervorbringt: Das disziplinarische Verfahren Heterosexismus stellt also eigens ‚Unordnung' her. „Wichtiges Prinzip der Normalisierung", so führt Genschel aus,

> „ist .... die Konstruktion von Mehrheit und Minderheit, Norm und Abweichung, Zentrum und Rändern, die sich in der Möglichkeit von Sprechen, Denken und Handeln ... einschreibt."

Anhand eines kritischen Beispieles, das sich auf den *ifu*-Fachbereich zum Thema ‚Körper' bezieht, führt sie vor Augen, wie sich innerhalb des feministischen Diskussionskontextes wiederholt, was schon Beauvoir an der marginalisierten Position von Frauen kritisierte:

> „... als Minderheit zu sprechen, bedeutet zunächst, von einer fixierten sexuellen Position aus zu sprechen – wie z.B. ‚für mich als Lesbe' stellt sich dieses Problem aber anders dar...".

Unter dem Label ‚geschlechtliche Transgression' geht Genschel abschließend doch noch auf die Kulturen der *Cross-dresser* ein: Sie fragt nach, ob diese den *Queer Studies* subsummiert werden könnten oder ob sie eine weitere Kategorisierung erforderten, z.B. als *Trans Studies*...

Mit den verschiedenen Formen der Ein- und Ausgrenzung, mit ‚Inklusion' und ‚Exklusion' setzen sich die *Gender Studies* quasi ‚naturgemäß' auseinander. Dieser Antrieb nährt sich aus der abendländischen Tradition, wie die Philosophin **Cornelia Klinger** zeigt, in der „das Konzept Mensch zwischen Universalitätsanspruch- und Ausschluss-Strategien" festgeschrieben wurde. Bei ihrer Rekonstruktion des philosophischen Konzepts ‚Mensch' geht sie besonders

darauf ein, wie Geschlechterdifferenzen von der Antike über die klassische Moderne bis heute ins Zeitalter der Globalisierung transformiert wurden.

Klinger weist darauf hin, dass in der **Philosophie** zwar traditionell Aussagen über *den* Menschen getroffen wurden, die dem eigenen Anspruch nach von allgemeiner Gültigkeit sein sollten, jedoch in diskriminierender Weise von dessen Geschlecht, Rasse und Klasse abstrahierten. Durch ihre Thematisierung der blinden Flecken in den philosophischen Reflexionen über ‚*den* Menschen' wird implizit deutlich, dass der Philosophie – verstanden als Universalwissenschaft – die Bemühungen der *Gender Studies* zwar fremd erscheinen mögen, jedoch für deren kritische Aufarbeitung und zeitgemäße Ausdifferenzierung wichtige Anstöße bieten können.

Sie nennt drei Prinzipien, die unter anderem eine Hierachie des Geschlechterdualismus begründen:

a) Das Prinzip der Abtrennung, der *Kompartimentierung* im Denken bedeutete, dass der Mensch zwischen Gott und Tier, zwischen Transzendenz und Immanenz verortet wurde. Jedoch bildete diese Verortung zugleich den „Ausgangspunkt von Herrschaftsverhältnissen zwischen Menschen und von Naturbeherrschung".
b) Dem Denken entlang von Trennungslinien habe auf gesellschaftlicher Ebene das Prinzip der *Kastenbildung* entsprochen. Der Mensch sei dabei entweder entlang der Reihe Mann-Herr-Geist oder Frau-Knecht-Sinnlichkeit begriffen worden.
c) Die ‚natürliche' Hierachie der Geschlechter und die Organisation des gesellschaftlichen Lebens im Spannungsfeld zwischen oben und unten, Gott und den Tieren habe im ‚Seelenleben' durch das Prinzip der *Abspaltung* ihren Widerhall gefunden.

Diese Form binärer Rasterung der Welt versteht Klinger als Kontingenzbewältigung, als

> „[...] nahezu universelles Mittel zur Orientierung in Raum und Zeit (oben/unten, rechts/links, innen/außen, vorn/hinten usw.), zum Ordnen von Sinneswahrnehmung (hell/dunkel, fest/flüssig, warm/kalt, trocken/feucht, stark/schwach usw.) bis hin zur Orientierung im sozialen Raum (männlich/weiblich, alt/jung, gut/böse usw.)."

Klinger zeigt auf, dass durch diese Polarisierungen das Chaos des Seins bewältigt, die Fülle der Natur in Gegensatzpaaren gefasst werden sollte.

Auch nach der ‚anthropologischen Wende' in der Aufklärung, durch die das Konzept Mensch auf der Grundlage der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit universellen Charakter erhielt, so macht Klinger dann deutlich, lebten die alte Dualismen nicht nur fort, sondern wurden durch Ausschluss-Strategien weiter verschärft:

> „... [D]er Wegfall des transzendenten Verankerungspunktes bedeutet zwar einerseits das Verschwinden des Konzepts hierarchischer Stufung, zugleich aber auch den Ausfall einer sie überwölbenden Einheitsvorstellung."

Die Menschheit sei dabei entlang von Geschlecht, Rasse und Klasse in ‚Subjekte' und ‚Objekte' aufgespalten worden. Klinger spitzt das auf folgende These zu: „Je universaler der Begriff des Menschen gefasst wird, desto umfassender und somit radikaler, rabiater werden die Ausschlüsse und Ausgrenzungen."

Aus diesem Grund blickt sie auch kritisch in die Zukunft einer globalisierten Weltgemeinschaft und stellt fest,

> „das Wechselspiel von Zugehörigkeit und Ausschluss, Eigenem und Fremden, Einem und Anderen findet keineswegs nur nach außen statt, also im Verhältnis von Nationalstaaten zueinander, sondern in vielfacher Hinsicht auch nach innen."

Welche Auswirkungen dies auf alte Grenzlinien entlang von Geschlecht, Rasse und Klasse haben wird, bleibt für Klinger fraglich.

Kaum eine Auseinandersetzung spaltet derzeit die globalisierte Weltgemeinschaft im Sinne dieser Ausführungen mehr, als die Frage nach dem Umgang von Nationalstaaten westlicher und islamischer Prägung untereinander. Für das Verständnis von Muslimen und Nicht-Muslimen spielt in einem nicht unerheblichen Maße das Begreifen unterschiedlicher Traditionen im Verhältnis der Geschlechter eine Rolle. Der Aufsatz von **Roswitha Badry** leistet hierfür einen wichtigen Beitrag. Zunächst beschreibt die Islamwissenschaftlerin ihre Disziplin als eine junge, für die aufgrund ihrer „sprachlichen, geografischen und thematischen Bandbreite" Interdisziplinarität geradezu konstitutiv ist. Ihr Gegenstand sei zwar sehr umfassend und vor allem vielfältig aber trotzdem deutlich eingrenzbar:

> „Die Islamwissenschaften beschäftigen sich mit dem Zeitraum vom 7. Jahrhundert bis zur Gegenwart und zwar mit Sprachen, Literatur, Geschichte, Religion und Kultur einer Region, die sich von der Atlantikküste Nordafrikas bis zur Arabischen Halbinsel, von der Türkei über Iran bis Zentralasien und Indonesien erstreckt".

Methodisch haben sich die **Islamwissenschaften**, wie Badry zeigt, seit jeher durch eine ausgesprochene Aufgeschlossenheit ausgezeichnet, was auch der Etablierung von Frauenstudien und *Gender Studies* im Bereich der Islamwissenschaften zu Gute kommen könnte.

In der amerikanischen Forschung habe die Kategorie ‚Geschlecht' und Frauenstudien, in den letzten 20 Jahren (und *Gender Studies* seit den 90er Jahren) einen regelrechten Boom erlebt. In der deutschen Islamwissenschaft begegne man der Kategorie Geschlecht dagegen nach wie vor mit Zurückhaltung. Einen Grund dafür sieht Badry in den noch immer verbreiteten „Stereotypen zu Frau und Familie im Islam", so z.B. dem „Bild von der öffentlich unsichtbaren, verschleierten, passiven Muslimin". Bevor sie auf verschiedene Aspekte islamwissenschaftlicher Genderforschung eingeht, setzt sich Badry deshalb mit diesen Vorurteilen auseinander, denn: „Kaum ein Thema ist mit so vielen Pauschalurteilen besetzt, wie ‚Frau im Islam'".

Im Weiteren konzentriert sich Badry auf vier Forschungsfelder, die in den letzten zwanzig Jahren im Rahmen der *gender*-orientierten Islamwissenschaften im Zentrum standen:

a) Den Schwerpunkt legt sie auf „Biografien und Autobiografien" (ihren eigenen Forschungsschwerpunkt). Badry betont, dass es entgegen dem weit verbreiteten Klischee hierbei, nicht nur um die Auseinandersetzung mit „vergangenen Berühmtheiten" gehe. Vielmehr stellten die autobiografischen Texte wichtige ideen-, alltags- und sozialgeschichtliche Dokumente und Quellen dar. So eigneten sie sich z.B. auch für die Untersuchung geschlechtstypischer Sozialisation.
b) Ein weiteres Gebiete, auf das die Freiburger Islamwissenschaftlerin eingeht, ist die politische Geschichte.
c) Neben der Erforschung der Frauenbewegungen thematisiert sie die *gender*-sensible Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: Frauen würden hier neuerdings endlich auch „als ökonomische Akteurinnen und als Mitglieder von Gemeinschaften, Familien und Schichten" sichtbar. Insbesondere von diesen Studien erhofft sich Badry eine „weit reichende Wirkung [...], weil sie den Mythos von der Passivität und in bestimmter Hinsicht Isolation der Muslimin in einer segregierten, unwandelbaren traditionellen Welt erschüttern".
d) Und auch in den Islamwissenschaften interessieren sich *Gender*-ForscherInnen für die Kulturgeschichte und den Geschlechterdiskurs: Diesem Themenkomplex galt, wie Badry ausführt, auch in den Islamwissenschaften in den letzten Jahren das Hauptinteresse feministischer ForscherInnen.

Aus den Ausführungen **Franziska Schösslers** werden noch einmal die Ähnlichkeiten zwischen *Gender* und *Cultural Studies* deutlich, die auch im Aufsatz von Dorothee Kimmich Thema sind. Daneben stellt Schössler implizit die Entwicklung von der **Literaturwissenschaft** zu den *Cultural Studies* dar. So sei es gerade auch für die *gender*-orientierte Literaturwissenschaft charakteristisch, „[d]as literarische Werk [...] als semiotisches System unter anderen" zu betrachten und dadurch die traditionelle Grenze zwischen der Hoch- und Unterhaltungskultur aufzuheben – eine Prämisse, von der auch die *Cultural Studies* ausgehen. Anstatt sich um eine definitorische Eingrenzung ihres Gegenstandbereiches zu bemühen, spricht sich die Germanistin für eine Öffnung ihres Faches aus. Nicht nur die *gender*-orientierte Literaturwissenschaft beschränkt ihren Fokus immer weniger ausschließlich auf die kanonisierten ‚Höhenkämme' der Literatur. Insbesondere jüngere WissenschaftlerInnen wenden sich in wachsendem Maße nicht nur der Untersuchung bisher vom Kanon ausgeschlossener Texte, sondern auch der Auseinandersetzung mit Filmen, Performances und Ähnlichem zu.

Durch die Darstellung von Psychoanalyse, Dekonstruktion und Diskursanalyse als wichtige „Größen" in einem „Koordinatensystem", das sowohl für die *Gender* als auch die *Cultural Studies* maßgeblich ist, streicht Schössler weitere Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Forschungsfeldern heraus. Darüber hinaus richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf drei (Denk-)Figuren, die im *Gender*-Diskurs eine wichtige Rolle spielen: Neben der schon mehrfach erwähnten ‚Cross-dresserin' stellt Schössler die durch die Züricher Anglistin Elisabeth Bronfen prominent gewordene ‚schöne Leiche' vor und ‚als Dritte im Bunde' die ‚Hysterica', die seit den Anfangszeiten der Psychoanalyse einen regelrechten Boom erlebt. Insbesondere in der aktuellen feministischen Diskussion gilt Letztere als eine regelrechte Hoffnungsträgerin, zumal die Hysterikerin auffällige Übereinstimmungen mit dem/der ‚CrossdresserIn' aufweist. So schreibt auch Schössler: „Die Hysterica kann ... als Rollenspielerin par excellence gelten, als theatralische Existenz jenseits des männlich codierten Subjektstatus."

Mit den Produktions- und den Rezeptionsbedingungen von Literatur spricht Franziska Schössler zwei weitere wichtige Untersuchungsgebiete der feministischen Literaturwissenschaft an. Ersteres thematisiert sie zum einen anhand Virginia Woolfs zum Klassiker gewordenen Text: „A Room of One's Own". Zum anderen geht sie auf die kulturelle Codierung von ‚Autorschaft' und auf die Stilisierung künstlerischen Schöpfertums als ‚androgynen Geburtsakt' ein. Zum Thema ‚Rezeption' hebt Schössler die Fähigkeit von Frauen hervor, sich mit einem gegengeschlechtlichen ‚impliziten Leser' zu identifizieren, mit der sich die meist ebenfalls problemlose Identifikation mit männlichen Protagonisten fortsetzt. Schössler beschreibt dieses als ein quasi ‚cross-dressendes'

Vermögen. Ganz ähnlich wie bei Kotthoffs Ausführungen zu dem potentiell cross-dressenden *undoing gender* lässt sich aber auch hier die Frage stellen, inwieweit diese für Frauen meist selbstverständliche unreflektierte Identifikation nicht auch zu hinterfragen ist: So wurde sie auch schon als ‚Identifikation mit dem Aggressor' problematisiert.

Beim Durchgang durch die im ersten Band versammelten Bereiche wurde deutlich, dass die meisten Disziplinen gar nicht so diszipliniert sind, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mögen. Interdiziplinarität und Methodentransfer sind ein weit verbreitetes Phänomen und keineswegs ein auf die *Gender Studies* beschränktes Symptom. Fächer entwickeln sich nicht nur im Sinne eines wissenschaftlichen Fortschrittes, statt dessen verschieben sich ganze Forschungsfelder, wie es z.B. anhand der Literaturwissenschaften aber auch der Linguistik deutlich wurde: Die Frage nach der ‚Substanz', dem ‚Eigenen' ist nicht nur eine für die *Queer Studies* schwierige Frage.

Anmerkungen

1 Dieses Zitat der afroamerikanischen Jazzsängerin und Tänzerin findet sich gleichsam als Motto auf der Website des Gender-Zentrums der Universität Basel, http://www.genderstudies.unibas.ch/

2 Auf die inhaltlich-methodische Debatte wird in den Einzelbeiträgen und der Einleitung des Folgebandes der *Dimensionen von Gender Studies* (Band 2) näher eingegangen.

3 *uni-journal*, Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4/97, siehe auch: http://www.unicom.unizh.ch/journal/archiv/4-97/genderstudies.html

4 „Vorwort", in: Aylâ Neusel (Hrsg.): *Die eigene Hochschule*, Opladen 2000, S. 7

5 Eine Weiterführung der *ifu* ist durch einen Masterstudiengang W.I.T. - *women´s institute for technology, development and culture* - ab Wintersemester 2003/04 geplant. (http://www.vifu.de)

6 Weitere Überlegungen zum Thema Gender-Professuren finden sich in: Marion Mangelsdorf: „Bewährungsproben. Überlegungen zur Institutionalisierung von Geschlechterforschung/*Gender Studies*, in: *Freiburger FrauenStudien 13/2003, Dimensionen von Gender Studies (Band 2)*. Siehe auch: Ulla Bock/Hilge Landweer: „Frauenforschungsprofessuren. Marginalisiserung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften?" in: *Feministische Studien* 12, Jg. Heft 1/1994, S. 99-109

7 Nähere Informationen können unter http://www.vings.de abgerufen werden. Und in: *Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums*, 19. Jg Nr. 24/2002.

8 Diese Ringvorlesung findet im Rahmen des Magister-Nebenfachs *Gender Studies* statt. Sie ist für *Gender*-Studierende im Grundstudium verpflichtend und steht allen *Gender*-Interessierten offen.
9 So gingen bspw. die ersten Initiativen zur Etablierung der *Gender Studies* an der Humboldt Universität zu Berlin aus dem bereits angelaufenen Studiengang der Kulturwissenschaften hervor.

Literatur

Aylâ Neusel (Hrsg.): *Die eigene Hochschule*, Opladen 2000.
Feministische Studien, 12. Jg., Heft 1/1994.
uni-journal, Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4/97 (http://www.unicom.-unizh.ch/journal/archiv/4-97/genderstudies.html).
Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums, 19. Jg., Nr. 24/2002.

Aufsätze

Dorothee Kimmich

Kultur statt Frauen? Zum Verhältnis von *Gender Studies* und Kulturwissenschaften

Mit dem Titel „Kultur statt Frauen?“ ist angedeutet, dass die Verbindung von Kulturwissenschaften und Feminismus nicht ohne Tücken ist. Mit dem Fragezeichen habe ich mir aber offen gelassen, in dieser Verbindung auch eine Chance zu sehen. Schließlich können wir im Moment nur Prognosen abgeben, was die weitere Entwicklung angeht.

Zunächst soll – so weit das heute möglich ist – geklärt werden, was man unter Kulturwissenschaft versteht. Dabei ist die Frage ‚Was ist Kulturwissenschaft oder was sind Kulturwissenschaften?‘ eine – im Sinne von Richard Rorty – unsinnige Frage: Man erhält immer nur ein mehr oder weniger vollständiges Bild dessen, was zu einem *bestimmten historischen Zeitpunkt* unter bestimmten institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen über ‚Kulturwissenschaften‘ – oder ein beliebig anderes Thema – gedacht, gesagt und geschrieben wird.[1] Eine verbindliche Definition allgemein gültiger Standards ist nicht möglich, da es sie im Moment nicht gibt.

Ich werde hier also nicht versuchen, eine weitere Definition hinzuzufügen, sondern vielmehr die Diskussion über die Aufgabe und Bedeutung der kulturwissenschaftlichen Praxis in der augenblicklichen Situation grob nachzuzeichnen. Dabei gilt es aber auch zu formulieren, was daran interessant, bedenklich, schwierig und begrüßenswert erscheint.

Anschließend werde ich anhand einiger Beispiele ‚Klassikerinnen‘ des Feminismus und der *Gender*-Forschung diskutieren, in welchem Verhältnis sich diese Arbeiten zu einer im Entstehen begriffenen Kulturwissenschaft situieren ließen, inwiefern sie Teil einer Bewegung hin zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen waren, wo die *Gender*-Forschung von kulturwissenschaftlichen Fragestellungen profitiert hat und umgekehrt. Schließlich wird auch zu fragen sein, ob der neue ‚Trend zur Kultur‘, der ‚Cultural Turn‘, die Frauen überrollt, sie sozusagen eingemeindet hat oder aber die hier gemeinte Kultur schon eine ist, die zu einem nicht geringen Anteil von Frauen mitbestimmt und gestaltet ist.

I. *Cultural Studies*

Kulturwissenschaft ist nicht dasselbe wie Kulturwissenschaften und – so wird häufig betont – auch wiederum nicht dasselbe, wie *Cultural Studies* oder anders formuliert: Die Tradition, in die sich *Cultural Studies* stellen, ist eine andere als die der Kulturwissenschaften bzw. der Kulturwissenschaft.

Kulturwissenschaft im Singular (a) wird in einem von Renate Glaser und Matthias Luserke herausgegebenen Band[2] im Vorwort kurz und bündig als Nachfolgerin der stark angeschlagenen und nicht selten diskreditierten Volkskunde bezeichnet. Im Sinne der im Tübinger Ludwig Uhland-Institut für ‚Empirische Kulturwissenschaften' betriebenen Erforschung von Alltagskultur der Moderne soll Kulturwissenschaft eine Art Ergänzung zu dem sein, was an kultureller Praxis bereits durch die kanonischen Fächer der Literatur- und Kunstwissenschaften abgedeckt ist. Empirische Kulturwissenschaft versteht sich dabei als ein Art Ethnologie der eigenen Welt, die eine Lücke zwischen verschiedenen Fächern schließen möchte, ohne dabei deren Autorität und Legitimation zu leugnen.[3] Diese friedliche Koexistenz hat sich in den letzten Jahren in eine mitunter heftig geführte Auseinandersetzung verwandelt.

Das hat verschiedene Gründe. Zum einen ist hier eine seit Jahrzehnten schwelende Krise der Geisteswissenschaften, insbesondere der Germanistik, zu nennen. Der Verfall des Objektbereichs, d.h. das Verschwinden des Kanons, steht dabei vielleicht an erster Stelle. Dabei handelt es sich nicht nur um eine Erosion des alten Kanons und um seine allmähliche Umstrukturierung, vielmehr ist zu konstatieren, dass es einen Kanon im gewohnten Sinne nie mehr geben wird.[4] Ohne Bildungsbürgertum keine Bildung, ohne Bildung keine Fächer, die solche Inhalte lehren. Daher verwundert es auch kaum, dass nur ungefähr 3% der Magisterabsolventen geisteswissenschaftlicher Fächer auf einem im engeren Sinne geisteswissenschaftlichen Feld Arbeit finden.[5] Die Fächer geraten unter Rechtfertigungsdruck gegenüber dem Effizienzdenken politischer und wirtschaftlicher Institutionen.

Hier sind neue Konzepte also nicht mehr nur als Ergänzung der bestehenden Disziplinen gefragt. Nun geht es in den Debatten um Relevanz und Performanz von Wissen, um Berufsorientierung und Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

Ist nun also von Kulturwissenschaften (b) *im Plural* die Rede, ist dies meist ein Anzeichen dafür, dass nicht von einer Nachfolge der Volkskunde in friedlicher Ergänzung des institutionalisierten Fächerkanons die Rede ist, sondern von einer Wissenschaft, die einen breiten Bereich kulturellen Wissens zum Gegenstand hat und sich vor die Herausforderung gestellt sieht, das Feld ihrer

Betätigung, ihre Methoden und das Verhältnis zu den herkömmlichen Disziplinen immer wieder neu zu definieren.[6] Die Stärke kulturwissenschaftlicher Orientierung besteht paradoxerweise in ihren Schwächen: Die Unsicherheit dessen, was eigentlich zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden kann und mit welchen Methoden dies zu geschehen hat, zwingt zu einer dauernden Reflexion, die mehr als jemals zuvor dem Ideal selbstreflexiver Wissenschaftspraxis entspricht. Gerade dann, wenn die Vorstellungen von Kultur unsicher und vage sind – was ja bekanntlich zu vielen verschieden Zeiten der Fall war – sind Reflexionen auf diese Prozesse der Umgestaltung und Neuorientierung gefragt.

Daher ist die Affinität der Kulturwissenschaften zur Erforschung der Renaissance auch nicht erstaunlich.[7] Die Renaissance und insbesondere die Dramen Shakespeares werden als exemplarische Formen problematisch werdender Handlungsformen in einem ins Wanken geratenden Normengefüge interpretiert. Tradierte Werte und konventionelle Bedeutungszuweisungen werden infrage gestellt. Anthropologische und theologische Grundannahmen stellen sich als historisch, d.h. als konventionalistisch und relativ, heraus. Kultur hat in der Renaissance zum ersten Mal einen Plural. Literatur lässt sich in diesem Zeitraum als eine Form der Verständigung über diese Prozesse und ihre Folgen lesen. In analoger Weise wird diese Praxis auf moderne Literatur und Kultur übertragen.

Renaissanceforschung als Form der Selbstverständigung über bewegte Zeiten ist natürlich wiederum keine Erfindung des ausgehenden 20. Jahrhunderts und auch keine von Stephen Greenblatt oder Lawrence Grossberg, sondern selbst schon wieder etwas wie eine Renaissance. Die Kulturwissenschaften werden daher, je mehr sie sich mit der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigen, dort auch immer mehr Ahnen ihrer eigenen Ideen finden.[8] Einer davon ist bereits identifiziert und offiziell inthronisiert: Jakob Burckhardt. Seine ‚Renaissance' ist in weiten Bereichen der Versuch, die eigene Zeit im Spiegel der Vergangenheit zu begreifen, d.h. Unübersichtlichkeit als eine Phase des geordneten Durcheinanders, als ein produktives Chaos zu sehen. Renaissancen sind Momente einer hohen Dichte von gleichzeitigen Ungleichzeitigkeiten. Wenn in solchen Zeiten von Kultur gesprochen werden kann, dann nur, wenn man sich über den konstruktivistischen Charakter einer solchen Aussage im Klaren ist. Dies gilt in analoger Weise für die heutige Situation. Die ‚Kultur' der Kulturwissenschaften ist also zunächst das, was sie selbst dazu erklären. Mag dies im ersten Moment nach postmoderner Beliebigkeit im Sinne des berühmten „anything goes" klingen, gilt es aber doch daran zu erinnern, dass eine solche pragmatische Definition von Kultur zugleich einen eminent politischen

Charakter haben kann. Dies zeigen besonders deutlich die angelsächsischen *Cultural Studies*.

Cultural Studies (c) im Sinne der angelsächsischen Tradition zeichnen sich nämlich – weit mehr noch als das in der deutschen Tradition der Kulturwissenschaften der Fall ist – durch das aus, *wogegen* sie sich dezidiert wenden:[9] die Geisteswissenschaften im traditionellen Sinne einer untergegangenen Bürgergesellschaft. Sie bestimmen sich durch spezifische Grenzüberschreitungen, die nicht nur den Kanon der *Objekte* betrifft. Insbesondere die britische Tradition der *Cultural Studies*, die mit CCCS (Center for Contemporary Cutural Studies) in Birmingham verbunden ist,[10] bestreitet auch die Objektivität der Wissenschaft selbst. Die ‚Culture', die hier gemeint ist, versteht sich in verschiedener Hinsicht als ‚Subculture':

> „Wenn Popkultur der unmittelbare Ausdruck der Sehnsüchte und Träume einer Gesellschaft ist und nicht ein weiterer Versuch, eine ‚wünschenswerte' Kultur von oben aufzudrängen [...], dann bilden die *Cultural Studies* die dieser Kulturform entsprechende Analyse."[11]

Mit dem von Lawrence Grossberg, Cary Nelson und Paula Treichler herausgegebenen Band *Cultural Studies* von 1992 sind die *Cultural Studies* gewissermaßen offiziell in Amerika angekommen. Der fast 800 Seiten starke Band gilt mittlerweile als die ‚Bibel' der *Cultural Studies*, und das von den Herausgebern verfasste Vorwort wird überall zitiert, wo es um die Definition der *Cultural Studies* bzw. um die Unmöglichkeit einer Definition geht.

Cultural Studies, so Grossberg, Nelson und Treichler, sind nicht nur interdisziplinär, sondern geradezu antidisziplinär. Aber es fehlt ihnen nicht nur an einer disziplinären Identität, sondern auch einem gemeinsamen, fest umrissenen Forschungsgegenstand – sei er auch noch so umfassend – und schließlich gibt es nicht einmal eine bestimmte Methode, die als charakteristisch oder verbindlich gelten könnte. „Cultural studies", so erfährt man, „is commited to the study of the entire range of a society's arts, beliefs, institutions, and communicative practices".[12] Eine Definition, die fast keine mehr ist. *Cultural Studies* entwickeln ein besonderes Interesse für die Machtstrukturen, die diesen kommunikativen Praktiken zu Grunde liegen. Sie profitieren dabei stark von einer Vorstellung der Ethnologie der eigenen Kultur im Sinne sozialer Anthropologie oder einer Interpretation der symbolischen Formen. Die Namen, die in diesem Zusammenhang fallen, sind Michel Foucault, Ernst Cassirer und Clifford Geertz, Roland Barthes und – seltener – Hans Blumenberg. *Cultural Studies* huldigen oft einer sehr diffusen Vorstellung von ‚Kultur als Text'. Es ist von der Textvermitteltheit der Kulturen und den kulturellen Implikationen

literarischer Texte die Rede oder in der berühmten Formulierung von Louis Montrose von der „Textuality of History“ und der „Historicity of Texts“.

Die Unzufriedenheit, die solche Charakterisierungen hinterlassen, sollte aber nicht zu voreiligen Schlüssen führen. Die Tatsache, dass sich *Cultural Studies* nicht eigentlich definieren lassen, hat keineswegs ihrer Attraktivität geschadet, und es ist nicht zu bestreiten, dass es kein anderes ‚label‘ gibt, das in den letzten 20 Jahren eine solche Karriere gemacht hat. Die Eintragungen in Bibliografien und die Treffer in verschiedenen Suchmaschinen sind überwältigend. Der institutionelle Erfolg ist erstaunlich. Das sollte zu denken geben.

Die leicht zu machende Beobachtung, dass es sich dabei um ein diffuses Konzept handelt, ist eben kein ausreichendes Argument für die Ablehnung kulturwissenschaftlicher Forschung. Vielmehr scheint gerade hierin eine Attraktivität zu liegen, die auf mangelnde Flexibilität und ernstzunehmende methodische bzw. inhaltliche Defizite der hergebrachten Fächerordnung schließen lässt.[13] Die Entstehung neuer Fächer (z.B. der Germanistik), das Verschwinden von Disziplinen (etwa der Rhetorik) oder die grundsätzliche Veränderung von Fächern (wie etwa den Geschichtswissenschaften seit der Aufklärung) ist ein in der Wissenschaftsgeschichte mittlerweile gut dokumentierter Vorgang. Es scheint sich zu empfehlen, auch die aktuellen Entwicklungen in einem breiteren historischen Rahmen zu betrachten. Die neue Disziplin muss den verschiedenen Entwicklungen in den Medien, auf dem Arbeitsmarkt und in der Bildungslandschaft ebenso Rechnung tragen wie der wissenschaftsinternen Logik von Innovation und Tradition. Es ist nicht zu erwarten, dass sich hier ohne längere Erprobungs- und Kritikphasen relevante Ergebnisse erzielen oder stabile Orientierungen herstellen lassen.

Der Prozess, in dem geklärt werden wird, was Kulturwissenschaften sind, zu welchem Zweck sie studiert werden können und welche Forschungsergebnisse zu erwarten sind, ist nicht abgeschlossen. Die Frage, wie ein sinnvoller Studiengang ‚Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft‘ aussehen kann, wird nicht leicht zu beantworten sein. Die Integration der Medienwissenschaften und der gleichzeitige Umbau der Literaturwissenschaft im Hinblick auf einen Anschluss an Kulturwissenschaften wird erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Dieter Harth spricht von einem „experimentellen Zustand“ und beobachtet ein „geordnetes Durcheinander“ in den Literaturwissenschaften. Das klingt produktiv und zuversichtlich. Ob es den Kulturwissenschaften gelingen wird, in Forschung und Lehre ein dauerhaft attraktives Profil zu entwickeln, bleibt abzuwarten.

II. *Gender Studies*

Gender Studies bezeichnet ein Forschungsfeld, das nach allgemeiner Meinung den alten Feminismus abgelöst hat und im Moment üblich ist, wenn man umschreiben will, dass es hier um Frauen (und Männer) gehen soll.[14] *Gender Studies* und *Cultural Studies* haben Affinitäten, auf die ich später eingehen werde. Zunächst werde ich auf einige andere ‚und'-Verbindungen hinweisen, die die feministische Forschung im Laufe ihrer neueren Geschichte eingegangen ist und ausführen, welche Folgen diese Verbindungen für die feministische Theorie hatten.

a) Als einen der Klassiker der feministischen Literatur kann man sicherlich Simone de Beauvoirs *Le deuxieme sexe / Das andere Geschlecht* bezeichnen.[15] Das Werk ist 1949 auf Französisch und bereits 1951 auf Deutsch erschienen. „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es": Dies ist wohl der meist zitierte Satz aus Beauvoirs Buch und Judith Butler wählt ihn als Motto für das erste Kapitel ihres Buches *Gender trouble*[16].

Beauvoir ist eine der prominentesten Vertreterinnen der Gleichheitsthese, also der Behauptung, dass Frauen und Männer bis auf einen irrelevanten biologischen Aspekt gleich seien bzw. gleich sein könnten oder sogar eigentlich: gleich sein sollten. Simone Beauvoir versteht das Anderssein von Frauen als eine Folge kultureller und psychologischer Entwicklungen. Aus diesem Grund untersucht sie sowohl die Bedingungen weiblicher Existenz in verschiedenen historischen Zeiten als auch die Umstände der individuellen Entwicklung von Mädchen in der europäischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Zudem interpretiert sie eine Anzahl von bedeutenden Mythen aus verschiedenen Kulturkreisen, die als kulturelle Dispositionen für Geschlechterentwürfe gelten können. Der erste Teil des Buches heißt daher auch „Fakten und Mythen", der zweite Teil ist der „gelebten Erfahrung" gewidmet. Ihre These, Frausein sei keine Wesenheit, sondern eine kulturelle Formation, erlaubt ihr die Aufforderung an die Frauen, sich selbst zu befreien und zu ‚erschaffen'. Dabei unterschätzt Beauvoir die Macht diskursiver Prägungen. Sie folgt dem Bild, das die existenzialistische Philosophie von der Freiheit des Menschen entwirft. Grundlage ihrer Argumentation ist die Existenzphilosophie von Jean Paul Sartre, der menschliche Existenz als die Realisierung der immer schon vorhandenen Freiheit sieht. Paradoxe Folge der Argumentation ist bei Beauvoir, dass die Geschichte der Versklavung der Frauen so zugleich auch eine Geschichte ihrer unendlichen Selbstverfehlung ist und somit geradezu bestätigt, was kritisiert werden sollte, nämlich, dass Frauen nicht in der Lage sind, ihre Humanitas zu realisieren.

Trotz der beeindruckenden Leistung von Simone de Beauvoir, die in vieler Hinsicht heute unterschätzt wird, bleibt also ein unangenehmer Eindruck. Die existenzialphilosophische Anthropologie setzt das voraus, was es für Frauen nicht zu geben scheint: gesellschaftliche Selbstbestimmung und Identität im Entwurf. Obwohl Beauvoir alle wichtigen Themen des Feminismus im 20. Jahrhunderts anspricht und zum Teil präzise formuliert, d.h. Mythengeschichte, Psychologie, Geschichte und Sprachphilosophie als zukünftige Forschungsfelder ausweitet, stellt ihre Subjekttheorie ein nicht lösbares Argumentationsproblem dar. Sie geht von einem historischen bzw. individuellen Subjekt aus, das erst konstituiert werden soll. Die Ergebnisse ihrer Forschungen sind eine Infragestellung der Grundannahmen des Existenzialismus, werden aber als solche nicht ausgewiesen. Feminismus *und* Existenzialismus können in dieser Kombination nicht zusammengehen, die Annahme einer existenzialphilosophischen Anthropologie bleibt im Werk unhinterfragt, sie ist der blinde Fleck der Argumentation. In Wirklichkeit, so wurde Beauvoir vorgeworfen, spricht hier der Mann und nicht die Frau.

b) Wie aber – so muss die Frage einer neuen Frauenphilosophie lauten – kann die Frau sprechen, wenn sie es denn überhaupt kann? Diese Frage hat eine ganze in sich wieder sehr heterogene Richtung der Frauenforschung geprägt. Sie ist von denjenigen gestellt worden, die sich in der Nachfolge Freuds und Lacans befanden. Sie ist von den Dekonstruktivistinnen gestellt worden und sie wurde auch von Schriftstellerinnen und Dichterinnen gestellt: Luce Irygaray, Julia Kristeva, Nancy Fraser, Barbara Vinken, Helene Cixous, Toril Moi, Gayatri Spivak, Barbara Johnson, Shoshana Felman, Naomi Schor, aber auch Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek. Die Antworten waren so unterschiedlich und es waren auch so viele, dass ich im Einzelnen darauf hier nicht eingehen kann. Ich werde Julia Kristevas *Revolution der poetischen Sprache* von 1974 heranziehen und habe mich damit für ein sehr frühes Beispiel entschieden, das allerdings einen großen Einfluss hatte.[17]

Kristeva beruft sich in ihren Ausführungen auf die entwicklungspsychologischen Grundsätze von Jacques Lacan und den Dekonstruktivismus von Jacques Derrida. Sehr schematisch zusammengefasst lässt sich sagen, dass Kristeva sich für eine bestimme Aussageform oder eine bestimmte Textschicht interessiert, die sie den Genotext oder auch – etwas missverständlich – das Semiotische nennt. Als Gegenbegriff wird das Symbolische bzw. der Phänotext eingeführt. Symbolisches ist das, was es auch bei Lacan ist, d.h. die Sprache der allgemeinen Kommunikation, das Gesetz des Vaters, entwicklungspsychologisch die ödipale und nachödipale Phase, die Rede des gespaltenen Subjekts. Das Semiotische, das nun eher Lacans „Imaginärem“ oder gar seinem „Realen“ entspricht, ist etwas, das dem Gesetz des Vaters vorgängig ist, das im entwick-

lungspsychologischen Stadium der Sphäre der Mutter zugeordnet ist, der bei Kristeva so genannten „Chora“.

Interessant ist nun, dass Kristeva diese psychoanalytisch gefasste Sprachtheorie, in eine Literaturtheorie bzw. sogar in ein literaturgeschichtliches Modell überträgt: Nach Kristeva findet sich das Semiotische vor allem in der poetischen Sprache. Hier gehe es um den Signifikanten, den materiellen Sprachkörper, die Stimme, den Klang, den musikalischen Rhythmus. Anders als in einer symbolischen Sprache sei das Semiotische eine Welt metonymischer und metaphorischer Verknüpfungen. Ein von den Objekten getrenntes Subjekt, gar ein Subjekt, das sich in der Gestaltung dieser Objektwelt konstituiert, kann es hier nicht geben.

Die Verdrängung dieser „Sprache“ in der individuellen und historischen Entwicklung – d.h. hier im Stadium des Kapitalismus – gelingt allerdings nur zu einem bestimmten Teil, da in der Kunst, insbesondere in der Kunst der Moderne, eine Art Residuum des Semiotischen zu finden ist. Es sei die Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die eine solche „Revolution“ – daher der Titel des Buches – angestoßen habe, indem sie die „Repräsentation“ des Semiotischen im Symbolischen betreibe. Kristeva entwirft eine Theorie der Moderne – oder besser der Avantgarde –, die mit den Namen Lautréamont, Mallarmé, Joyce, Artaud und Bataille bis zu Philippe Sollers verbunden ist. Hier verbindet sie Ästhetik und Kulturkritik, Psychoanalyse und Subjektkritik mit einem spezifischen Modell der Erkenntnis und der Sprachtheorie.

> „Le sujet du langage poétique est en quelque sorte un homme qui se fait femme mais ne veut pas l´être, et qui par ce second tournement, reprend une posture disons phallique qui le maintient dans le langage. La ‚femme‘ dont il s´agit ici et qu´il se sait menacé d´être, est synonyme de jouissance, c´est à dire selon la description mallarméenne d´une perte de la capacité créatrice, d´une limite de langage meme, au-delà de laquelle il n´y a que l´animalité.“

Weiter heißt es: „La difference sexuelle vacille: elle est lui, lui est elle. Ce mélange produit le sacré, articulant en rythme et nombre un lieu sans langage.“[18] Semiotisches hat also nur im Symbolischen seinen Raum. Umgekehrt gilt das Gleiche. Die Geschlechterdifferenz werde in den Texten von Mallarmé spielerisch eingezogen. Dies bedeutet, dass auch die Differenz zwischen Denotation und „musikalischer“ Sprache ausgespielt, diejenige zwischen ödipaler und präödipaler, damit die zwischen „Mutter“ und „Vater“ etc. bewegt wird.

Kristeva bezieht nicht nur ihre *Beispiele* aus der Literatur der Moderne, sondern scheint ganz offensichtlich auch an ein theoretisches *Modell* anzuknüpfen, das in der Moderne in den unterschiedlichsten Varianten von den un-

terschiedlichsten Autoren diskutiert wurde. Dabei handelt es sich nicht immer in erster Linie um Geschlechtertheorien, sondern vielmehr um Kunst-, Wahrnehmungs- und Sprachtheorien.[19] Die Sprachkritik von Hugo von Hofmannsthals berühmtem Brief des Lord Chandos, Rilkes *Malte Laurids Brigge*, Musils „Anderer Zustand", die *écriture automatique* der Surréalisten und auch Walter Benjamins Konzept der Ähnlichkeit oder der Plötzlichkeit von Wahrnehmung weisen darauf hin, dass Kristevas Sprach- und Literaturtheorie an einen Diskurs anschließen, der es nahe legt, ihre Unterscheidung von Semiotisch und Symbolisch, d.h. auch die „femme" und den „homme" im Rahmen einer metaphorologisch orientierten Kulturwissenschaft zu untersuchen.

Diese zunächst sehr eindrucksvolle sprachphilosophische Herleitung einer Differenzthese bringt allerdings eine ganze Anzahl von Problemen mit sich. Die Identifikation weiblichen Sprechens mit einer nicht logozentrischen Rede findet sich im Rahmen einer das ganze 20. Jahrhundert dominierenden Kultur-, Rationalitäts- und Subjektkritik. In einer geradezu fatalen Weise gleichen dabei die Zuschreibungen, die das weibliche Sprechen erfährt, den Mythen, die immer schon über das Weibliche kursierten. Die metaphorische Komponente der Verwendung von „femme" bei Kristeva wurde daher oft nicht ausreichend berücksichtigt. Frauen finden sich dann dort wieder, wo nicht rational, wo nicht instrumentell kommuniziert wird, Frauen haben keinen Diskurs der reinen Performanz, d.h., sie haben keine diskursive Autorität. Frauen sind auch hier wieder das Andere der Vernunft – und es hilft dann gar nichts, wenn diese Vernunft kritisiert wird – sie sind wie zu Freuds Zeiten wieder auf Seiten des Dunklen, des Unheimlichen, Mythischen und besonders auch des mystischen Sprechens. Frauensprache ist Körpersprache. Frauen sind Hysterikerinnen. Das bleibt unbefriedigend.

c) Es bleibt zu fragen, ob die *Gender Studies* hier ein neues Angebot machen können. *Gender Studies* sind nicht zuletzt der Protest von Frauen gegen Frauen: Die Theorie der *Ecriture feminine* und der amerikanische feministische Dekonstruktivismus, wurden angegriffen, weil viele Frauen sich dort nicht repräsentiert sahen. Camille Paglia gehört ebenso zu ihnen wie schwarze Autorinnen, die gegen eine weiße akademische Dominanz des Frauendiskurses protestierten. Der Fehler war offenbar diesmal, dass der reine ahistorische Textualismus der Dekonstruktivistinnen die institutionellen und sozialen Bedingungen der Frauenfrage – und dies heißt auch theoretisch – aus den Augen verloren hatte. Mit den *Gender Studies* bot sich eine neue Sichtweise an, die dezidiert den historischen Arbeiten Foucaults folgend die diskursive Macht historischer Dispositive ins Auge fasst und zwar mit den von den *Cultural Studies* ausgerufenen Leitthemen ‚Race, Gender, Class'.

In gewisser Weise konnten die *Gender Studies* an die Dekonstruktion weiblicher Identität allerdings anknüpfen, indem die Suche nach einer ursprünglichen weiblichen Identität, die es wieder herzustellen gelte, erst gar nicht in die Diskussion geriet. Die Kategorie ‚Gender' wurde in Absetzung von einem irgendwie ontologisch, biologisch bestimmbaren oder psychoanalytisch identifizierten ‚Sex' eingeführt.[20] *Gender* ist die historisch variable Form des so genannten sozialen Geschlechts. Die *Gender*-Forschung ist – wie alle neueren Theorien – strukturalistischen bzw. poststrukturalistischen Ansätzen verpflichtet und geht daher von theoretischen Differenzparadigmen aus. *Gender*-Forschung ist daher notwendigerweise immer die Erforschung von Männern und Frauen *zugleich*.[21] *Gender*-Forschung hat sich zudem die Grundlagen der Kultursemiotik und der Foucaultschen Machtphilosophie zu Eigen gemacht und hält daher Dualismen immer für implizit oder explizit hierarchisch. Zudem ist für sie – wie für Foucault – Macht nicht nur dort zu finden, wo Verbote, Einschränkungen und Begrenzung herrschen, sondern auch dort, wo eine positive Gestaltungsmacht am Werk zu sein scheint.

Gender Studies bleiben also dabei, die Differenz zwischen den Geschlechtern in einem *ontologischen* oder *biologischen* Sinne einzuziehen, zu streichen. Dies bedeutet aber nicht, dass das Weibliche jenseits aller Differenzen nur als Differenz selbst zu denken ist; und es bedeutet natürlich auch nicht, dass keine Differenzen mehr zu konstatieren wären. Allerdings werden diese nun als Formen kultureller Symbolisierung verstanden, als solche untersucht und kritisiert. Geschlechterrollen gelten als *institutionalisierte* Verkleidungen, als Travestien, die man allerdings nicht beliebig verändern kann. Jede solche Veränderung ist immer zugleich ein Akt der Subversion.

Das besondere Interesse gilt daher Geschlechterrollen im Kulturvergleich und in historischer Perspektive. Ethnologische Untersuchungen und besonders Studien zur Epochenschwelle um 1800 sind besonders zahlreich, da hier der diskursive Charakter der naturalistisch begründeten Geschlechterdifferenz besonders deutlich wird. Besondere Formen der Geschlechterperformanz wie Transsexualität[22] und Transvestismus[23] werden nun zu wichtigen Themen. Das so genannte Cross-dressing wurde genau untersucht, die Rollenverteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren etc. Diese Untersuchungen wurden unternommen mit dem dezidierten Erkenntnisinteresse, das kritische Potenzial der *Gender These* zu beleuchten, d.h. zu belegen, dass der Geschlechter-Konstruktivismus ein spezifisches emanzipatorisches Potenzial enthält.

Gender Studies scheinen also verschiedene Voraussetzungen mit den Kulturwissenschaften zu teilen. Die theoretischen Grundlagen überschneiden sich. Neben der historischen Diskursananlyse spielen auch Momente der

dekonstruktivistischen Sprachtheorie eine Rolle. In der Frage nach den symbolischen Formen von Kultur treffen sich die *Gender Studies* mit den Kulturwissenschaften und den *Cultural Studies*. Der Kulturbegriff der Kulturwissenschaften umfasst immer auch schon die Geschlechterperformanz und zugleich ist nun die Erforschung der Geschlechterfrage eine Untersuchung kultureller Symbolisation geworden. *Cultural Studies* sind ohne Geschlechterforschung nicht denkbar, weil der hier verwendete Kulturbegriff durch die Genderperformanz in erheblichem Maße mitbestimmt wird. *Gender Studies* wiederum sind per se immer schon Kulturwissenschaften, weil sie eine spezifische Form kultureller Symbolisierung untersuchen. Das ‚und' zwischen *Cultural studies* und *Gender Studies* hat also eine andere Qualität als das zwischen Existenzialismus *und* Feminismus oder Dekonstruktion *und* Feminismus. Hier geht es nicht um mehr oder weniger gelungene Adaptionen einer Theorie, die ursprünglich nur das männliche Subjekt im Auge hatte. Die Verbindung von *Cultural Studies* und *Gender Studies*, wie sie sich nun in vielen Studiengängen, aber auch in Zeitschriften, Kongressen etc., abzeichnet, scheint tatsächlich eine neue Perspektive der Forschung und Lehre zu bieten, die weder eine nachträgliche Adaption nötig macht, noch einen separaten Raum innerhalb einzelner Disziplinen erfordert.

Ein besonders erfolgreiches Beispiel für die *Gender*-Forschung der letzten Jahre stellt Judith Butlers Werk *Das Unbehagen der Geschlechter* dar. Sie vertritt einen radikalen Konstruktivismus, der mit einer Begründung von ‚Sex' und ‚Gender' durch irgendwelche ontologischen Argumente endgültig abrechnet. Butler wendet sich gegen ein überkommenes Bild von verschütteten Ursprüngen einer irgendwie wahren weiblichen Geschlechtsidentität. Sie besteht darauf, dass Geschlechtsidentität eine kulturelle Konstruktion ist, die nicht aus dem biologischen Geschlecht abgeleitet werden kann.[24] Geschlechtsidentität ist also der Effekt gesellschaftlicher Handlungen oder historischer Diskurse. Ein solcher Effekt, dies formuliert sie im Sinne Foucaults, kennt keinen Agenten, keinen Täter, der hinter dem Tun stehen könnte. Die Kategorie ‚Frau' so Butler, ist selbst ein prozessualer Begriff, ein Prozess der immer offen bleibt für Eingriffe und Bedeutungen.[25]

Diese Argumentation zu teilen, scheint heute nicht mehr problematisch. Nicht nur die französische Tradition des Poststrukturalismus, die einschlägige Nietzsche-Rezeption und die Diskurstheorie Foucaults haben solche Einsichten verbreitet. Schließlich vertreten auch die angelsächsischen Pragmatisten in der Tradition von Dewey und James keine andere Position. Butlers Werk ist ein Beispiel für gelungene kulturwissenschaftlich orientierte Geschlechterforschung. Die Sonderstellung, die es durch die außergewöhnlich intensive Rezeption in Deutschland bekam, ist erstaunlich und wohl unter anderem einer

mangelnden internationalen Verflechtung der bundesdeutschen Diskussion zu verdanken.

Zweifellos hat allerdings die Rezeption ihres Werkes dafür gesorgt, den schon lange latenten Konstruktivismus durchzusetzen. Unbefriedigend bleibt allerdings die Konsequenz aus diesen Thesen. Sie konstatiert, dass es keine Ontologie der Geschlechteridentität gebe, auf der sich Politik aufbauen ließe. Die Antwort, dass das Verhalten von Frauen aber nun in erster Linie eine Subversion der verdinglichten Geschlechteridentität sein solle, scheint wenig schlüssig. Die Übertragung des Konzepts von ‚Subversion' aus dem Bereich der Sprachtheorie in das der gesellschaftlichen Praxis ist auch hier mit einem Verlust an Komplexität und Esprit bezahlt.

Die Probleme, die sich in den Ansätzen von Simone de Beauvoir und Julia Kristeva gezeigt hatten, sind durch die Theoriebildung, wie sie die Kulturwissenschaften heute anbieten, vermeidbar geworden. Die Frage nach der politischen Dimension der Theorie, die alle drei verschiedenen Ansätze verbindet, hat auch in der kulturwissenschaftlich verankerten *Gender*-Forschung noch keine befriedigende Antwort gefunden.

Anmerkungen

1 Vgl. Richard Rorty zur Frauenfrage: ders.: *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt 2000, darin: „Feminismus und Pragmatismus“, S.292-328.

2 Zu den einzelnen Themen werden hier nur sehr wenige Werke zitiert. Weitere Angaben finden sich jeweils in den Sammelbänden und Einführungen. Die Literatur zu beiden hier angeschnittenen Themen ist unübersehbar und kann auch nicht annähernd angemessen referiert werden. Renate Glaser: Matthias Luserke, *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft, Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996.

3 Auch Friedrich Kittler wählt in seinem Band *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000, den Singular. Die von ihm interpretierten Beispiele zeigen, dass es sich um eine konventionelle Reihung von Kulturphilsosophien aus unterschiedlichen Disziplinen handelt. Von Vico über Hegel bis Nietzsche und Heidegger gibt er einen Überblick über verschiedene Konzeptionen von ‚Kultur‘ und deren Beschreibung bzw. Erforschung. Für den deutschen Kontext ist die ausführliche Berücksichtigung des französischen Historikers und Geographen Volney interessant, da er eine meist vernachlässigte Traditionslinie der Kulturwissenschaften, d.h. die sog. „Idéologues“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts, repräsentiert.

4 Vgl. zur Diskussion über den Gegenstand der Literaturwissenschaften: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, die Bde. 42 und 43 (1998 und 1999) mit Beiträgen u.a. von Heinz Schlaffer, Hartmut Böhme, Wilfried Barner, Jörg Schönert.

5 Dietrich Harth: *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften*, Dresden/München 1998, S. 51.

6 Johannes Anderegg, Edith Anna Kunz (Hrsg): *Kulturwissenschaften: Positionen und Perspektiven*, Bielefeld 1999; Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller: *Orientierung Kulturwissenschaft: Was sie kann, was sie will*, Hamburg 2000.

7 Jonathan Dollimore (Hrsg.): *Political Shakespeare: New Essays in Cultural Materialism*, Manchester 1985; Jean E. Howard: *Shakespeare Reproduced: The Text in History and Ideology*, New York 1987; Lisa Jardine: *Reading Shakespeare Historically*, London 1996; Stephen Greenblatt: *Shakespearian Negociations*, Berkeley 1998; Anselm Haverkamp: *Hamlet. Hypothek der Macht*, Berlin 2001.

8 Vgl. dazu etwa Friedrich Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.

9 Cary Nelson, Paula A. Treichler, Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Cultural studies: An Introduction*, New York 1987; Chris Barker: *Cultural studies: Theory and Practice*, London 2000; Rolf Lindner: *Die Stunde der cultural studies*, Wien 2000; Lawrence Grossberg: *What´s going on? Cultural Studies und Popularkultur*, Wien 2000; Roger Bromley, Udo Göttlich (Hrsg.): *Cultural studies. Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg 1999; Jessica Munns: *A Cultural Studies Reader:*

History, Theory, Practice, London 1998; Dirk Hartmann, Peter Janich (Hrsg.): *Die kulturalistische Wende*, Frankfurt/Main 1998; Jürgen Kramer: *British Cultural Studies*, München 1997;

10 Das Center for Contemporary Cultural Studies (CCCS) wurde 1964 gegründet. Erster Direktor war Richard Hoggart, 1971 folgte ihm Stuart Hall, die 1958 erschienene Arbeit *Culture and Society* und *The Long Revolution* (1961) von Raymond Williams und Richard Hoggarts *The Uses of Literacy* werden im allgemeinen als der Beginn der *Cultural Studies* bezeichnet. In den 70er und 80er Jahren folgten Arbeiten zu verschiedenen Komplexen wie Jugend und Subkultur, Medientheorie und Rezeptionsstudien, 1978 wird eine Women´s Studies group gegründet, in den 80er Jahren wird AIDS zu einem wichtigen Thema.

11 Rolf Lindner: *Die Stunde der Cultural Studies*, Wien 2000, S.59.

12 Cary Nelson, Paula Treichler, Lawrence Grossberg: *Cultural Studies: An Introduction*, New York 1987, S. 4.

13 Möglicherweise handelt es sich hier auch um die Frage, wie man sich grundsätzlich zu akademischen ‚Moden' verhalten möchte: Ich erinnere dabei an eine Debatte, die vor einigen Jahren im Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft geführt wurde. Neben einer Anzahl von durchaus bedenkenswerten Argumenten für die Erhaltung einer traditionellen Germanistik, findet sich dort ein *Plädoyer für Moden*. Moden haben etwas mit ihrer Zeit zu tun, sie sind nicht beliebig. Roland Barthes betont die semiotische Qualität von Moden. Dies lässt sich auch auf intellektuelle Moden übertragen. (Vgl. Walter Erhart: „Plädoyer für Moden", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), S. 415-422) Die *Cultural Studies* bieten eine Haltung zur eigenen Kultur, die *selbst* im Moment modisch sein mag, aber den Vorteil hat, auf die schnelle Zirkulation von Moden reagieren zu können: Sie sind nicht nur eine Mode, sie haben auch noch etwas dazu zu sagen.

14 Christina von Braun, Inge Stephan (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000 enthält im Anhang neben einer ausführlichen Bibliografie auch ein Verzeichnis von Institutionen und Internetadressen für den Bereich *Gender*-Forschung. In der Bibliografie werden auch Titel aufgeführt, die nicht in dem engeren hier verwendeten Sinne der *Gender*-Forschung zuzurechnen sind.

15 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1986.

16 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1998.

17 Julia Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/Main 1978; franz.: *La révolution du langage poétique*, Paris 1974.

18 Die deutsche Ausgabe enthält diese Textpassagen nicht. „Das Subjekt der poetischen Sprache ist in gewisser Hinsicht ein Mann, der sich zur Frau macht, ohne es sein zu wollen. Durch diese zweite Drehung bekommt er eine phallische Position, die er in der Sprache aufrecht erhält. Die ‚Frau', um die es sich hier handelt und von der

er sich bedroht fühlt, ist das Synonym für Genießen, und das bedeutet – nach der Definition von Mallarmé – das Synonym für den Verlust kreativer Kraft, für die Grenze der Sprache überhaupt, jenseits derer es nur noch Unmenschliches gibt [...] Die Differenz zwischen den Geschlechtern steht nicht still: Sie ist er, er ist sie. Diese Vermischung läßt Heiliges entstehen, da sie in Rhythmus und Dauer einen Ort ohne Sprache anspricht.“ (Julia Kristeva: *La révolution du langage poétique,* S. 604ff.).

19 Weibliches Sprechen, so wäre etwa mit Barbara Vinken zu formulieren, ist dann vor allem eine „Möglichkeit, die Ordnung der Dinge zu unterminieren“. Weiblichkeit ist eine negative Potenz, eine Figur der Entstellung, eine Funktion, die Identität durchkreuzt. Weiblichkeit bzw. weibliches Lesen ist gewissermaßen die Dekonstruktion per se oder auch Weiblichkeit „ist“ Differenz. (Barbara Vinken (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt/Main 1992, S. 19.

20 Vgl. etwa Elaine Showalter: *Speaking of Gender,* New York 1989; Joan W. Scott: *Gender and the Politics of History*, New York 1988.

21 Daher auch die Etablierung der Men-Studies, vgl. Britta Herrmann/Walter Erhart: *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart 1997.

22 Gesa Lindemann: *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt 1993.

23 Majorie Garber: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*, Frankfurt 1993; Sandra M. Gilbert, Susan Gubar: *Reinventing Gender*, New Haven /London 1989.

24 Vgl. dazu kritisch Slavoij Zizek: *Sehr innig und nicht zu rasch*: Zwei Essays über sexuelle Differenz als philosophische Kategorie, Wien 1999.

25 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1991, S. 60.

Literatur

Anderegg, Johannes, Kunz, Edith Anna (Hrsg): *Kulturwissenschaften: Positionen und Perspektiven*, Bielefeld 1999.

Barker, Chris: *Cultural studies: Theory and Practice*, London 2000.

Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1986.

Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/ Müller, Lothar: *Orientierung Kulturwissenschaft: Was sie kann, was sie will*, Hamburg 2000.

Braun, Christina von /Stephan, Inge (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000

Bromley, Roger / Göttlich, Udo (Hrsg.): *Cultural studies*. *Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg 1999.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1998.

Dollimore, Jonathan (Hrsg.): *Political Shakespeare: New Essays in Cultural Materialism*, Manchester 1985.

Erhart, Walter: „Plädoyer für Moden“, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), S. 415-422.

Garber, Majorie: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst,* Frankfurt/M. 1993.

Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan: *Reinventing Gender,* New Haven/ London 1989.

Glaser, Renate / Luserke, Matthias: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft, Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996.

Greenblatt, Stephen: *Shakespearian Negociations*, Berkeley 1998.

Grossberg, Lawrence: *What´s going on? Cultural Studies und Popularkultur*, Wien 2000.

Harth, Dietrich: *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften*, Dresden/ München 1998.

Hartmann, Dirk / Janich, Peter (Hrsg.): *Die kulturalistische Wende*, Frankfurt/M. 1998.

Haverkamp, Anselm: *Hamlet. Hypothek der Macht*, Berlin 2001.

Herrmann, Britta/Erhart, Walter: *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart 1997.

Howard, Jean E: *Shakespeare Reproduced: The Text in History and Ideology*, New York 1987.

Jardine, Lisa: *Reading Sheakespeare Historically*, London 1996.

Kittler, Friedrich: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.

Kramer, Jürgen: *British Cultural Studies*, München 1997.

Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/M. 1978.

Lindemann, Gesa: *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt/M. 1993.

Lindner, Rolf: *Die Stunde der cultural studies*, Wien 2000.

Munns, Jessica: *A Cultural Studies Reader: History, Theory, Practice*, London 1998.

Nelson, Cary/Treichler, Paula A./ Grossberg, Lawrence (Hrsg.): *Cultural studies: An Introduction*, New York 1987.

Rorty, Richard: „Feminismus und Pragmatismus“, in *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt/M. 2000, S. 292-328.

Scott, Joan W.: *Gender and the Politics of History*, New York 1988.

Showalter, Elaine: *Speaking of Gender*, New York 1989.

Vinken, Barbara (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt/M. 1992, S. 19.

Zizek, Slavoij: *Sehr innig und nicht zu rasch: Zwei Essays über sexuelle Differenz als philosophische Kategorie*, Wien 1999.

Friederike Hassauer

Die Matrix des Wissens: Autorität und Geschlecht

Für Peter Roos

„Docere autem mulieri non permitto, neque dominari in virum, sed esse in silentio.“ – „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei.“ (1 Tim. 2,12 [Paulus])[1]

Was mit Paulus nicht erst beginnt, was Abaelard Heloisa lehrt, was Thomas von Aquin von Aristoteles lernt, was Kant die Aspirantinnen der Wissenschaft lehrt und Rousseau alle Frauen, was die Fakultäten und die Kultusministerien die Kandidatinnen lehrten, die damals, zur Jahrhundertwende, das Recht auf Frauenstudium, das Promotionsrecht, das Habilitationsrecht zuerkannt haben wollten und die, die heute 5% der C4 Professoren stellen: Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität.

Mag Heloisa im 12. Jahrhundert ihr „desiderium philosophie“ an die Welt richten, mag eine Christine de Pizan im 15. Jahrhundert ihren „amour d‘estude“ verfolgen und nach dem „doulx gout de science“ verlangen, mag im 17. Jahrhundert Sor Juana Inés de la Cruz ihren „amor a la sabiduría“ bekennen und nichts anderes wollen, als sich ihrer „inclinación a las letras“ beugen[2]. Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität.

„Docere autem mulieri non permitto, neque dominari in virum, sed esse in silentio.“[3] Was die Pastoralbriefe des Paulus als Meistertext nur exemplarisch autoritativ fixieren, hat in der griechisch-römisch/jüdisch-christlichen Denkform Europas Epochen übergreifend Bestand. Auf lange Dauer gilt die Gleichung *docere – dominare*. Auf *longue durée* ist auch die Gleichung *silentio – subjectio* gestellt: „Mulier in silentio discat cum omni subjectione.“ „Ein Weib lerne in der Stille mit aller Untertänigkeit.“ (1 Tim. 2,11).

Was es, mit der Autorität der Bibel bezeugt, einst gab – das weibliche Prophetentum, die Öffentlichkeit der weiblichen Stimme – wird liquidiert. Mag die Gemeinde der „Brüder“ auch „apocalypsis“ und „doctrina“ besitzen – der eine „hat eine Lehre“, der andere „Auslegung“, der dritte „Offenbarung“ (1 Kor. 14,26) und „(redet) mit Zungen“, „einer um den anderen“ (1 Kor. 14,27) – mag

die Gemeinde der Brüder damit über „lingua“ ebenso verfügen wie über „interpretatio“ (1 Kor. 14,26):

> „mulieres in ecclesiis taceant“ – „es soll ihnen nicht zugelassen werden, dass sie reden, sondern sie sollen untertan sein, wie auch das Gesetz sagt. – Wollen sie aber etwas lernen, so lasset sie daheim ihre Männer fragen. Es steht den Weibern übel an, in der Gemeinde zu reden.“ (1 Kor. 14, 34-35).

Ach, das Gesetz! „Das Gesetz, unser Zuchtmeister“, heißt es in der Luther-Übersetzung (Gal. 3,24).

Der Logos des Gesetzes des Vaters unterscheidet im Abendland für mehr als zwei Jahrtausende in Politik, Wirtschaft und Religion, in Kunst und Wissenschaft die öffentliche Autorität des Wissens von der Obskurität privater Kenntnisse. Der Logos des Gesetzes des Vaters scheidet männliche ‚Bildung‘ von weiblicher ‚Herzensbildung‘, scheidet ‚Verstand‘ von ‚Hausverstand‘. Der Logos des Gesetzes des Vaters trennt formale, institutionelle und professionelle Bildung der Männer von informeller, natürlicher und instinktiver Herzensbildung der Frauen. Der Logos des Gesetzes des Vaters trennt Vernunft von Geschlecht, macht Männer zu Menschen und Frauen zum *sexus sequior* oder zum *beau sexe* – zum schönen, zum schwachen, zum zweiten – zum anderen, zum Geschlecht. Der Logos des Gesetzes des Vaters trennt Autorität von ihrem Anderen des Geschlechts. Nicht, dass diese Autorität von der anderen Seite nicht beansprucht würde – sie wird verwehrt.

„Puestos y cátedras“ – öffentliche Ämter und Lehrstühle reklamiert María de Zayas, die spanische Novellistin des 17. Jahrhunderts vergeblich;[4] zähneknirschend bescheidet sich ihre geistliche Schwester in Mexiko, Sor Juana, mit dem Lob des Nutzens des privaten Studierens, Schreibens und Lehrens – „estudiar, escribir y enseñar privadamente“ –, da Lehrstuhl und Kanzel – „el leer públicamente en las cátedras y predicar en los púlpitos“ – den Frauen nicht gestattet sind.[5] Seufzend die Klage, der „grief“[6] der Christine de Pizan über das Fehlen weiblicher *auctoritas* und weiblicher *memoria* über die Jahrhunderte: „se femmes eussent les livres fait […]“ – wenn die Frauen die Bücher geschrieben hätten statt der Männer![7]

Welche Perspektiven kann also die Einführung der Kategorie ‚Geschlecht‘ in eine Geschichte der Autorität eröffnen?[8] Im Focus steht die Frage nach Funktionszusammenhängen und Funktionssituationen von *Genus* und *auctoritas* – sowohl *der* Wissenschaft wie *in* der Wissenschaft. Zur Debatte steht damit die Geschichte einer Relationierung: geschlechtslose?/geschlechtsabstinente?/geschlechtsblinde?/ungeschlechtliche? oder vergeschlechtlichte Autorität? Der

Blick auf genusmodalisierte Autorität *der* Wissenschaft und *in* der Wissenschaft umfasst daher sowohl das neuzeitliche, funktional ausdifferenzierte Subsystem als auch die Vorvergangenheit stratifizierter Gesellschaften, in denen Wissenschaft an gemeinsamen Schnittstellen mit Politik, Wirtschaft und Recht, Religion und Kunst ‚multifunktional emergiert', um mit Niklas Luhmann zu sprechen.[9] Blicke damit auch auf die Transversalen von Stimme und Schrift, von Wortgewalt und Schriftbesitz, von Rederecht und Schriftwürdigkeit über den Linien von *ordo* und *genus*.

Jenseits ihrer Trägersubjekte steht damit auch die Matrix jenes Wissens zur Beschreibung, das die Alma Mater produziert, verteilt, sedimentiert und mit ihr andere Institutionen. Habitus und Mentalitäten, Inszenierungen und Kommunikationsformen, Rationalitätsstile und Erkenntnislogiken, Ermächtigungsdiskurse, Wahrheitszuschreibungen und Meritokratieansprüche – all dies steht unter den Rahmenbedingungen der Kategorie ‚Genus' zur Reflexion an.

I. Autorität und Geschlecht: Situationen/Lebensstile/Denkstile – Ein polemischer Befund

Das die Wissenschaft produzierende, das Wissenschaftler rekrutierende, das die Wissenschaft tradierende Geschlecht produziert nicht unbefleckte Erkenntnis, sondern *esprit de corps – esprit de corps* über dem *body social* eines monastisch und homosozial ausgerichteten Prestigekörpers, der über achthundert Jahre lang hoch konstant seine Geschlechtsnatur hält. Situationen/Lebensstile/Denkstile:

„Der Philosoph darf nicht heiraten" – „Uxorem sapienti non esse ducendam"[10], so beruft sich Heloisa auf Theophrast. Da die *curae philosophicae* in der mittelalterlichen Klerikerkultur den *curae divinae*[11] gleichgestellt sind, kann Hieronymus – so argumentiert Abaelard weiter – auch mühelos Cicero beanspruchen: „non posse se et uxori et philosophie operam pariter dare" – „er könne nicht zwei Herrinnen zugleich dienen, der Wissenschaft und der Ehefrau."[12] Frau Welt und ihren „voluptates" entsagend, liegen die Gelehrten „nur noch in den Armen der Frau Weisheit" – „omnes sibi voluptates interdixerunt ut in unius philosophie requiescerent amplexibus".[13]

Wissenschaft unter den Bedingungen mittelalterlicher Klerikerkultur, wie Heloisa sie hier für Abaelard fordert und für sich in Anspruch nimmt, kann als Wissenschaft nur für den Kleriker wie für die exzeptionelle Nonne stattfinden, das heißt: in *continentia* und *abstinentia* – Zölibat der Autorität unter Ausschließung der *molestiae nuptiarum*.[14] Aber auch die Säkularisierung des Klerikergelehrten zum neuzeitlichen Wissenschaftler mit Ehedispens erhält die

homosoziale Struktur einer Institution, die in ihrem Rekrutierunghabitus unverändert Thomas von Aquin folgt. Mögen Frauen als Ehefrauen zum „opus generationis“, einzig zum Werk der Zeugung taugen – zu jedem sonstigen Werke findet der Mann im anderen Manne einen besseren Assistenten als im Weibe: „ad quodlibet aliud opus convenientius juvari possit vir per alium virum.“[15]

Der Mann verkörpert die Berufsrolle des Wissenschaftlers, die Frau die Geschlechtsrolle. Mentoren- und Patronagesysteme sind traditionell homosozial strukturiert. Sie werden konfliktuös, wenn sie als heterosexuelle Sponsorenbeziehungen funktionieren sollen.

So besteht die Geschlechtersegregation der Gelehrsamkeit als Berufsrolle weiter. Wissenschaft als Beruf für Forschung ist Männerdomäne geblieben. Wissenschaft als Vollzeiterwerbsbiografie auf unbefristeten Stellen ist in Europa Domäne für Männer geblieben. Frauen kommen in der männerbündischen, homosozialen Organisation des Wissenschaftskörpers unverändert nur singulär, als „kontinuierliche Seltenheitsmitglieder“[16] vor: akademisches Frauensterben.[17] Überlebende sind Überlebende jener Segregationsregeln und Selektionsraster, die zuverlässig ihre Rekruten heranziehen und die ebenso zuverlässig die abweichende Population dezimieren – noch in den Fächern mit Frauenanteilen von 80-90% Studentinnen.

Homo academicus: seine Professionalisierung, sein Habitus, sein „soziales Gewicht“, sein – so Bourdieu – „symbolisches Kapital“ – seine *Autorität* sind institutionengeschichtlich etabliert.[18] Aber *Homo. Academica*? Ein Grammatikfehler? Eine Absenz! Denn Weiblichkeit ist in dieser symbolischen Ordnung nicht symmetrisch zu Männlichkeit repräsentierbar. ‚Autorität‘ lässt sich auf ‚Weiblichkeit‘ nicht symmetrisch zuschieben.[19]

So produziert die Matrix des Wissens mit ihren Trägern und mit ihren Inhalten vor allem anderen die Markierung der Grenze zu dem, was sie nicht sein will – die Grenze zum Unwissen, die Grenze zu den Nichtbefugten, die Grenze des wissensfähigen und wissenschaftsfähigen Menschen zu seinem Anderen des Geschlechts. Die Autorität dieser Definitionsmacht ordnet zugleich Erzeugung, Sedimentierung und Zugänglichkeit dieses Wissens: *ordo* des Gelehrtenstandes, der in eigenwilliger Weise sich mit *Genus* koppelt. Die Geschäftsordnung der Wissenschaft ist eine Geschlechterordnung, der in dreitausend Jahren abendländischer Zunftsordnung eine geschlechtsabstinente symbolische Ordnung nicht gelingen will.

Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität.

Jenseits der genusspezifischen Homogenität der Träger dieser Autorität entwickeln sich im Europa der Wissenschaft homogene Denkform und homogener Rationalitätsstil, der autoritativ fixiert, was ‚Denken' und ‚Wissenschaft', was Wahrheit, Erkenntnis und *ratio* ist – und was nicht. Dieser androzentrische Wissenschaftskörper ist nicht nur homosozial strukturiert – er denkt auch homosozial.

So wird eine Hildegard von Bingen eben nicht, wie es ein maßgebliches neueres Lexikon formuliert, „von der zeitgenössischen Scholastik nicht rezipiert"[20] – ihre Kosmologie wurde vom Kanon des wissenschaftlichen Wissens ausgeschlossen, war nie und wurde nie ‚Wissenschaft'. So konnte auf der anderen Seite der Matrix des Wissens von Albert Magnus bis zur neuen Naturphilosophie der Renaissance die Stimme der Autorität einen der großen kanonischen Diskursgeneratoren, das Form-Materie-Problem, nur unter den Auspizien von Geschlechterordnung abhandeln. Wie das Weibliche sich zum Männlichen verhält, wie die Frau den Mann begehrt und die Unterordnung unter ihn sucht, so bedarf – in Analogie – von Platon über Aristoteles zu Albertus Magnus[21] die Materie der *forma*; so begehrt die *materia prima* ihrer Natur nach zügellos promisk alle Vielfalt der Form, liegt kaum unter der einen und giert schon nach der Befriedigung durch die nächste – „non prima sta sotto l'uno che desiderando l'altro, cerca dal primo scostarsi" – ewig unbefriedigt, wie die gemeinste Hure: „una publichissima meretrice, […] una donna tale, della conversatione di qualsiasi huomo non si satia mai" – so Alessandro Piccolomini in seiner *Filosofia naturale* von 1551.[22]

Längst handelt es sich hier nicht mehr um das solitäre Bauklötzchen einer „Geschlechtersymbolik"[23] oder eines „sexual symbolism"[24] neben verschiedenen anderen Symbolbausteinen im großen Spielkasten. Hier zeigt sich, dass die geschlechtsblinde Autoritätsfigur geschlechtshaltige symbolische Ordnung baut und zu geschlechtsabstinenter Konstruktion von Welt nicht in der Lage ist. Hier zeigt sich, dass eine stets implizit gehaltene homorationale Autorität, die zur Selbstthematisierung dieses Punktes keinerlei Beobachtung erzeugen kann, dem Wiederholungszwang expliziter Vergeschlechtlichung von Weltordnung nicht entkommt – ob mittelalterliche oder, wie Harding und Keller exemplarisch gezeigt haben, neuzeitliche Wissenschaft.[25]

Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität.

Das Europa des Mittelalters entwickelt einen monotheistischen Rationalitätsstil, der ohne größere Reibungsverluste mit seinem Pendant auf der islamischen Seite kompatibel ist. Wie Aristoteles zum Philosophen schlechthin avanciert – *philosophus* –, so Averroes, der muslimische Theoretiker der Textexegese mit seinen Aristoteles-Kommentaren zum *commentator* schlechthin.

Und gemeinsam avancieren die beiden nahezu friktionsfrei und kulturkonsonant im zeitgenössischen Verständnis zu „Repräsentanten der menschlichen Vernunft".[26] Unter ihrem Autoritätsduo bildet die Scholastik Logik, Methode des Denkens, Theorie des Wissens und Wissenschaftlichkeit aus – und definiert damit autoritativ Logik als zweiwertige Logik, Denken, ratio, Wissenschaft – und all das, was dies nicht ist: *aut aliquid, aut nihil – tertium non datur*.

Kulturkonsonant wird im gleichen Zug die Verschleierung der Öffentlichkeitsfigur der Frau als Figur des Autoritätsmangels, als Figur der Absenz von Autorität betrieben: die „cultural intelligibility"[27] inszeniert, so Judith Butler, kulturelle Nicht-Intelligibilität ihres Anderen als ‚Ausgeschlossenes' und ‚Verworfenes'. Wie der Koran (XXXIII,59 und XXIV,31)[28] das Niederschlagen der Augen und die Haftung für das Verbergen der Reize zur Sichtbarmachung weiblicher Unsichtbarkeit in der Öffentlichkeit installiert, so hält noch im Schwung der Tridentinischen Reform ein Juan Luis Vives in seinem europaweit Schule machenden Traktat von der Erziehung der christlichen Frau – *De Institutione Foeminae christianae* – sein Mündel an, den Vormündern Paulus und Hieronymus Folge zu leisten:

> […] ehe sie den Fuß über die Schwelle setzt, soll die Jungfrau sich rüsten wie zum Kampfe. Der hl. Paulus will durchaus nicht, dass ein Weib ihr Haupt entblöße, und der hl. Hieronymus verlangt, dass wenn es ausgeht, nicht Hals, Brust und Nacken entblößt sei, sondern nur die Augen frei bleiben, um den Weg zu finden […] Ihre Augen schlage sie nieder und erhebe sie selten und züchtig.[29]

Sie – „Summa cum auctoritate loqui"? Sie – „Magna auctoritas in ea oratione inerat"? Sie – „maximae auctoritatis esse"?[30] Die exemplarischen Verwendungsbelege geben selbst die Antwort.

Die *professores*, die Bekenner der wissenschaftlichen Autorität inszenieren dagegen ihre Öffentlichkeitsfigur: „Legitimität" und „Machtvollkommenheit", „Einfluss" und „Ansehen", „auf Ansehen gegründete Macht", „Bedeutung" und „Beweiskraft", „Gewicht" und „Glaubwürdigkeit"[31] – sie tragen ein Geschlecht, Epochen übergreifend. Ob Rationalitätsschub der Scholastik des 12. Jahrhunderts oder Rationalitätsschub der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ob Gott die erste Stelle der Autoritätsspitze besetzt oder ob Natur die oberste Legitimitätsfigur abgibt: Epochenübergreifend bleibt die Genushaltigkeit dieser Figur, bleibt die Genushaltigkeit der Inklusions- und Exklusionsriten der *auctoritas*.

Autorität *der* Wissenschaft und *in* der Wissenschaft: Eine Rabenmutter ist diese Alma mater, und nur rarae aves überleben den „Defekt der Natur"[32], wie Thomas das autoritätsunfähige Geschlecht nennt – *rarae aves*, wie der Phönix,

der weiße Rabe oder der schwarze Schwan, belehrt uns der *Rosenroman*.[33] Alma mater – die Matrix ihres Wissens, die „disziplinäre Matrix“ von Normalwissenschaft, wie Thomas S. Kuhn sie als kategoriales Mittel der Wissenschaft beschrieben hat – diese Matrix des Wissens ist in der Autorität ihrer Schemata und Modelle, ihrer leitenden Werte und musterhaften Problemlösungen[34] wissenschaftsgeschichtlich gerade eben erst an den Rand des *gender turn* und damit an den Rand des alten patriarchalen Paradigmas gerückt. Mag Frauenforschung sich als Teildisziplin etablieren, nach wie vor steht die Kategorie *gender* in eklatantem Rückstand und Legitimationsdefizit gegenüber der Autorität breitbeforschter, wohletablierter traditioneller Kriterien der Matrix wie denen sozialer Stratifizierung; nach wie vor ist die Kategorie *gender* mit den traditionellen Matrixkategorien unzureichend kompatibilisiert. Und nach wie vor ist die *long-term*-Erstreckung von Phänomenen aus dem Objektbereich der Geschlechterforschung jenseits traditioneller Periodisierungslinien ungelöstes Ärgernis. Autorität und Geschlecht: Was ein Blick auf Situationen/Lebensstile/Denkstile vergegenwärtigt, ist der Konstruktion der Figur wissenschaftlicher Autorität inhärent.

II. Autorität und Geschlecht: Genese und Funktion einer Relation

Wie *auctoritas*-fähig ist die Frau? Wie wird die „kulturelle Intelligibilität“ dieser Gestalt erzeugt? Zu der Bedeutung „Mannesstolz“[35] muss das Vollbild von „Ansehensmacht“ und „gehorteter und ersparter Sozialmacht“[36] sich gar nicht erst vereindeutigen – *auctoritas* ist die Figur der *auctoritas*-Unfähigkeit der Frau – in Recht, Politik, Wirtschaft, in der Kirche, in den Wissenschaften und in der Kunst.

Die mindere Rechtsstellung der Frau mag ihr immer noch stets große formale und informelle Spielräume von Geschäftsfähigkeit bis Lehensfähigkeit einräumen, Spielräume von wirtschaftlichen und herrschaftlichen Funktionen – aber das gesamte mittelalterliche Europa führt die im Römischen Recht seit dem 4. Jahrhundert getilgte Geschlechtsvormundschaft wieder ein. Und das gesamte mittelalterliche Europa führt im kanonischen Recht und in allen Länderrechten ausnahmslos die römische Rechtstradition der Ämterunfähigkeit der Frau im öffentlichen Leben fort – mit linearen Konsequenzen und ununterbrochenen Kontinuitäten bis auf den heutigen Tag.

Was der Frau geschuldet ist, heißt daher *pietas*, nie *auctoritas*.[37] Ihre mindere personenrechtliche Position unterstellt sie der *auctoritas tutoris* in der Form der *tutela mulierum*, also der Geschlechtsvormundschaft durch den Ehemann. Die Munt des männlichen „Gewalthabers“[38] über die Frau umfasst

somit den Anspruch auf Gehorsamspflicht ihrerseits wie das Züchtigungsrecht seinerseits, und ebenso die genehmigende Anwesenheit dieses Vormunds bei Rechtsgeschäften des Mündels, analog zur *auctoritas tutoris* über Minderjährige (*impuberes*).

Diese mindere privatrechtliche Stellung der Frau im Rahmen naturgesetzlicher[39] Familienautorität des Ehemannes – noch ein Horkheimer wird sich an dieser Naturgesetzlichkeit abarbeiten, wenn auch nur an der zwischen Vätern und Söhnen – wird konsequent fundiert in und überwölbt von Kosmologie- und Hierarchie-Vorstellungen des kanonischen Rechts, das mit Paulus den Mann als Haupt der Frau – „vir est caput mulieris" – instituiert, die Frau dagegen als Leib des Mannes (Eph. 5,23ff.).[40]

Entscheidend wird daher die strikte Kopplung von privater – das heißt: familiärer – Autoritätsunfähigkeit mit öffentlicher Autoritätsunfähigkeit in Wirtschaft, Staat, Kirche und den Wissenschaften.[41] Weltliches und kirchliches Ämterrecht schließen die Frau vom öffentlichen Staats- und Gemeindeleben aus. Gerichtliche Funktionen – ob Zeugin, ob Richterin – öffentliche Ämter, politische und liturgische Funktion, Lehr- und Leitungsrecht in der Kirche, Weihegewalt – vom Diakonat bis zum Episkopat – bleiben verschlossen: die Frau – „eine Vielzahl von rechtlichen Unfähigkeiten".[42]

Wenn es Cicero ist, dem die Einführung eines „geistig-literarischen Bereichs" in den zuvor nur „rechtlich-politisch definierten" Bereich von Autorität geschuldet wird, dann ist die hier neu eröffnete *auctoritas* „des Rhetors, des Philosophen, des Gelehrten, der wissenschaftlichen Autorität"[43] überhaupt der Zentralort, an dem das „Lehrverbot"[44] des kanonischen Rechts greift.

Mittelalter? Mag der Ausschluss von den Ämtern der Rechtspflege in Deutschland 1922 beendet sein – ab diesem Zeitpunkt dürfen Frauen erstmals Rechtsanwältin und Richterin werden –; mag das Wahlrecht sich in Europa zwischen 1918 und 1945 herbeibequemen – die Alma Mater benötigt nicht einmal ein „faktisches Habilitationsverbot"[45], da ein solcher Fall außerhalb des Vorstellungsvermögens und damit außerhalb der säkularen Verrechtlichung lag. Das Ansinnen war durch oral tradiertes Gewohnheitsrecht der Fakultäten schon im Vorfeld abzuschmettern: *esprit de corps, auctoritas* des Lehrkörpers, Matrix des Wissens. Anders als bei Richterinnen und Rechtsanwältinnen stehen heute, siebzig Jahre nach den ersten sechs Habilitationen im deutschen Sprachraum, die C4-Professorinnen immer noch bei 5%, weil hier Amtsunfähigkeit und Lehrverbot kumulieren zur Leerstelle von *auctoritas*.

Venia legendi: jahwistische Vorstellungen des Rabbinismus, römisches Recht, Kirchenväter, paulinische Pastoralbriefe, Decretum Gratiani[46] – die finale Festschreibung fixiert wieder einmal Thomas von Aquin.

„Utrum gratia sermonis sapientiae et scientiae pertineat etiam ad mulieres?" lautet die Frage der Disputation; und zu jener „Gnade der Rede der Weisheit und Wissenschaft", deren Erstreckung auf die Frau die *Quaestio* 177 der *Summa theologica* erledigt, gehört selbstverständlich auch die Gnade der Lehre: „Ad hujusmodi enim gratiam pertinet doctrina!" Frage: *Add women and stir*? Antwort: Der Rede kann man sich „auf zweifache Weise bedienen", „private" und „familiariter" zum einen – „im vertraulichen Gespräch einem oder mehreren gegenüber": „Und diesbezüglich kann die Gnade der Rede Frauen zukommen" – „potest competere mulieribus". Aber die andere, die öffentliche Rede – „publice alloquendo", „in der Ansprache an die ganze Gemeinde"? „Et hoc mulieri non conceditur!" Warum? „principaliter" „wegen der Stellung des weiblichen Geschlechts, das dem Manne untergeben sein soll" – „subditus viro". „Lehren aber und überzeugen als öffentliches Amt in der Kirche ist nicht Sache der Untergebenen" – „subditi", „sondern der Vorgesetzten"– "praelati". „Wenn darum Frauen die Gnade der Weisheit oder Wissenschaft haben, können sie diese im Sinn privater, nicht aber öffentlicher Lehre verwalten": „possunt eam administrare secundum privatam doctrinam, non autem secundum publicam."

Im Gegensatz nämlich zur gnadenhaften Gottebenbildlichkeit aller Menschen ohne Unterschied des Geschlechts „bezieht sich (die Gnade der Rede) dagegen auf die Unterrichtung der Menschen, bei welchen sich der Unterschied der Geschlechter findet."[47]

Autorität und Geschlecht: der institutionengeschichtlichen Ebene der Amts-*auctoritas*, in diesem Fall des Zugangs zum Lehramt, ist also vorgeschaltet die Begründungsinstanz der anthropologischen Diskurse – anthropologische Differenzdiskurse über die Bedingungen der Möglichkeit oder der Unmöglichkeit, der Frau zuallererst Vernunftsfähigkeit zuzuschreiben, um sie für Wissensfähigkeit zu qualifizieren, damit Wissenschaftsfähigkeit in ihre Reichweite gelangen kann.

Die Frau für *capax dei* wie den Mann zu erklären, für genauso erlösungsfähig und im Eschaton beheimatet[48], war im alteuropäischen Theoriedesign stets um ein Erhebliches kostengünstiger zu haben als das Problem, die Frau für *capax rationis* zu erklären, symmetrisch zum Mann. Während im Rahmen gnadenhafter Gottebenbildlichkeit gemeinsam mit den Unterschieden der sozialen Stratifikation und der Ethnizität auch der Geschlechtsunterschied angesichts der Transzendenz für bedeutungsleer erklärt werden kann – „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib"

(Gal. 3,28) –, ist in der Immanenz dagegen die „natürliche Gottebenbildlichkeit“ strikt hierarchisch „gestuft gedacht“[49] – mit gravierenden Konsequenzen.

Konsequenzen, die das 18. Jahrhundert im *mainstream/malestream*-Diskurs nicht umstellt, sondern neu festschreibt, indem es diese statt über Gott nun über Natur begründet und somit die totalisierende Naturalisierung der Geschlechtercharaktere exekutiert: „la femelle est femelle toute sa vie“ wird Rousseau im *Émile* schreiben: „Le mâle n‘est mâle qu‘en certains instants,“[50] dem ewigen Weibchen steht der Mensch, der nur im Moment des Geschlechts Mann ist, gegenüber.

Der ‚kulturelle Konstruktionsapparat‘ *gender* verfertigt so zwei völlig unterschiedlich konstruierte Geschlechtsidentitäten dadurch, dass sie auf zwei völlig unterschiedlichen Extensionen von Geschlechtsnatur fundiert sind. Das Zusprechen von Intellekt und Wissensfähigkeit erfolgt in den genusfrei konstruierten Anteilen von Identität außerhalb der Geschlechtsnatur – und dieser verfügbare Raum ist bei der Frau, dem thomistischen Mängelwesen – „*mas occasionatus*“, „*deficiens et occasionatum*“ – geringer als beim Mann: „*naturaliter*“. Naturhaft verfügt demnach die Frau zwar über geringere virtus und dignitas; entscheidend für den *status subiectionis*[51] wird aber ihre geringere Unterscheidungskraft des Verstandes. Diese begründet unmittelbar die Hierarchie der Unterwerfung: „femina naturaliter subjecta est viro quia naturaliter in homine magis abundat discretio rationis.“[52] So wird *ratio* zum Indexfaktor für unterschiedlich extendierte Geschlechtsnatur, die die Hierarchie des Geschlechterverhältnisses unter Ungleichen regelt: die Allianz von Wissen, Wissensfähigkeit und Geschlechterherrschaft ist festgeschrieben.

Wenn nun aber im 18. Jahrhundert alles anders wird: Wenn die Lehrmeinung der *auctoritas* auch im Bereich der Anthropologie auf dem Prüfstein autonomer Vernunft zu bestehen hat; wenn Diderot im Artikel „Autorité“ der großen *Encyclopédie*[53] das Verhältnis von *auctoritas* und *ratio* symmetrisch umkehrt; wenn nun nicht mehr *auctoritas* die erste, vorrangige und konstitutive Erkenntnisquelle ist, und ratio der zweite, erläuternde, nachrangige *locus theologicus*[54]; wenn nun vielmehr die autonome Vernunft der *auctoritas* engste Grenzen vorgibt; wenn jetzt eine selbstreferentiell gedachte wissenschaftliche Autorität nur noch das Recht des Autors auf den Glauben an seine eigene Aussage beinhaltet[55], wenn die „gehorsamsbegründende Wirkung“[56] der *auctoritas* im Angesicht der Vernunft die Subjekte der Aufklärung umstellt von Fremdsteuerung auf Selbststeuerung; wenn der Lektürehabitus seit Descartes ‚methodischer Zweifel‘ heißt und nicht mehr ‚*reverentia*‘[57]; wenn selbst das materielle Corpus der *auctores sex* oder *auctores octo*[58], also das Corpus intensiver Wiederholungslektüre sich seit der Extensivierung der Lektüre durch die Einführung des Buchdrucks längst aufgelöst hat:

Welche Perspektiven werden dann für die Anthropologie der Geschlechter möglich? Welche Perspektiven werden für die Zuschreibung von Wissensfähigkeit und Wissensunfähigkeit, von intellektueller Autorität auf die Frau möglich?

Ein *worst-case*-Szenario, und ein besonders bei den zeitgenössischen Leserinnen hoch erfolgreiches, heißt: Rousseau.

Die totalisierende ‚Naturalisierung' weiblicher Geschlechtsidentität auf Geschlechtsnatur und auf natürliches Geschlecht hin erzeugt pathetische Superioritätsdiskurse über die überlegene Dignität des „moralischen Geschlechts" im Haus – und nur im Haus. Darüber gelegt werden die Inferioritätsdiskurse seines Ausschlusses von den Orten des Wissens und der Öffentlichkeit: Mutterschaft als äquivalentes Substitut für vorzuenthaltende Bildung und verweigertes Bürgerrecht.[59] *Citoyenne* wird sie nicht 1789, sondern – mehr als 150 Jahre später – erst 1945. Für Rousseaus Julie, die Neue Héloise gilt: „elle ne lit plus, elle n'étudie plus, elle agit"[60] – als Hausfrau und Mutter, und in hierarchischer Komplementarität unterstellt der intellektuellen und hausherrlichen Autorität ihres Ehemanns.

Ein *best-case*-Szenario entstammt dagegen der *Encyclopédie*, wenn der Chevalier de Jaucourt im Artikel „Femme – Droit naturel" die eheliche Autorität des Mannes im positiven Recht als moralisch illegitim suspendiert, als Verstoß gegen naturrechtliche Gleichheit der Menschen und als Missachtung der natürlichen Befähigung der Frau mit „sagesse" und „esprit". Zum Subordinationsprinzip keine alternative Ordnungsvorstellung sehend, relationiert Jaucourt die neue „autorité de gouvernement" in Händen der Frau zur traditionalen Eheherrschaft durch den Mann mithilfe des Verhältnisses von Regel und Ausnahme – Regel für die Mehrheit ist das positive Recht, Ausnahme für die Königin die naturrechtlich begründete Herrschaft der Frau: *ordo*-Autorität kompensiert Genus-Defekt.[61] Der Autorität der autonomen Vernunft sind so durch die alte Autorität der neu naturalisierten Geschlechtscharaktere selbst angesichts expliziter Thematisierung von Egalität wieder die Grenzen von Anciennität und Tradition gesetzt: thomistische *inaequalitas hominum*[62] durchschlägt einen geschlechtsblinden Egalitätsbegriff, der Freiheit und Gleichheit nur für die Brüderhorde konstituiert; der eine Olympe de Gouges guillotiniert, die mit ihrer *Déclaration des droits de la femme* die Menschenrechte zu Männerrechten degeneralisiert.[63]

Autorität und Geschlecht: Jenseits der normativen Autorität von Eherecht und Bürgerrecht, jenseits normativer Modelle von Hysterie und ‚physiologischem Schwachsinn des Weibes' stellen genusuntypische intellektuelle

Performanz und genusuntypischer intellektueller Anspruch von Frauen ‚kontrafaktisch' die Autoritätsfrage. An ihr expliziert sich die Genushaltigkeit der autonomen Vernunft. Rousseau lässt den Hauslehrer St. Preux seine Schülerin Julie belehren über die Genustransgression der *salonnières* von Paris, die mit den männlichen Gattungsmerkmalen „sens", „raison" und „instruction" so ausgestattet sind, dass sie selbst zu Männern werden: „je trouve qu'elles seroient cent fois plutôt des hommes de mérite que d'aimables femmes."[64]

Autorität und Geschlecht? Weibliche Wissensfähigkeit lässt beim Einsatz genusunspezifischer *ratio* und dem Erwerb genusunspezifischen Wissens wohl weibliche Exzellenz entstehen – diese aber beglaubigt nur normale weibliche Defizienz. Gleichzeitig wird die Geschlechtsnatur der exzellenten Frau durch ihre neue Autorität als anstoßerregendes *mirabilium mundi* so beschädigt, dass ihr nun männliche Geschlechtsidentität askribiert werden muss – Transgression. So lässt Rousseau bei den mageren Pariser *salonnières* wie bei den üppigen Walliserinnen Menge des Verstandes und Größe des Busens indirekt proportional sein; und Kant empfiehlt den Aspirantinnen der Wissenschaft, sie mögen sich doch auch gleich noch die Barthaare wachsen lassen.[65]

‚Evolutionär erfolgreich' im Sinn Luhmanns ist also – ob Mittelalter, ob Moderne – die autoritative alte anthropologische Option, an der alten, großen Extension weiblicher Geschlechtsnatur festzuhalten und – bei Einsatz von *ratio* – aporetischen Konflikt zu inszenieren. Die Option lautet: Extension von ratio und Wissen deformiert weibliche Geschlechtsnatur und Geschlechtsidentität. In Transgression der Genusgrenze mutieren Autoritätsträgerinnen stattdessen zu männlicher Geschlechtsnatur und männlicher Geschlechtsidentität. So findet Jean de Meung im Rosenroman für Heloisas unweibliche Liebe zur Wissenschaft und für ihre Verweigerung der Ehe einzig die Erklärung, dass „letreüre" – die Kenntnis der ‚litterae' – es gewesen sein müsse, die ihre „nature", also ihre „moeurs femenins" besiegt und bezähmt habe: Entweiblichung, Vermännlichung.[66]

Und so sind die singulären Exzellenzen des 12. Jahrhunderts und so bleiben die singulären Exzellenzen des 18. Jahrhunderts: singulär. Ihnen wird Ausnahmestatus zugeschrieben – auf Regelhaftigkeit und Nachahmung sind sie nicht ausgelegt und nicht zu beanspruchen. Von der handvoll Äbtissinnen des Mittelalters, die in Quedlinburg oder Las Huelgas mit Stab und Mitra volle Lehr- und Jurisdiktionsgewalt hatten[67], hin zum exzeptionellen Bürgerrecht der mittelalterlichen Kauffrau, von der mondänen, konversationellen, gesellschaftlichen – und eben nicht akademischen – Autorität der französischen *salonnières* des 17. Jahrhunderts hin zu den hoch adligen Patronessen der *tertulias* der spanischen Aufklärung, die wie die höfischen Damen des Mittelalters zwar die klassischen Wohltätigkeits- und dekorativen Repräsentationsfunktionen übernehmen können, aber weder zu Kommissionssitzungen noch zu Hofäm-

tern zugelassen werden: Da ändern auch die vielfach berufenen informellen Freiräume des „Rechtslebens“ gegenüber der austeren Autorität der „Rechtsquellen“ nichts.[68] Nur tilgt die flächendeckende neuzeitliche Naturalisierung der Geschlechtscharaktere die wuchernde mittelalterliche Vielfalt der lokalen und ständischen Kombinatoriken, mit denen *ordo* als Autorität der Oberschichtenzugehörigkeit einst *Genus* – das heißt: weibliche Geschlechtszugehörigkeit – noch kompensieren konnte.

Autorität und Geschlecht: Komplementär zur Beschädigung von Weiblichkeit durch vermännlichende Autorität der ratio zielt eine zweite Variante auf weibliches Wissen ohne Autorität. Die Wahrung weiblicher Geschlechtsidentität wird nun garantiert durch Entschärfung und Reduktion der genusuntypischen Wissensfähigkeit auf genustypische Wissensformen, das heißt: durch Entschärfung und Reduktion auf genusverträgliche und genusadäquate *ratio* in der Unsichtbarkeit häuslichen Lebens. Diese Version lautet dann: statt Verstand – ‚Hausverstand‘. Und das selegierte Wissen heißt statt Bildung – ‚Herzensbildung‘. Auch der Einsatz dieser Wissensfähigkeit ist genusverträglich abgesichert. Wenn Modernisierungsschübe wie Post-Tridentinum oder Französische Revolution mehr Wissen in Weiblichkeit einschreiben, ist von Vives bis Condorcet Frauenbildung nur der privaten, genuskompatiblen Optimierung unterstellt – bessere Mütter und Gattinnen für bessere Familien – deutlich unterschieden von genusunverträglicher öffentlicher Professionalisierung und Autorisierung weiblicher Intelligenz.

‚Wissenschaft‘ ist das, was hier gewünscht wird, nicht. Die gewünschten Kenntnisse wachsen in privater Obskurität oder in der vom universitären Wissenschaftsbetrieb seit dem 12. Jahrhundert längst abgekoppelten Dom- und Klosterschule. Was tut eine Heloisa? „Discat in silentio“ (1 Tim. 2,11), „private“ und „familiariter“[69] mit Abaelard – nicht in der *disputatio* der *universitas*. Regelhaft soll die Äbtissin „keine große Gelehrte sein“, soll sich nicht den „*philosophicae scholae*“, den „*disputationes dialecticae*“[70] und der „doctrina litterarum“[71] widmen, sondern mit Hausverstand im Kreise ihrer Nonnen sich der „doctrina vitae“ akkomodieren.[72] Und dort, wo Wissen in weiblicher Hand, wie von den Ärztinnen des Mittelalters, verwaltet wurde, werden mit der Akademisierung die alten Trägerinnen ausgetrieben[73].

Schrift ist ein Joker in diesem Spiel, in unterschiedlichen Kopplungen mit der Figur weiblicher Autorität verbunden. Schriftbesitz wird als *ordo*-Merkmal der Klerikerkultur im Mittelalter genusindifferent praktizierbar, jedoch abgegrenzt von wissenschaftlicher Professionalisierung und stets dem Auslegungsmonopol der Vätertradition unterstellt.[74]

In der Ritterkultur schreibt dagegen der *miles christianus* nicht, allenfalls die höfische Dame. Im Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts jedoch, als das neue Ritterlichkeitsideal mit „pluma y espada“ und „letras y armas“ Bildungskompetenz in die Wehrkompetenz integriert, moniert María de Zayas den Entzug des Bildungs- und Schriftprivilegs für die Frauen.[75] Im 18. Jahrhundert dagegen ist der Roman zum *genre féminin par excellence* geworden – aber private weibliche Lese- und Schreibfähigkeit konstituiert keineswegs wissenschaftliche und noch immer erst mühsam literarische Autorität.

Autorität und Geschlecht: wie unter diesen Vorzeichen Autorität *der* Wissenschaft und *in* der Wissenschaft bilden? Wie Legitimität begründen, Gedächtnis sichern, Politik betreiben?

III. Die Querelle des Femmes: Der Gegendiskurs

Ein Gegendiskurs unternimmt nun freilich die Zuschreibung von wissenschaftlicher Autorität auf ‚Weiblichkeit‘; ein Gegendiskurs evoluiert, der das Vakuum und die Absenz von *auctoritas* für das andere Geschlecht ebenso zu besetzen versucht, wie er den Universalismusanspruch geschlechtsfrei sich inszenierender *auctoritas* diskreditiert.

Dieser Gegendiskurs ist die *Querelle des Femmes* – der Streit *über* die Frauen und der Streit *der* Frauen; der Streit der Frauen mit den Männern über Wissensfähigkeit und Wissenschaftsfähigkeit der Frau. Und damit wird dieser Streit zur Selbstanzeige des Geschlechterstandortes von *auctoritas* und ihrer disziplinären Matrix in der Alma Mater.

Die *Querelle des Femmes*, der Streit *der* Frauen, der Streit *über* die Frauen als Theoriedebatte aus mysogyner Rede und frauenapologetischer Gegenrede zwischen Männern und Frauen auf beiden Positionen – dieser Streit formiert sich Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts mit Christine de Pizans Auftreten gegen den *Rosenroman* zu neuer Kohärenz und zu einem neuen Paradigma des Geschlechterdiskurses. Die *Querelle* wird in relativ geschlossener Form gesamteuropäisch bis ins 18. Jahrhundert heraufgeführt, um im 19. Jahrhundert in Verbindung mit den Diskursen der Frauenbewegung als ‚sozialer Bewegung‘ neue Gestalt anzunehmen. Wieder eine neue Gestalt nimmt sie im 20. Jahrhundert in Verbindung mit den Diskursen der Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht an – jene Linie also, die bis auf den *Deuxième sexe* Beauvoirs und bis auf Butlers *Gender Trouble* heraufreicht; ein weit gespannter Diskursbogen, der natürlich längst vor Christine de Pizan eine bislang schlecht beforschte Konsistenz als *Querelle avant la lettre* hat.

Die *Querelle* formiert eine doppelte Evolutionslinie von Geschlechterdiskursen. Indem sie einerseits eine Semantik weiblicher *auctoritas* in Kunst

und Wissenschaft, in Politik, Recht, Religion und Wirtschaft aufbaut, degeneralisiert sie auf der anderen Seite gleichzeitig den entsprechenden *locus* von *auctoritas* vom universalistischen zum männlichen Ort. Bislang dominant ganz generell als „Debatte um Wert oder Unwert des weiblichen Geschlechts" beschrieben[76], scheint stattdessen unter der hier vorgeschlagenen Perspektive der Leitdiskurs die Zuschreibung von Wissensfähigkeit und Wissenschaftsfähigkeit auf die Frau zu sein; denn er fundiert als Basisdiskurs den moralisch-ethischen Konsequenzdiskurs und den Rattenschwanz all der anderen abgeleiteten Befähigungsdiskurse.

> „Im Bereich der Moral erfüllt das Vorurteil sie (sc. die Frauen) mit Defekten - „defectos" -, „im Bereich der Physis mit Unvollkommenheiten" -"imperfecciones". „Wo das Vorurteil" - „opinion comun" - „aber am meisten wirkt, ist in der Beschränkung ihrer (sc. der Frauen) Verstandeskräfte" - „limitacion de sus entendimientos". „Aus diesem Grund […] werde ich in größerer Ausführlichkeit über ihre Eignung für jegliche Art von Wissenschaften" - „sciencias" - „und höheren Kenntnissen sprechen" - „conocimientos sublimes".

– So lautet eine repräsentative Stimme der *Querelle* mit dem neuen Leitdiskurs aus dem 18. Jahrhundert.[77]

Autorität und Geschlecht: Legitimität begründen, Gedächtnis sichern, Politik betreiben – der Aufbau einer historischen Semantik weiblicher *auctoritas* generalisiert nicht nur universale zu männlicher *auctoritas*; er macht, vor allem in der Auseinandersetzung mit dem abendländischen Logozentrismus – *aut aliquid aut nihil* – den Status des Weiblichen als Nicht-Männliches, als Un-Ort, als Defekt, Mangel, als Leerstelle sichtbar.

Sichtbar werden damit in einem Jahrhunderte langen Prozess der Instituierung weiblicher Autorität zwei Dimensionen: zum einen die Schwierigkeit symmetrischer Repräsentation von Weiblichkeit in einer symmetrischen Autoritätsfigur unter dieser symbolischen Ordnung; zum anderen das Hervortreten der Differenz zwischen essenzialistischem Autoritätshabitus und funktionalistischer Autoritätszuschreibung – eine Differenz, die letztlich die Figur ‚Autorität' autoreferentiell macht und sie als Diskurseffekt hervortreten lässt; ein Effekt, der im politischen Autoritätsdiskurs 100 Jahre früher eintritt als im Autoritätsdikurs über Geschlecht.[78] Gegenüber dem durchgängig späteren Erreichen von ‚harter' Amtsautorität in Recht und Politik, in Wirtschaft, Religion, Wissenschaft und Kunst haben so die wertbildenden Diskurse des Aufbaus von ‚weicher' Ansehensmacht Verzeitlichungsvorsprung und Vorlauffunktion.

Eine basierende Funktion kommt damit der Stiftung von Genealogie über die Ahnenreihe der Individualbiografie des Typs *De claris mulieribus/Galerie*

des femmes fortes/Virtuosas y claras mugeres etc.[79] zu, die weibliche *auctoritas* parallel zum Gattungsschema der *great man history* erzählt und die vom selbständigen Kompendium – Christine de Pizans *Cité des dames* – bis zum legitimierenden Versatzstück in anderen Gattungen der *Querelle* bis in die Gegenwart aufscheint.

Eine umwertende Funktion kommt daneben dem zweiten Quellentypus der *Querelle*, der Stiftung von frauenapologetischen Gegentraditionen und Gründungsmythen zu, wie sie sich besonders um die Re-Interpretation der Genesis und um die Neusemantisierung der Rolle Evas beim Sündenfall kristallisieren.

Eine außerordentlich erfolgreiche Kombinatorik auf dem Weg zu weiblicher Amtsautorität liegt in einem dritten Weg begründet – im Einklagen eines weiblichen Sonderwegs in Ordens- und Gesundheitswesen, im Schul- und im Rechtswesen. Mag dieser Differenzdiskurs genetisch auch unter pathetischer Berufung auf weibliche Schwäche entwickelt werden, wie es seit Heloisa erfolgreich dokumentiert ist – von den Äbtissinnen des Mittelalters bis zu den ersten Schulrektorinnen, Ärztinnen und Richterinnen des 20. Jahrhunderts erweist sich das Insistieren auf geschlechtersegregierter Betreuung der Geschlechterdifferenz als Katalysator; ein Katalysator, der nicht nur die in den Modernisierungsschüben geforderte Optimierung zu besseren Müttern und Gattinnen hervorbringt, sondern darüber hinaus ‚unkontrolliert' weibliche *auctoritas* stiftet – als professionelle Kompetenz, als Anspruch auf universale *auctoritas*, die nicht mehr in segregierten Grenzen einzufrieden ist! Lise Meitner bleibt nicht im Keller; eine Heloisa degeneralisiert höchst die benediktinische Ordensregel als Männerregel, die der Differenzierung für Frauenklöster bedarf; eine Olympe de Gouges degeneralisiert erfolgreich die Menschenrechtserklärung der Revolutionäre zur Männerrechtserklärung.

Zentrale Voraussetzung dafür freilich ist die *mise en discours* ihrer intellektuellen *auctoritas*: die diskursive Herstellung von Wissensfähigkeit und Wissenschaftsfähigkeit der Frau.

Bis zum Cartesianismus ist unter dem Killer-Argument der minderen natürlichen Gottebenbildlichkeit der Frau die Begründung zu rationaler Befähigung, ohne den Weg über die gnadenhaft egalitäre Gottebenbildlichkeit der Frau nicht zu haben. Das gilt von Christine de Pizan, die bereits Eva von Gott mit „savoir", „cognoisence" und dem „dont d'entendement" ausgestattet sein lässt, bis hin zu María de Zayas mit ihrem fulminanten Fazit „Las almas son ni hombres ni mujeres" – „Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib."[80]

Unter Umgehung des Körpers müssen die Seelen die Legitimation für ratio-Ausstattung liefern. Und Zayas muss aus diesem Grund weibliche *auctoritas* als Griff zur Feder wie als Griff zum Schwert noch unter Sistierung der natürlichen Geschlechterdifferenz konstruieren: In Gestalt von Mimikry und

Maskerade handeln die Waffen führenden Protagonistinnen ihrer Novellen in Männerkleidern den ‚natürlichen' Unterschied der Geschlechter ab.

Ein systematischer Durchbruch auf dem Weg zur Konstruktion intellektueller weiblicher *auctoritas* gelingt freilich erst mit der schulmäßigen Anwendung des Cartesianismus auf die Geschlechterfrage.

Die Frauenapologie Poullain de la Barre aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts – *De l'égalité des deux sexes* – und, gut fünfzig Jahre später, die *Defensa de las mujeres* aus der Feder Feijóos, des benediktinischen Protagonisten der spanischen Aufklärung – etablieren als Basistexte mithilfe der kategorialen Trennung der *res cogitans* von ihrem Geschlechtskörper der *res extensa* erstmals egalitäre *ratio* und *auctoritas*; etablieren Wissensfähigkeit und Wissenschaftsfähigkeit in der Immanenz – ohne den Rekurs auf die Stillstellung des Geschlechterunterschieds via gnadenhafter Gottebenbildlichkeit in der Transzendenz. Von nun an wird der egalitär-rationalistische Autoritätsdiskurs weiblicher Befähigung zwar hinter den Erfolgen des dominant rousseauistischen *mainstream*-Naturalisierungsdiskurses über die Dignität des moralischen, aber wissensunfähigen Geschlechts hinterherhinken – besonders beim weiblichen Lesepublikum; aber dort, wo Inseln von wissensbasierter Professionalisierung in geschlechtersegregierten Bereichen aufgeschüttet werden, ist der Terraingewinn ohne den cartesianischen Feminismus aus Männerhand nicht denkbar.

Poullain wie Feijóo argumentieren ebenso explizit wie strikt antithomistisch, wenn sie gegen das Bild des *mas occasionatus* nun *nobilitas* und *perfectio* einer egalitären, nicht hierarchischen weiblichen Anthropologie setzen: jetzt konzipiert als eigenständige zweite Geschlechtsidentität statt als untergeordnete weibliche Sonderanthropologie der Abweichung von „teleologischer" Mensch-Männlichkeit.[81]

Unter der Prämisse „L'esprit n' a point de sexe"[82] heißt die Geschlechterrelation bei Poullain nun: Egalität. Und sie heißt: Egalität der Differenz, Egalität der Autorität. „Les deux sexes sont égaux pour le corps et pour l'esprit."[83] Die Extension von Geschlechtsnatur wird somit über die Trennung von *res cogitans* und *res extensa* radikal heruntergefahren, und was dann an Differenz noch bleibt, wird ebenfalls egalitär gehandhabt: „C'est porter trop loin la différence des Sexes. On doit la restreindre […] & n'en admettre qu'autant qu'il est nécessaire".[84] Und deswegen müssen den Frauen „sciences", „emplois" und „fonctions civiles" zustehen.[85]

Strukturell analog argumentiert fünfzig Jahre später der spanische Benediktiner Feijóo, wenn er mit der „total igualidad physica de las almas"[86] der physischen Gleichheit der Seelen ebendieselbe Gleichheit der intellektuellen Organe zuschreibt: „los organos que sirven a la facultad discursiva"[87].

Die cartesianische Trennung von *res cogitans* und *res extensa* erlaubt auch ihm ein analoges Herunterschreiben des Körpers und eine Abkopplung des Gehirns von der Geschlechtsnatur des Leibes. Hauptarena der Feijóo'schen *Querelle* ist erwartungsgemäß die Aushebelung der Traditionslast über der intellektuellen Kapazität der Frau, über ihrer nahezu ausnahmslos negierten Wissensfähigkeit und Wissenschaftsfähigkeit. Dass die Last der „autoridad"[88] gerade auf diesem „Schlachtfeld"[89] so drückend ist, kann unter dem Parteilichkeitsverdacht der männlichen Autoritäten nicht überraschen: „Männer waren es, die diese Bücher schrieben, in denen die Verstandeskraft der Frau als sehr inferior verurteilt wird. Hätten die Frauen die Bücher geschrieben, hätten wir das Nachsehen." – Der *grief* der Christine de Pizan kehrt im Wortlaut wieder: „Hombres fueron los que escribieron essos libros, en que se condena por muy inferior el entendimiento de las mugeres. Si mugeres los huvieran escritos, nosotros quedariamos debaxos."[90]

Das Hauptargument des Feijóo'schen *discours de la méthode* ist das formal-logische, das kein Entkommen mehr ermöglicht:

> „Diese Reden gegen die Frauen stammen von oberflächlichen Männern" – „hombres superficiales". „Sie sehen, dass die Frauen üblicherweise nichts als jene häuslichen Aufgaben zu verrichten wissen, zu denen sie bestimmt sind; und von daher leiten sie ab – wiewohl ohne zu wissen, dass sie es hiervon ableiten, denn sie stellen darüber keinerlei Akt der Reflexion an – dass die Frauen keiner anderen Sache fähig" – „capaces" – „seien. Es weiß jedoch der schlichteste Logiker, dass vom Fehlen des Aktes zum Fehlen der Fähigkeit, ihn durchzuführen" – „de la carencia del acto à la carencia de la potencia" – „keine Schlussfolgerung führt. Und so folgt daher aus der Tatsache, dass die Frauen nicht mehr wissen, nicht der Schluss, dass sie nicht Talent zu mehr hätten."

Damit ist mit den strikten Mitteln rationalistischer Logik unter dem Banner Descartes' der Raum für Wissensfähigkeit innerhalb weiblicher Geschlechtsidentität frei argumentiert. Abschließendes Votum Feijóos daher: „[E]s gibt keine Ungleichheit in den Fähigkeiten des einen oder des anderen Geschlechts": „no hay desigualdad en las capacidades de uno, yoto sexo"[91]. Nur stellt sich jetzt auch für Feijóo unausweichlich die kosmologische Frage nach dem Sinn der Schöpfungsordnung und nach dem Bestand der Weltordnung, wenn die Geschlechterordnung von thomistischer inaequalitas hominum umgestellt wird auf Egalität:

> „Wenn die Frauen den Männern gleich sind in der Befähigung für die Künste, die Wissenschaften, für die politische und wirtschaftliche Herrschaft" – „govierno" –, „warum errichtete Gott dann die Herrschaft" – „dominio" – „und sogar die Vorherrschaft" – „superioridad" – „des Mannes gegenüber der Frau in jenem Satz aus Kap. 3 der Genesis: Sub viri potestate eris? … Der Grund

> ist: Mögen die Talente auch gleich sein, so muß doch einer der beiden das Haupt“ – „primera cabeza“ „sein in der Führung des Hauses und der Familie“ – „govierno“; „alles andere wäre Verwirrung und Unordnung“ – „confusion, y desorden“ … „Warum aber wollte Gott, wenn bei Gleichheit der Talente einer übergeordnet sein muss“ – „superior“, „dass dies der Mann zu sein hätte? Verschiedene Gründe lassen sich erörtern … Besser freilich ist es, zu sagen, dass wir in der überwiegenden Zahl der Fälle die Gründe der göttlichen Entschlüsse nicht kennen“: „en las divinas resoluciones ignoramus por la mayor parte los motivos.“[92]

Feijóo gibt so die denkbar ‚flachste‘ Antwort: Die brüchige Theodizee basiert von nun an auf der Stilllegung der Frage nach der Legitimität männlicher *auctoritas*.

Autorität und Geschlecht: weibliche *auctoritas* im Wartesaal.

Die neue Semantik wird im Subsystem ‚Wissenschaft‘ unter dem Code des generalisierten Kommunikationsmediums ‚Wahrheit‘ allmählich aufgebaut; aber erst in der Kombinatorik mit Rechts- und Macht-Codes des juridischen und des politischen Subsystems entsteht eine andere Matrix des Wissens: Zweihundert Jahre dauert es noch – erst dann wird aus der neuen Anthropologie: *auctoritas*.

Erstdruck in:

Fohrmann, Jürgen/Karsten, Ingrid/Neuland, Eva (Hrsg.): *Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien. Vorträge des Bonner Germanistentags 1997*, Bd.1, Bielefeld 1999.

Dank an Ursula und Pierre Wenger für die Schreibzeit im chiessanischen Casa Serenella.

Anmerkungen

1 Hier und im folgenden wird die Bibel-Ausgabe von Eberhard Nestle/Erwin Nestle/Kurt Aland/Barbara Aland: *Novum Testamentum Graece et Latine*, Stuttgart 1984, verwendet.

2 So Heloisa nach Abaelard: *Die Leidensgeschichte* (ca. 1250), in: E. Brost (Hrsg.): *Die Leidensgeschichte und der Briefwechsel mit Heloisa*, 4. Aufl., München 1979, S. 77; Christine de Pizan: *L'Avision Christine* (1405), hrsg. von Sister Mary L. Towner, Washington 1932 und New York 1969, S. 175f.; Juana Inés de la Cruz (Juana Asbaje Ramírez): *Respuesta a Sor Filotea* (1700), in: Juana Inés de la Cruz: *Obras Completas*, hrsg. von Alfonso Méndez Plancarte (Bde 1-3)/Alberto G. Salceda (Bd. 4), Mexico/Buenos Aires 1951-1958, Bd. 4, S. 440-475, hier S. 457, S. 460. Vgl. zum Kontext ausführlicher Friederike Hassauer: *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994.

3 Vgl. Anm. 1.

4 María de Zayas y Sotomayor: „Al que leyere", in: María de Zayas y Sotomayor: *Novelas amorosas y ejemplares* (1637), hrsg. von Agustín Gonzales de Amezúa y Mayo, Madrid 1948, S. 21f.

5 Juana Inés de la Cruz (Juana Asbaje Ramírez): *Respuesta a Sor Filotea* (1700), in: Juana Inés de la Cruz: *Obras Completas*, hrsg. von Alfonso Méndez Plancarte (Bde 1-3)/Alberto G. Salceda (Bd. 4), Mexico/Buenos Aires 1951-1958, Bd. 4, S. 462.

6 Zur Begriffsgeschichte dieser Klage unter den Termini „grief des femmes" und „querelle des femmes" vgl. Margarete Zimmermann: „Vom Streit der Geschlechter. Die französische und italienische Querelle des Femmes des 15. bis 17. Jahrhunderts", in: Bettina Baumgärtel/Silvia Neysters (Hrsg.): *Die Galerie der Starken Frauen. Regentinnen, Amazonen, Salondamen*, München 1995, S. 14-33. Der Artikel beinhaltet eine ausführlicher Bibliografie.

7 Christine de Pizan: *L'Epistre au Dieu d'amours* (1399), in: Christine de Pizan: *Ouevres poétiques*, hrsg. von Maurice Roy, 3 Bde, Paris 1886-1896, hier Bd. 2, 1891, S. 14.

8 Vgl. zum Rahmenkontext wie zur Systematizität der Querelle des Femmes ausführlicher Friederike Hassauer: „Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib. Stationen der Querelles des Femmes in Spanien und Lateinamerika vom 16. zum 18. Jahrhundert", in: Gisela Bock/Margarete Zimmermann (Hrsg.): *Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 1997: Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1977, S. 203-238. Der Artikel beinhaltet eine umfangreiche Bibliografie.

9 So zum Beispiel Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt 1984.

10 So Heloisa nach Pierre Abélard: *Historia calamitatum* (ca. 1250), hrsg. von J. Monfrin, Paris 1978., S. 76. Der deutsche Text hier und im folgenden

immer zitiert nach Abaelard: *Die Leidensgeschichte* (ca. 1250), in: E. Brost (Hrsg.): *Die Leidensgeschichte und der Briefwechsel mit Heloisa*, 4. Aufl., München 1979, hier S. 26.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Abaelard: *Die Leidensgeschichte* (ca. 1250), in: E. Brost (Hrsg.): *Die Leidensgeschichte und der Briefwechsel mit Heloisa*, 4. Aufl., München 1979, S. 77; Pierre Abélard: *Historia calamitatum* (ca. 1250), hrsg. von J. Monfrin, Paris 1978, S. 27.

14 Ebd.

15 Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941, S. 46.

16 Agnes Dietzen: „Universitäre Sozialisation: Zur Problematik eines heterosexuellen Beziehungsmodells: Mentor – Protégée“, in: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie,* Bd. 1, 1990, S. 22.

17 Vgl. zu dieser These Friederike Hassauer: „Akademisches Frauensterben: Frauen – Nachwuchs – Romanistik. Zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland und Österreich“, in: Gertraud Seiser/Eva Knollmayer (Hrsg.): *Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft*, Bd.3, Wien 1994, S. 145-154.

18 Vgl. Pierre Bourdieu: *Homo academicus*, Paris 1984.

19 Vgl. hierzu ausführlich Friederike Hassauer: *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994. Der Artikel beinhaltet eine umfangreicher Bibliografie.

20 Elisabeth Gössmann: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 853.

21 Vgl. C. v. Bormann/W. Franzen/A. Krapiec u.a.: „Form und Materie“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Stuttgart 1972, Sp. 982, Sp. 998.

22 Alessandro Piccolomini: *Della Filosofia maturale*, Venedig 1551, fol. 14v. Für Hinweis und Transskript danke ich Sergius Kodera.

23 Elisabeth Gössmann: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 852.

24 Natalie Z. Davis: „Women’s History in Transition – The European Case“, in: *Feminist Studies*, Bd. 3, 1976, S. 90.

25 Evelyn F. Keller: *Reflections on Gender and Science*, New Haven/London 1985; *Wissenschaft in Bayern*, München 1997; Sandra Harding: *The Science Question in Feminism*, Ithaca 1986.

26 L. Hödl: „Averroismus“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1980, Sp. 734.

27 Judidt Butler: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London 1990, S. X.

28 K. Dilger: „Frau – Arabisch-islamischer Bereich“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 874.

29 Johannes Ludivicus Vives: *Die Erziehung der Christin* (1523),

in: Johannes Ludivicus Vives: *Pädagogische Schriften,* übersetzt von Friedrich Kayser, Freiburg 1896, Sp. 398.

30 Art. „auctoritas“, in: *Langenscheidts Großwörterbuch Lateinisch – Deutsch*, Teil I, 24. Aufl., Berlin/München/Zürich 1992, S. 80.

31 Art. „auctoritas“, in: Konrad Ziegler/Walter Sontheimer (Hrsg.), *Der Kleine Pauly – Lexikon der Antike*, Bd. I, Stuttgart 1964, Sp. 729.

32 Elisabeth Gössmann: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 853.

33 Vgl. dazu ausführlicher Friederike Hassauer: *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994.; und Friederike Hassauer: „Die alte und die neue Heloisa: Weibliche Zugänge zur Schrift“, in: Bea Lundt (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter – Fragen, Quellen, Antworten* München 1991, S. 277-303.

34 Thomas S. Kuhn: *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1962. Vgl. darüber hinaus H M. Nobis: „Matrix“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), Bd. 5, Stuttgart 1980, Sp. 940f.

35 *Langenscheidts Großwörterbuch Lateinisch – Deutsch*: „auctoritas“, in: Teil I, 24. Aufl., Berlin/München/Zürich 1992, S. 80.

36 Horst Rabe: „Autorität“, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, S. 383.

37 Vgl. hier und im folgenden Horst Rabe: „Autorität“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, S. 382-406; sowie P. Weimar/R. Puza/R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 854-862.

38 P. Weimar/R. Puza/R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 857.

39 W. Veit / H. Rabe u.a.: „Autorität“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1971, Sp. 728.

40 P. Weimar/R. Puza/R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 855.

41 W. Veit/H. Rabe u.a.: „Autorität“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1971, Sp. 728f..

42 P. Weimar / R. Puza / R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 856.

43 Horst Rabe: „Autorität“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in*

Deutschland, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, Sp. 383.

44 P. Weimar / R. Puza / R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 856.

45 Hiltrud Häntzschel/Hadumod Bußmann: *„Bedrohlich und gescheit“. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern*, München 1997.

46 P. Weimar / R. Puza / R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 855.

47 Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941, S. 148-151. Für die Diskussion des thomistischen und vorthomistischen Kontexts danke ich Eva Cescutti; vgl. dazu auch Eva Cescutti: *Hrotsvit und die Männer. Konstruktionen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ in der lateinischen Literatur im Umfeld der Ottonen*, München 1998..

48 Ich folge hier Elisabeth Gössmann: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 852.

49 Ebd., Sp. 853.

50 Jean-Jacques Rousseau: *Emile ou De l'Éducation* (1762), in: Jean-Jacques Rousseau: *Oeuvres complètes*, hrsg. von Bernard Gagnebin/Marcel Raymond, Bd. 4, Paris 1980, S. 697.

51 Vgl. dazu die thomistische Unterscheidung der subjectio servilis von der subjectio civilis vel oeconomica; hier nach Elisabeth Gössmann: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 853.

52 Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941., S. 35, S. 36, S. 38.

53 Diderot, Denis: „Autorité“, in: Jean le Rond d'Alembert/Denis Diderot (Hrsg.): *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1751-1772), hier zitiert nach Denis Diderot: *Oeuvres Complètes*, Bd. 13, Paris 1876, S. 391-401.

54 W. Veit/H. Rabe u.a.: „Autorität“, in: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1971, Sp. 726.

55 Ebd., Sp. 730.

56 Horst Rabe: „Autorität“, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, S. 391.

57 L. J. Elders: „Scholastische Methode“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 7, München/Zürich 1995, Sp. 152.

58 G. Bernt: „Auctores“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1, München/Zürich 1980, Sp. 1189.

59 Dazu exemplarisch Lieselotte Steinbrügge: *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung*, Weinheim/Basel 1987. Zum Vergleich der ‚alten‘ und der ‚neuen‘ Heloisa unter dem Aspekt des Einsatzes von Schrift vgl.

Friederike Hassauer: „Die alte und die neue Heloisa: Weibliche Zugänge zur Schrift“, in: Bea Lundt (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter – Fragen, Quellen, Antworten* München 1991, S. 277-303.

60 Jean-Jacques Rousseau: *Julie ou La Nouvelle Héloïse. Lettre de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes* (1761), hrsg. von Bernard Gagnebin/Marcel Raymond, Bd. 2, Paris 1984, S. 556, V/2.

61 Louis de Jaucourt: „Femme – Droit naturel“, in: Jean le Rond d'Alembert/Denis Diderot (Hrsg.): *Encyclopédie ou dictionnaire raissonne des sciences, des arts et des métiers* (1751-1772), Neufchâtel 1751-1780, hier Bd. 8, Neufchâtel 1765, S. 471f. Vgl. zur Analyse dieses Kontexts ausführlicher Friederike Hassauer: „Das Weib und die Idee der Menschheit – Überlegungen zur neueren Geschichte der Diskurse über die Frau“, in: Bernard Cerquiglini/Hans-Ulrich Gumbrecht (Hrsg.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe*, Frankfurt 1983, S. 421-445.

62 Diese Argumentation wird entwickelt S. 35-38; vgl. Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941.

63 Vgl. dazu ausführlicher Friederike Hassauer: „Gleichberechtigung und Guillotine: Olympe de Gouges und die feministische Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution. Fallstudie in programmatischer Absicht“, in: Ursula A. Becher/Jörn Rüsen (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt 1988, S. 259-291.

64 Jean-Jacques Rousseau: *Julie ou La Nouvelle Héloïse. Lettre de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes* (1761), hrsg. von Bernard Gagnebin/Marcel Raymond, Bd. 2, Paris 1984, S. 278.

65 So u.a. ebd., S. 266; Immanuel Kant: „Beobachtungen“, in: *Kants Weltanschauung*, hrsg. von Karl Vorländer, Darmstadt 1927, S. 269-277.

66 Guillaume Lorris/Jean de Meung: *Le roman de la rose* (Teil I 1230-1240, Teil II 1275-1280), hrsg. von Karl August Ott, 3 Bde, München 1978, vv. 8704-8706.

67 P. Weimar/R. Puza/R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, S. 856.

68 Ebd., S. 855. Zur mondänen Autorität der *salonnières* vgl. programmatisch Renate Baader: *Dames de lettres. Autorinnen des preziösen, hocharistrokratischen und ‚modernen‘ Salons* (1669-1698), Stuttgart 1986.

69 Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941, S. 148-151. Vgl. Anm. (47). Zum Verhältnis von exzellenter Kompetenz und inexistenter Autoritätsrolle Heloisas in der Figur der „Schülerinnenrede“ vgl. Elisabeth Schmid: „Die Regulierung der weiblichen Rede“, in: Ingrid Bennewitz (Hrsg.): *Der frowen buoch‘. Versuche zu einer feministischen Mediävistik*, Göppingen 1989, S. 83-111.

70 Petrus Abaelardus: *Petri Abaelardi et Heloissae conjugis Epistolae* (ca. 1250), in: Victor Cousin (Hrsg.): *Petrus Abaelardus – Opera*, Bd. 1, Paris 1859, Ep. VIII, S. 166.

71 Petrus Abaelardus: *Epistolae* (ca. 1250): in: J.-P. Migne (Hrsg.): *Patrologiae Cursus completus, series latina*, Bd. 178: *Petri Abaelardi Opera Omnia*, Paris 1855, Ep. IX, Sp. 333.

72 Petrus Abaelardus: *Petri Abaelardi et Heloissae conjugis Epistolae* (ca. 1250), in: Victor Cousin (Hrsg.): *Petrus Abaelardus – Opera*, Bd. 1, Paris 1859, Ep. VIII, S. 166.

73 Vgl. M. Wensky/M. Rösener: „Frau – Die Frau in der mittelalterlichen Gesellschaft", in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 862-866.

74 W. Veit / H. Rabe u.a.: „Autorität", in: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1971, Sp. 724-733.

75 Vgl. zu diesem Kontext ausführlicher Friederike Hassauer: „Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib. Stationen der Querelles des Femmes in Spanien und Lateinamerika vom 16. zum 18. Jahrhundert", in: Gisela Bock/Margarete Zimmermann (Hrsg.): *Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 1997: Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 203-238.

76 Claudia Opitz: „Streit um die Frauen? Die frühneuzeitliche Querelle des Femmes aus sozial- und frauengeschichtlicher Sicht", in: *Historische Mitteilungen*, Heft 1, 1995, S. 15.

77 Benito Jerónimo de Feijóo y Montenegro: *Defensa de las mugeres: Discurso XVI.* (1726), in: Benito Jerónimo de Feijóo y Montenegro: *Teatro crítico universal, o discursos varios en todo genero de materias, para desengaño de errores comunes*, Bd. 1, 10. Aufl., Madrid 1758, S. 331-400. Hier und im folgenden in Übersetzung der Verf.

78 Horst Rabe: „Autorität", in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, S. 382-406.

79 Vgl. Friederike Hassauer: „Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib. Stationen der Querelles des Femmes in Spanien und Lateinamerika vom 16. zum 18. Jahrhundert", in: Gisela Bock/Margarete Zimmermann (Hrsg.): *Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 1997: Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 203-238.

80 Christine de Pizan: *L'Epistre au Dieu d'amours* (1399), in: Christine de Pizan: *Ouevres poétiques*, hrsg. von Maurice Roy, 3 Bde, Paris 1886-1896, hier Bd. 2, 1891, v. 595; Maria de Zayas y Sotomayor: „Al que leyere", in: María de Zayas y Sotomayor: *Novelas amorosas y ejemplares* (1637), hrsg. von Agustín Gonzales de Amezúa y Mayo, Madrid 1948, S. 21.

81 Mit dieser Terminologie folge ich Ina Schabert: *Englische Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung*, Stuttgart 1997.

82 François Poullain de la Barre: *De l'Égalité des deux sexes. Discours physique et moral où l'on voit l'importance de se défaire des préjugez* (1673), 2. Aufl., Paris 1676, S. 109.
83 Ebd., S. 6.
84 Ebd., S. 194.
85 Ebd., passim.
86 Benito Jerónimo de Feijóo y Montenegro: *Defensa de las mugeres: Discurso XVI.* (1726), in: Benito Jerónimo de Feijóo y Montenegro: *Teatro crítico universal, o discursos varios en todo genero de materias, para desengaño de errores comunes*, Bd. 1, 10. Aufl., Madrid 1758, S. 331-400, S. 362.
87 Ebd. , S. 365.
88 Ebd., S. 341f.
89 Ebd., S. 355: „batidero mayor".
90 Ebd., S. 355f.
91 Ebd., S. 391.
92 Ebd., S. 395f.

Primärliteratur

Abaelardus, Petrus: *Epistolae* (ca. 1250): in: J.-P. Migne (Hrsg.): *Patrologiae Cursus completus, series latina*, Bd. 178: *Petri Abaelardi Opera Omnia*, Paris 1855.

Abaelardus, Petrus: *Petri Abaelardi et Heloissae conjugis Epistolae* (ca. 1250), in: Victor Cousin (Hrsg.): *Petrus Abaelardus – Opera*, Bd. 1, Paris 1859.

Abélard, Pierre: *Historia calamitatum* (ca. 1250), hrsg. von J. Monfrin, Paris 1978.

Abaelard: *Die Leidensgeschichte* (ca. 1250), in: E. Brost (Hrsg.): *Die Leidensgeschichte und der Briefwechsel mit Heloisa*, 4. Aufl., München 1979.

Bibel: Eberhard Nestle/Erwin Nestle/Kurt Aland/Barbara Aland: *Novum Testamentum Graece et Latine*, Stuttgart 1984.

Christine de Pizan: *L'Epistre au Dieu d'amours* (1399), in: Christine de Pizan: *Ouevres poétiques*, hrsg. von Maurice Roy, 3 Bde, Paris 1886-1896, hier Bd. 2, 1891, S. 1-27.

Christine de Pizan: *L'Avision Christine* (1405), hrsg. von Sister Mary L. Towner, Washington 1932 und New York 1969.

Diderot, Denis: „Autorité", in: Jean le Rond d'Alembert/Denis Diderot (Hrsg.): *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1751-1772), hier zitiert nach Denis Diderot: *Oeuvres Complètes*, Bd. 13, Paris 1876, S. 391-401.

Feijóo y Montenegro, Benito Jerónimo de: *Defensa de las mugeres: Discurso XVI.* (1726), in: Benito Jerónimo de Feijóo y Montenegro: *Teatro crítico universal, o discursos varios en todo genero de materias, para desengaño de errores comunes*, Bd. 1, 10. Aufl., Madrid 1758, S. 331-400.

Jaucourt, Louis de: „Femme – Droit naturel", in: Jean le Rond d'Alembert/Denis Diderot (Hrsg.): *Encyclopédie ou dictionnaire raissonne des sciences, des arts et des métiers* (1751-1772), Neufchâtel 1751-1780, hier Bd. 8, Neufchâtel 1765.

Juana Inés de la Cruz (Juana Asbaje Ramírez): *Respuesta a Sor Filotea* (1700), in: Juana Inés de la Cruz: *Obras Completas*, hrsg. von Alfonso Méndez Plancarte (Bde 1-3)/Alberto G. Salceda (Bd. 4), Mexico/Buenos Aires 1951-1958, Bd. 4, S. 440-475.

Lorris, Guillaume/Jean de Meung: *Le roman de la rose* (Teil I 1230-1240, Teil II 1275-1280), hrsg. von Karl August Ott, 3 Bde, München 1978.

Martin Luther: *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der Übersetzung D. Martin Luthers. Neu durchgesehen nach dem vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten Text*, Berlin 1936.

Piccolomini, Alessandro: *Della Filosofia maturale*, Venedig 1551.

Poullain de la Barre, François: *De l'Égalité des deux sexes. Discours physique et moral où l'on voit l'importance de se défaire des préjugez* (1673), 2. Aufl., Paris 1676.

Rousseau, Jean-Jacques: *Emile ou De l'Éducation* (1762), in: Jean-Jacques Rousseau: *Oeuvres complètes*, hrsg. von Bernard Gagnebin/Marcel Raymond, Bd.4, Paris 1980.

Rousseau, Jean-Jacques: *Julie ou La Nouvelle Héloïse. Lettre de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes* (1761), hrsg. von Bernard Gagnebin/Marcel Raymond, Bd. 2, Paris 1984.

Thomas von Aquin: *Summa theologica* (1267-1273), Bd. 1. *Die Deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 7, München 1941.

Vives, Juan Luis: *De Institutione Faeminae Christianae* (1523). *Formación de la mujer cristiana*, in: Juan Luis Vives: *Obras completas*, Bd.1, Madrid 1947, S. 985-1175.

Vives, Johannes Ludivicus: *Die Erziehung der Christin* (1523), in: Johannes Ludivicus Vives: *Pädagogische Schriften,* übersetzt von Friedrich Kayser, Freiburg 1896, S. 361-426.

Zayas y Sotomayor, María de: „Al que leyere", in: María de Zayas y Sotomayor: *Novelas amorosas y ejemplares* (1637), hrsg. von Agustín Gonzales de Amezúa y Mayo, Madrid 1948.

Forschungsliteratur

Baader, Renate: *Dames de lettres. Autorinnen des preziösen, hocharistrokratischen und ‚modernen' Salons* (1669-1698), Stuttgart 1986.

Bernt, G.: „Auctores", in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1, München/Zürich 1980, Sp. 1189.

Bormann, C.v./W. Franzen/A. Krapiec u.a.: „Form und Materie", in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Stuttgart 1972, Sp. 977-1030.

Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*, Paris 1984.

Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London 1990.

Cescutti, Eva: *Hrotsvit und die Männer. Konstruktionen von ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' in der lateinischen Literatur im Umfeld der Ottonen*, München 1998.

Davis, Natalie Z.: „Women's History in Transition – The European Case", in: *Feminist Studies*, Bd. 3, 1976, S. 83-103.

Dietzen, Agnes: „Universitäre Sozialisation: Zur Problematik eines heterosexuellen Beziehungsmodells: Mentor – Protégée", in: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie,* Bd. 1, 1990, S. 18-40.

Dilger, K.: „Frau – Arabisch-islamischer Bereich", in: *Lexikon des*

Mittelalters, Bd. 4, München/ Zürich 1989, Sp. 873-874.

Elders, L. J.: „Scholastische Methode“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 7, München/Zürich 1995, Sp. 1526-1528.

Gössmann, Elisabeth: „Frau – Theologie, Philosophie (lateinischer Westen)“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 852-853.

Häntzschel, Hiltrud/Hadumod Bußmann: *‚Bedrohlich und gescheit‘. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern*, München 1997.

Harding, Sandra: *The Science Question in Feminism*, Ithaca 1986.

Hassauer, Friederike: „Das Weib und die Idee der Menschheit – Überlegungen zur neueren Geschichte der Diskurse über die Frau“, in: Bernard Cerquiglini/Hans-Ulrich Gumbrecht (Hrsg.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschafts-geschichte als Innovationsvorgabe*, Frankfurt 1983, S. 421-445.

Hassauer, Friederike: „Gleichberechtigung und Guillotine: Olympe de Gouges und die feministische Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution. Fallstudie in programmatischer Absicht“, in: Ursula A. Becher/Jörn Rüsen (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt 1988, S. 259-291.

Hassauer, Friederike: „Die alte und die neue Heloisa: Weibliche Zugänge zur Schrift“, in: Bea Lundt (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter – Fragen, Quellen, Antworten* München 1991, S. 277-303.

Hassauer, Friederike: *Homo. Academica.Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994.

Hassauer, Friederike: „Akademisches Frauensterben: Frauen – Nachwuchs – Romanistik. Zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland und Österreich“, in: Gertraud Seiser/Eva Knollmayer (Hrsg.): *Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft*, Bd.3, Wien 1994, S. 145-154.

Hassauer, Friederike: „Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib. Stationen der Querelles des Femmes in Spanien und Lateinamerika vom 16. zum 18. Jahrhundert“, in: Gisela Bock / Margarete Zimmermann (Hrsg.): *Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 1997: Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 203-238.

Hödl, L.: „Averroismus“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1980, Sp. 734-735.

Kant, Immanuel: „Beobachtungen“, in: *Kants Weltanschauung*, hrsg. von Karl Vorländer, Darmstadt 1927, S. 269-277.

Keller, Evelyn F.: *Reflections on Gender and Science*, New Haven/ London 1985.

Kuhn, Thomas S.: *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1962.

Langenscheidts Großwörterbuch Lateinisch – Deutsch: „auctoritas“, in: Teil I, 24. Aufl., Berlin/München/Zürich 1992, S. 80.

Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt 1984.

Nobis, H. M.: „Matrix“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), Bd. 5, Stuttgart 1980, Sp. 939-941.

Opitz, Claudia: „Streit um die Frauen? Die frühneuzeitliche Querelle des Femmes aus sozial- und frauengeschichtlicher Sicht“, in: *Historische Mitteilungen*, Heft 1, 1995, S. 15-27.

Der Kleine Pauly – Lexikon der Antike: „Auctoritas“, in: Konrad Ziegler/Walter Sontheimer (Hrsg.), Bd. I, Stuttgart 1964, Sp. 729.

Rabe, Horst: „Autorität“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1992, S. 382-406.

Schabert, Ina: *Englische Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung*, Stuttgart 1997.

Schmid, Elisabeth: „Die Regulierung der weiblichen Rede“, in: Ingrid Bennewitz (Hrsg.): *Der frowen buoch‘. Versuche zu einer feministischen Mediävistik*, Göppingen 1989, S. 83-111.

Steinbrügge, Lieselotte: *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung*, Weinheim/Basel 1987.

Veit, W./H. Rabe u.a.: „Autorität“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Stuttgart 1971, Sp. 724-733.

Weimar, P./R. Puza/R. Schulze u.a.: „Frau – Recht“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 854-862.

Wensky, M./M. Rösener: „Frau – Die Frau in der mittelalterlichen Gesellschaft“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 862-866.

Zimmermann, Margarete: „Vom Streit der Geschlechter. Die französische und italienische Querelle des Femmes des 15. bis 17. Jahrhunderts“, in: Bettina Baumgärtel/Silvia Neysters (Hrsg.): *Die Galerie der Starken Frauen. Regentinnen, Amazonen, Salondamen*, München 1995, S. 14-33.

Nina Degele

Anpassen oder unterminieren: Zum Verhältnis von *Gender Mainstreaming* und *Gender Studies*

Durchblicken oder durchsetzen – auf diese Formel ließe sich der Unterschied von *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming* bringen: Um die Bedeutung der Kategorie Geschlecht und von Geschlechterverhältnissen in ihren sozialen Zusammenhängen zu *durchblicken* und im nächsten Schritt auch zu verändern, bedarf es der wissenschaftlichen Analyse. Dafür sind *Gender Studies* zuständig. Um diesen nächsten Schritt, nämlich Geschlechtergerechtigkeit zu institutionalisieren, auch politisch *durchzusetzen*, sind spezifische Instrumente und Methoden vonnöten. Damit ist *Gender Mainstreaming* als politische Strategie gefragt. Zwei völlig verschiedene Kontexte also, denen dieses hip daherkommende Vokabular entspringt, und damit auch unterschiedliche Ziele, denen die beiden Konzepte verpflichtet sind: Reflexion, Wahrheitsfindung und Verunsicherung einerseits und *empowerment* als Erweiterung von Gestaltungsmöglichkeiten und Machtgewinn andererseits. *Gender Main-streaming* ist aber nicht nur eine Strategie der Geschlechterpolitik in Politik und Wirtschaft, sondern ebenso auch in der Institution Wissenschaft. Und *Gender Studies* zielen auf eine Entnaturalisierung von Geschlecht, was als Programm allen Strategien des *Gender Mainstreaming* (implizit) zu Grunde liegt.

Diese Entnaturalisierung lässt sich am prägnantesten mit dem Begriff des *queering* fassen. *queer* beschreibt „Ansätze oder Modelle, die Brüche im angeblich stabilen Verhältnis zwischen chromosomalem, gelebtem Geschlecht (*gender*) und sexuellem Begehren hervorheben. Im Kampf gegen diese Vorstellung von Stabilität – die vorgibt, Heterosexualität sei ihre Ursache, während sie tatsächlich ihre Wirkung ist – lenkt *queer* den Blick dahin, wo biologisches Geschlecht (*sex*), soziales Geschlecht (*gender*) und Begehren nicht zusammenpassen“.[1] Gemeint ist also eine Entselbstverständlichung unhinterfragter Annahmen in Bezug auf die Kategorien ‚männlich‘, ‚weiblich‘, ‚Hetero‘- und ‚Homosexualität‘ sowie die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit. Knapp gefasst zielen solche Entnaturalisierungs- bzw. Entselbstverständlichungsbemühungen der *Gender Studies* auf der einen Seite darauf, die scheinbare Geschlechterirrelevanz in der Gesellschaft aufzudecken. Ein solches *queering* bzw. *Unterminieren* ist radikal. Denn was verunsichert uns mehr, als den Menschen uns gegenüber nicht eindeutig als Frau oder Mann klassifizieren zu können? Als politische Strategie stößt *queering* allerdings rasch an Grenzen, da Politik auf der Mobilisierung von Menschengruppen basiert. Und politische

Subjekte, die für eine Änderung der etablierten Geschlechterverhältnisse einstehen, sind vor allem (noch!) Frauen als prinzipiell einheitsfähig unterstellte Gruppe (nach dem Motto: Frauen haben als Frauen gemeinsame Interessen). Dies berücksichtigen Strategien des *Gender Mainstreaming*, und insofern passen sie sich den Spielregeln des politischen Lebens an. Weil sie dabei allerdings davon ausgehen, dass gesellschaftliche Interessen geschlechtsspezifisch zu unterscheiden sind, tragen sie damit auch immer die Gefahr einer „Reifizierung der Zweigeschlechtlichkeit“[2] und damit der herrschenden Geschlechterordnung mit sich.

Dennoch können auch solche Strategien zur Veränderung der Geschlechterverhältnisse radikal werden, nämlich in Verbindung mit einer Reorganisation organisatorischer Strukturen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Mit dem Programm der (wissenschaftlichen) Entnaturalisierung und der (politischen) Reorganisation der Geschlechterverhältnisse operieren – diese These will ich im Folgenden entwickeln – *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming* auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Strategien, können aber – und darin liegt ihr Potenzial – komplementär zusammenwirken bzw. sich wechselseitig verstärken. Beide sind befrachtet mit großen Hoffnungen auf grundlegende Veränderungen, können aber auch instrumentalisiert werden und scheitern. Diese Spannung will ich in drei Schritten illustrieren. Zunächst werde ich Strategien des *Gender Mainstreaming* in politische Machtfragen einbetten (1.), sodann den Zusammenhang von Anpassung und Unterminierung im Kontext von Organisationen diskutieren (2.), um schließlich Strategien des *Gender Mainstreaming* an ihr wissenschaftliches Pendant der *Gender Studies* heranzuführen (3.).

1. *Gender Mainstreaming* als Methode, Strategie und Reorganisation

In Deutschland ist *Gender Mainstreaming* vor allem über Initiativen der EU in die politische Agenda gesickert.[3] Die Wurzeln reichen freilich weiter zurück. Auf der dritten Weltfrauenkonferenz der UNO 1985 in Nairobi wurde die Idee des *Gender Mainstreaming* erstmals entwickelt, die vierte Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 mündete in der Gründung einer Aktionsplattform, die das *Gender Mainstreaming*-Konzept ausdrücklich unterstützt. 1996 hat sich die EU erstmals in einer Mitteilung der Kommission dem *Gender Mainstreaming* verpflichtet. Die Staats- und Regierungschefs haben *Gender Mainstreaming* auf höchster Ebene, nämlich auf vier Gipfeltreffen in Essen, Cannes, Madrid und Wien neben den Kampf gegen Arbeitslosigkeit zur höchsten Priorität erklärt. Im Amsterdamer Vertrag von 1997 schließlich ist der Gedanke der Chancen-

gleichheit erheblich aufgewertet und in Artikel 2 und 3 des neuen Vertrags festgeschrieben worden: „Bei allen in diesem Artikel genannten Tätigkeiten wirkt die Gemeinschaft darauf hin, Ungleichhheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Frauen und Männern zu fördern.“[4] Mit der Ratifizierung des Vertrags besteht für die Mitgliedsstaaten eine Verpflichtung zur Umsetzung. Die zur Verfügung stehenden Instrumente der EU umfassen vor allem Rechtsvorschriften im Rahmen der Strukturförderung (z.B. europäischer Sozialfond), Werbekampagnen und die Einrichtung entsprechender Gremien und Kommissionen. *Gender Mainstreaming* bildet damit eine eigenständige Phase in der Geschichte der Gleichstellungspolitik.[5] Während in den 70er Jahren die rechtliche Gleichstellung zur Gleichbehandlung von Frauen und Männern im Vordergrund stand, waren die 80er durch gezielte Programme für Frauen zur Überwindung von Benachteiligungen geprägt. Erst das *Gender Mainstreaming* macht ernst mit der Forderung, Maßnahmen der Chancengleichheit in allgemeine Programme und Strategien zu integrieren und damit über ‚Frauenpolitik‘ hinauszugehen. Was aber ist genau mit *Gender Mainstreaming* gemeint?

Gender Mainstreaming als Konzept existiert in mindestens drei Varianten: als deskriptive Methode, als normative politische Strategie und als radikaler Reorganisationsansatz.[6]

Als *deskriptive Methode* überprüft *Gender Mainstreaming* sämtliche politischen Aktivitäten und Entscheidungsprozesse im Hinblick auf ihre Geschlechterrelevanz – mit analytischer Distanz. Dafür wurden Methoden und Instrumente wie die Aufstellung geschlechtsspezifischer Statistiken, Kosten-Nutzen-Analysen nach Geschlecht und Geschlechterrollen, *gender*-Expertisen, Checklisten, die Durchführung von Hearings und Ideenwerkstätten, begleitende Evaluation/Controlling durch Verankerung im Anfangsstadium des Prozesses sowie ‚*gender*-Trainings‘ als initiierende und begleitende Kontrollmaßnahmen entwickelt.[7] *Gender Mainstreaming* als deskriptive Methode operiert damit als Instrument des ‚*gender*-Controlling‘ und hat über diesen Weg Eingang in die Rhetorik medienbewusster PolitikerInnen gefunden. Denn als deskriptive Methode lässt sich *Gender Mainstreaming* auch als Absichtserklärung instrumentalisieren, um Anerkennung, Fördermittel und Prestige einzuheimsen, letztlich aber alles beim Alten zu lassen. So moniert etwa Susanne Schunter-Kleemann,[8] dass mit *Gender Mainstreaming* die neoliberale Ordnungspolitik der Konservativen fortgeführt, aber durch eine modernere und versöhnlichere Rhetorik ergänzt werde. Beispiele dafür liefern Kommunen, die sich zur Einhaltung der Kriterien des *Gender Mainstreaming* und damit zur Überprüfung sämtlicher Entscheidungen auf ihre Geschlechterrelevanz verpflichtet haben. Dort ist mitunter zu beobachten, dass Vorlagen zu 99 Prozent mit dem Vermerk „keine Auswirkungen für Geschlechterverhältnis“ beantwortet werden; formal ist damit der Pflicht Genüge getan.[9] Ohne normativen Bezugsrahmen bleibt

Gender Mainstreaming damit frei verfüg- und instrumentalisierbar für die unterschiedlichsten politischen Zielsetzungen.

Diese Instrumentalisierbarkeit wurzelt auch im hierarchischen Zuschnitt dieses Konzepts. Denn um Frauenzusammenhänge zu unterstützen, Networking zu betreiben und den Gedanken der ‚Bedeutung von x für die Geschlechterverhältnisse' zu implementieren, reicht die Implementierung allein von unten (*bottom-up*) nicht aus. Sie bedarf vielmehr des Rückhalts von oben, nämlich der obersten Führungsebene. Eine damit verbundene *top-down-Orientierung* ist ein Novum beim *Gender Mainstreaming* gegenüber klassischen Modellen der Gleichstellungspolitik: An der Spitze einer Organisation erklärt sich jemand für die Implementierung des *Mainstreaming*-Gedankens verantwortlich. Bei *Gender Mainstreaming* als einem top-down-Prozess liegt die Initiative und Durchführung etwa in Hochschulen bei RektorInnen, in Firmen bei GeschäftsführerInnen und/oder PersonalleiterInnen und in Kommunen bei BürgermeisterInnen. Darin liegen Chancen – weil sich in hierarchisch zugeschnittenen Entscheidungswegen politische Maßnahmen ‚konform' durchsetzen lassen. Darauf setzen auch viele Feministinnen, die sich in jahrelanger Basisarbeit mitunter erfolglos aufgerieben haben, neue Hoffungen. Gleichzeitig können aber gerade dadurch die zu Grunde liegenden Ziele des *Gender Mainstreaming* unterminiert und verwässert werden.[10] Geht es etwa um die Implementierung von *Gender Mainstreaming* an 27 Hochschulen in Nordrhein-Westfalen, begrüßt zwar ein Viertel der Hochschulen die „Grundsätze zur Förderung von Frauen an den Hochschulen Nordrhein-Westfalens" als Richtlinien (sie wurden 1993 für alle Hochschulen erlassen, 1998 wurden die Auswirkungen evaluiert) und haben sie in die Alltagsroutinen integriert. Dagegen haben sich 50 Prozent der Hochschulen partiell geöffnet, behalten aber grundlegende Vorbehalte bei, und ein Viertel der Hochschulen zeichnet sich durch ein passives Tolerieren aus, hinter dem sich eine strukturelle und kulturelle Verhinderungsstrategie verbirgt. Das grundsätzliche Problem liegt darin, dass die „Grundsätze" zwar Richtlinien für Verfahren darstellen, nicht aber die Ergebnisse vorwegnehmen können.[11] Formulierte Grundsätze werden bestenfalls diskursiv wirksam, indem sie Hochschulen, die an männerbündischen Strukturen festhalten, unter Legitimationsdruck stellen.[12]

Ebenso zeigt eine vom Ausschuss für die Rechte der Frau des Europäischen Parlaments 1997 durchgeführte Untersuchung, dass Kommission, Ministerrat und Mitgliedsstaaten bisher den *Mainstreaming*-Grundgedanken in allen zentralen, die zukünftige EU-Politik strukturierenden Programmen missachtet haben.[13] Dies betrifft das fünfte Rahmenprogramm für Forschung und technologische Entwicklung, die Festlegungen zur Osterweiterung in der Agenda 2000 sowie das Grünbuch zur Entwicklungszusammenarbeit mit den AKP-Staaten. Auch bei den zentral- und osteuropäischen Staaten der EU mangelt es in der Europapolitik an Umsetzungswillen.[14] Daran knüpft sich das Problem,

dass dort, wo „mit Hinweis auf den *Mainstreaming*-Grundsatz, Finanzmittel, die vorher gezielt für spezielle Frauenfördermaßnahmen reserviert wurden, nun mit dem Argument, daß Frauenanliegen sowieso in allen Politikfeldern mitbedacht werden, gestrichen wurden".[15] Ein Beispiel dafür ist das mittelfristige vierte Aktionsprogramm für die Chancengleichheit von Männern und Frauen. Es wurde lange blockiert und von 15 auf 6 Millionen ECU gekürzt.[16]

Einen Schritt weiter geht *Gender Mainstreaming* als normative politische Strategie, indem es die oben skizzierten Analysen unter der Fragestellung durchführt, welchen Beitrag sie zur Chancengleichheit leisten und wie eine solche auch tatsächlich zu erreichen ist. Eine solche Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit bildet die klassische Auffassung von *Gender Mainstreaming*:

> [Es] „besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluation der Entscheidungsprozesse, mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten AkteurInnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einnehmen",

so die Definition des Europarats. *Gender Mainstreaming* ist damit eine Politik, die Geschlechterdiskriminierung innerhalb von Institutionen aufzeigt, ihre Ursachen benennt, die Politik ihrer vermeintlichen Geschlechtsneutralität entkleidet und sie im nächsten Schritt zum Abbau der Geschlechterhierarchie nutzt.[17] Entscheidend ist dabei, dass es sich nicht um eine isolierte Maßnahme (der Frauenförderung) handelt, sondern um eine alle politischen Felder durchziehende Querschnittaufgabe. Hintergrund ist die Annahme, dass es keine geschlechtsneutrale Politik gibt, und deshalb soll die Genderperspektive jede Entscheidung in Politik, ebenso aber auch in Wirtschaft, Wissenschaft usw. durchdringen. Das ehrgeizige Ziel lautet, allgemein formuliert, dass Geschlecht für die Zuteilung von Lebenschancen keine Rolle mehr spielen soll. Die grundlegende Richtung des Mainstream bleibt damit freilich unangetastet, es geht um Maßnahmen innerhalb des als handlungsrelevant definierten Spielraums.

Auch hier ist das oben genannte Problem nicht aus der Welt geschafft: Gut gemeinte Strategien können ins Leere laufen. Die Forderung nach einem *Gender Mainstreaming* – so eine feministische Befürchtung – spiegle bereits eine Anpassung wider, die sich von ursprünglichen feministischen Zielen weit entfernt habe. Denn natürlich ist *Gender Mainstreaming* eine Strategie, „die das Einlassen auf Institutionen und das Mitmachen innerhalb dieser Institutionen voraussetzt"[18] – was in der autonomen Frauenbewegung höchst strittig ist. So ist diese Strategie der „Fahrtrinne in der Flußmitte" (so die Formulierung des Deutschen Frauenrats) für Christina Thürmer-Rohr[19] ein Verrat an den ursprünglichen Zielen des Feminismus der 70er und 80er Jahre. Denn dieser hatte dem politischen Mainstream eine deutliche Absage erteilt: *Gender Mainstreaming* habe sich von der Forderung nach grundlegenden,

strukturellen Alternativen verabschiedet und damit drohe die illusionäre, d.h. auf Veränderung zielende und subversive Kraft des anderen Denkens verloren zu gehen. Schlimmer: Während Begriffe wie *Gender* und *empowerment* noch einen emanzipatorischen Gehalt transportieren, sei Mainstream dagegen denunziatorisch.[20] Und Thürmer-Rohr macht ihre Kritik am *Gender Mainstreaming* und der Geschlechterdemokratie an Naturalisierungen fest, die beiden Konzepten zu Grunde liegen: Der Begriff Geschlechterdemokratie basiere auf geschlechterspezifischen Identitätsbehauptungen, die Frausein und Mannsein festschreibe und zum politischen Programm erhebe: „Nicht das Interesse an etwas Drittem bringt uns an den gemeinsamen Tisch, sondern das, was wir sind, – unsere angebliche Identität als ein bestimmtes Geschlecht".[21] Damit verstehe Geschlechterdemokratie BürgerInnen als InhaberInnen von Identitäten statt von Interessen, und das darauf aufbauende *Mainstreaming*, so ihr vernichtendes Urteil, mache die Norm zum Maßstab und „Abweichungen erneut zur Anomalie".[22]

Fügt sich *Gender Mainstreaming* in den Status quo und festigt damit das Bestehende? Thürmer-Rohr legt den Finger in die Wunde der zweifellos existierenden Instrumentalisierbarkeit, dennoch überzeugt ihre Kritik nicht. Denn erstens sind Interessen und Identitäten zwar analytisch zu trennen, in der Realität aber zwangsläufig miteinander verwoben. Lassen sich AutofahrerInnenparteien bei Stadtrats- und Kommunalwahlen etwa so ohne weiteres der Interessen-, *rosa Listen* dagegen den Identitätsvertretungen zurechnen? Die Idee politischer Initiativen wie der von *rosa Listen* besteht doch gerade darin, ein Klima der Toleranz und Weltoffenheit gegen die Diskriminierung anders Denkender und Lebender zu schaffen:

> „Wir verstehen uns als Vertretung aller Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Menschen, aller Heterosexuellen und sonstigen, die sich nicht mehr länger in vorgefertigte Schemata des Geschlechts und der sexuellen Orientierung pressen lassen wollen".[23]

Zweitens – und dies berührt die Frage nach dem gesellschaftsverändernden Potenzial bzw. der Konformität – ist *Gender Mainstreaming* kein Selbstzweck. Es ist sehr wohl auf etwas Drittes bezogen, das es ebenso wie das Geschlechterverhältnis zu verändern gilt – und genau darin liegt die Chance des *Mainstreaming*. Meine These hierzu lautet, dass das Konzept des *Gender Mainstreaming* in Verbindung mit den ‚verunsicherungstheoretischen' Grundannahmen der *Gender Studies* beides zu verbinden im Stande ist und damit in eine noch auszuschöpfende Radikalität mündet.

Um dies systematisch vorzubereiten, führe ich an dieser Stelle die dritte Perspektive des *Gender Mainstreaming* als radikalen Reorganisationsansatz

ein. Er problematisiert eine falsche Bescheidenheit des *Gender Mainstreaming*: Warum sollte *Gender Mainstreaming* bei den Mitteln und Strategien der politischen Gestaltung Halt machen und nicht auch umwelt-, sozial- oder bildungspolitische Weichenstellungen, volks- und betriebswirtschaftliche Maßnahmen und organisatorische Entscheidungen schlechthin aufs Genderkorn nehmen? Rounaq Jahan charakterisiert diese Perspektive als radikalen Ansatz des agenda-setting: „Women not only become part of the mainstream, they also reorient the nature of the mainstream.“[24] Erst dann setzt *Gender Mainstreaming* nicht bei Symptomen an, sondern bei zu Grunde liegenden Strukturen der Organisation der Arbeit und des Alltags: Es geht nicht in erster Linie um zusätzliche Babysitter, Wickelräume, Kinderbetreuungsmöglichkeiten und Angebote an Teilzeitarbeitsplätzen für Frauen, sondern beispielsweise um eine straffere Sitzungsorganisation zur familienfreundlichen Gestaltung betrieblicher Abläufe sowie die Inpflichtnahme von Männern für die Aufzucht und Betreuung des Nachwuchses – mit den entsprechenden arbeits- und alltagsorganisatorischen Konsequenzen. Nicht nur mehr Rhetorikkompetenzen für Frauen sind Teil der Strategie, sondern eine Reorganisation betrieblicher Zusammenhänge (z.B. der gesamten Informations- und Kommunikationspolitik und Organisation hierarchischer Ebenen in einem Unternehmen) im Hinblick auf Geschlechtergleichheit bzw. Gleichstellung.[25]

Bei diesem Idealtypus wirken nicht nur deskriptive und normative Komponenten zusammen. Die Geschlechterfrage wird vielmehr als wesentliches Kriterium bei der Lösung sozialer, wirtschaftlicher und umweltpolitischer Probleme ernst genommen: Die scheinbare Geschlechtsneutralität vieler Problemstellungen wird sichtbar; dies bietet den Vorteil, die Geschlechterfrage als durch und durch politische Frage zu sehen wie auch umgekehrt, scheinbar genderferne politische Entscheidungen, Strategien und Projekte gendersensibel anzugehen, also den Mainstream mit dem Thema *gender* zu konfrontieren. Das ist neu und damit praktiziert *Gender Mainstreaming* eine Entselbstverständlichung, wie sie für die wissenschaftliche Disziplin der *Gender Studies* forschungsleitend ist (vgl. Abschnitt 3).

2. *Gender Mainstreaming* als Unterminierung oder Anpassung?

Strittig ist bei dem bisher Gesagten freilich, wo dieser Ansatz tatsächlich die „radikale Schwelle“ überschreitet und wo er das Bestehende lediglich befestigt. Dieses Problem will ich anhand einiger Projekte zu betrieblichen Veränderungsprozessen illustrieren.[26] Solchen Projekten geht es nämlich nicht nur um die Verbesserung der betrieblichen Chancengleichheit, sondern auch um strukturelle Veränderungen der gesamten Arbeitsorganisation. Die Crux dabei:

Hier muss sich die Strategie auch auf dem Feld der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit beweisen. Dass sie dem nicht aus dem Weg gehen muss, dafür gibt es gute Argumente: Diskriminierung schlägt mit Demotivation, Fehlzeiten und Eingruppierungsklagen zu Buche, gemischtgeschlechtlich zusammengesetzte Arbeitsgruppen sind kreativer, *Gender Mainstreaming* praktizierende Organisationen sind auf dem Arbeitsmarkt vor allem im Bereich der Fach- und Führungs(nachwuchs)kräfte im Vorteil und die Integration verschiedener Beschäftigtengruppen verhindert Monokulturen, Veränderungsresistenz und schafft damit ein innovationsfreundlicheres Klima.[27] Gleichzeitig führt die Diskriminierung von Frauen im Berufsleben zu volkswirtschaftlichen Einbußen, und dies schlägt sich in einem geringeren Nutzungsgrad des Arbeitskräftepotenzials, einer Verzerrung der Preis- und der Beschäftigungsstruktur nieder.[28] Aktivitäten des *Gender Mainstreaming* unterstützen in ihrer Zielsetzung „den Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit (*employability*) der Mitarbeiter/innen, und als integrierte Aktivität des betrieblichen Verbesserungprozesses helfen sie, die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens zu stärken".[29]

Daraus lassen sich zwei Schlüsse ziehen: Erstens steht *Gender Mainstreaming* in einem allgemeineren Kontext, der von individuellen Kompetenzen über organisationskulturelle Kontexte auch politische, wirtschaftliche und soziale Rahmenbedingungen umfasst. Zweitens greifen strukturverändernde Mechanismen nur dann, wenn sie Resonanz auslösen – und zwar in den beteiligten Bereichen.[30] Das bedeutet, dass Maßnahmen die Logiken verschiedener Subsysteme ‚treffen' müssen, um Reaktionen hervorzurufen – das gesellschaftliche Teilsystem der Kunst wird sich in seiner Operationsweise nicht am Kriterium der Wahrheit orientieren, wohl aber an Schönheit. Für geschlechtsspezifische Belange nun ist kein Teilsystem exklusiv zuständig, denn alle Geschlechter partizipieren grundsätzlich an allen gesellschaftlichen Teilsystemen. Das bedeutet, dass möglichst viele Systemlogiken mit dem Genderthema kompatibel gemacht werden müssen. Je besser dies gelingt, desto größer ist die Chance der Durchsetzung genderrelevanter Ziele. *Gender Mainstreaming* passt sich damit den gegebenen Lösungskalkülen an, indem es die Logik des Systems ‚mitmacht'. Das heißt: Im Subsystem Ökonomie müssen Zahlungen stattfinden, im Subsystem Politik können die Beteiligten die Maßnahmen für die Erweiterung ihres Einflussbereichs nutzen, im Subsystem Wissenschaft werden neue Forschungsfragen entwickelt, im Subsystem Massenmedien werden Neuigkeitswerte umgeschlagen. Feministische Kreativität ist dann dahin gehend gefragt, die Wirkungsweise der jeweiligen Logiken zu erkennen und für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. Anders gesagt: *Gender Mainstreaming* hat das Ineinanderwirken verschiedener gesellschaftlicher Logiken und Teilsysteme am Schopf zu packen und mit eigenen Mitteln zu schlagen – was den einen als Cleverness, den anderen als Verrat an feministischen Idealen erscheint (s.o.).

Wo hier die Grenze zwischen Anpassung und Unterminierung liegt, lässt sich nur empirisch am konkreten Fall klären, und letztlich müssen die Beteiligten dies jeweils für sich selbst entscheiden.

Zur Schwierigkeit der Zuordnung in Anpassung und Unterminierung ein Beispiel aus der Organisationsberatung, genauer: der *outplacement*-Beratung als einem speziellen Typ der Personalberatung.[31] *outplacement*-Beratungen reagieren auf sich wandelnde Anforderungen des Arbeitsmarkts wie ein steigendes Tempo des Arbeitslebens, die zunehmende Bedeutung individueller Integrationsleistungen und die Ausdünnung bislang vor Arbeitslosigkeit sicherer Berufsgruppen, wozu Führungskräfte und ManagerInnen zählen. Dieser Wandel lässt Dienstleistungen entstehen, welche gekündigten (älteren) Führungskräften zu einer neuen Anstellung verhelfen sollen. Damit eine Beratung Erfolg hat, müssen die entweder allein oder in kleinen Teams arbeitenden BeraterInnen dreierlei tun. Erstens müssen sie über *Fachkompetenz* verfügen, die üblicherweise durch ein Hochschulstudium zertifiziert ist. Sie umfasst Branchenwissen, Kenntnis von Organisationsstrukturen und -prozessen, betriebswirtschaftliches Know-how sowie Methodenkenntnisse aus der Beratung. Zweitens müssen sie sich *sozialkompetent* in die Situation des Gegenübers hineinfühlen und es verstehen. Drittens sind diese fachlichen und sozialen Kompetenzen in eine breite *Berufspraxis* eingebettet, die vor allem Führungserfahrung umfasst. Ein daraus abgeleitetes Anforderungsprofil von *outplacement*-BeraterInnen funktioniert nach dem Ähnlichkeitsprinzip, wonach BeraterInnen und KlientInnen möglichst gut zusammenpassen sollten: „*Jüngere zu Jüngeren, Ältere zu Älteren, Normale zu Normalen und vermeintlich Großkopferte zu Großkopferten*“ (Berater). Der typische *outplacement*-Berater ist also ein männlicher Ex-Manager Mitte 50, der das Innenleben verschiedener Organisationen in vielen Berufsjahren detailliert kennen gelernt hat, der gefeuert wurde und die eigene schmerzhafte Erfahrung des Gekündigtwerdens als Sprungbrett nutzt, anderen mit ähnlichen Erfahrungen aus einer solchen Situation herauszuhelfen.

Dieses klassische Anforderungsprofil verliert zunehmend an Bedeutung. Das wird an der wachsenden Zahl weiblicher Berater deutlich, die ihre männlichen Kollegen gemessen am Pro-Kopf-Umsatz teilweise überholen. Für ihren Erfolg gibt es drei Gründe. Erstens sind sie im Schnitt jünger als die Berater und empfehlen sich damit aufgrund einer immer jünger werdenden Klientel für das oben formulierte Ähnlichkeitsprinzip. Zweitens verlieren die älteren männlichen Berater zunehmend den Draht zu den Erfordernissen der Arbeitswelt. Die jüngeren Frauen dagegen verfügen über aktuellere Qualifikationen, die noch nicht der Halbwertszeit zum Opfer gefallen sind. Beispielsweise beherrschen sie allesamt den Umgang mit dem Computer, die Männer hingegen nur teilweise. Drittens schließlich entpuppen sich Frauen meist als sozial kompetenter: „Ein Mann hat eine andere Sprache wie eine Frau. Ich kann mich als Frau gegebenenfalls leichter auf die Sprache des Mannes einstellen, als ein

Mann sich auf die Sprache der Frau einstellen kann“, meint eine Beraterin. In diesem Zitat wird deutlich, dass eine neue Generation von hoch qualifizierten Frauen mit ihrem spezifischen Profil bisherige Traditionen und Dominanzstrukturen erfolgreich unterlaufen – sogar um den Preis, Rollenklischees zu verfestigen. Neben der männlichen ‚Abstiegsbiografie‘ erscheinen ihre Karrieren geradlinig und als Ergebnis gezielter Arbeit. Ihr Selbstbewusstsein ziehen solche Beraterinnen gerade aus ihren doppelten Kompetenzen: „Ich nehm einem Mann erst ab, dass er Organisations- und Managementkompetenzen hat, wenn er wie ich allein zwei Kinder großziehen und hier auch noch den ganzen Laden schmeißen kann“, so eine andere Beraterin. Sie begreifen die in der feministischen Forschung als ambivalent gezeichnete „doppelte Vergesellschaftung“[32] als Potenzial statt als Unterdrückungsmechanismus.

Solche Erfahrungen lassen sich im Sinn einer Anpassung, aber eben auch als Unterminierung oder Strukturveränderung interpretieren. Denn es ist eine empirisch offene Frage, ob sich die Beteiligten im Sinn eines Erhalts der *employability* und der Wettbewerbsfähigkeit von Organisationen instrumentalisieren lassen (und diesen geht es selbstverständlich darum, sich auf dem Markt an vorderster Front zu positionieren) oder ob sie ihre Positionen zur Veränderung der Organisationsstrukturen bzw. -regeln nutzen können und wollen. So stellen Dörthe Jung und Gunhild Küpper die Ergebnisse von 27 Beratungsprojekten vor, die in unterschiedlich starkem Umfang mit dem *Mainstreaming*-Gedanken in betrieblichen Organisationen ernst machten. 33 „Echte“ *Gender Mainstreaming*-Projekte waren davon nur zwei. Diese kombinierten einen konzeptionell gendersensiblen mit einem beteiligungs- und prozessorientierten Beratungsansatz, der „frauenübergeordnete“ Fragestellungen wie etwa Arbeitszeitflexibilisierung und Professionalisierung der ambulanten Pflege berücksichtigte. Im Vergleich mit klassischen Reorganisationsprojekten zur aktuellen und präventiven Sicherung von Frauenarbeitsplätzen im Zuge betrieblicher Reorganisationen, mit Projekten in frauentypischen Arbeitsfeldern mit dem Fokus auf Arbeitszeit- und Qualifizierungsfragen sowie mit Frauenförderprojekten, in denen Frauen bewusst im Mittelpunkt der Aktivitäten standen, erreichten die *Gender Mainstreaming*-Projekte die deutlichste Wirkungstiefe.

Dieser Einschätzung legen Jung/Küpper[34] ein Stufenmodell der Gütekriterien zu Grunde: Auf der ersten Stufe des Kompetenzzuwachses von Frauen fanden in allen untersuchten Projekten Veränderungen auf der individuellen Ebene statt. Als isolierte Maßnahme blieben sie allerdings folgenlos, weil sie nicht in den betrieblichen Alltag eingebunden waren. Diese Stufe erreichten alle 27 Projekte. Die zweite Ebene der Erweiterung der Handlungsoptionen umfasste die betriebliche Nutzung der Kompetenzerweiterung, z.B. vertraten Frauen Arbeitsteams an betrieblichen Schnittstellen, wurden als Multiplikatorinnen wirksam, trugen Projektverantwortung usw. Die damit verbundenen indirekten Qualifizierungen könnten – so die Hoffnung – im nächsten Schritt zur Aufwei-

chung der Trennung ‚weiblicher' und ‚männlicher' Tätigkeiten führen. Auf der dritten Ebene der nachhaltigen betrieblichen Konsequenzen für das gesamte Unternehmen schließlich wurden auch strukturelle Änderungen erreicht. Dies gelang nur mit dem *Gender Mainstreaming*-Ansatz. Beispielsweise führte eine Firma neue Arbeitsformen ein, implementierte betriebliche Weiterbildungen, bezog systematisch bisher als nicht lernfähig eingestufte MitarbeiterInnengruppen ein und entwickelte beteiligungsorientierte Kommunikationsformen zwischen Führungsebene und MitarbeiterInnen, was mit einer größeren Informations- und Kommunikationstransparenz verbunden war.[35] Einschränkend ist hier natürlich zu bemerken, dass strukturelle und nachhaltige Veränderungen längerer Zeiträume bedürfen, die auch ein längeres Controlling erfordern.

Gender Mainstreaming geht es also um mehr als statistische Gleichheit, nämlich um die Beseitigung struktureller Ungleichheit. Beispielsweise genügt es nicht, ebenso viele Frauen wie Männer in die Führungsetagen zu bringen. Vielmehr gilt es, die Strukturen so zu gestalten, dass Frauen sich nicht mehr in die Situation gedrängt fühlen, auf Kinder verzichten zu müssen, während sich diese Frage für Männer nur selten stellt. Und im Zuge dessen wird ein *Gender Mainstreaming* nicht mehr vor der Restrukturierung der Hierarchien, Kommunikationsformen und Problemdefinitionen der Führungsetagen Halt machen können. Ebenso meint erfolgreiches *Gender Mainstreaming* aber auch, dass traditionelle Frauenarbeitsplätze durch Männer besetzt werden. *Gender Mainstreaming* setzt damit an Strukturen (der Arbeitsorganisation) an und nicht an individuellen Entscheidungen (die Frauen kümmern sich um die Kinder, auch wenn sie mehr verdienen als ihre Partner).

An den angestellten Beobachtungen fällt dreierlei auf. *Erstens* sind Strategien der Formalisierung und Verrechtlichung eine heikle Angelegenheit, weil Organisationen interne Schließungstendenzen ausbilden und sich nur schwer von außen irritieren lassen. Gesetzesvorgaben aber kommen per definitionem von außen und treffen Organisationen an einer empfindlichen Stelle, nämlich ihren eingelebten und bewährten Routinen. Jürgen Habermas hatte solche Strategien des Eindringens verrechtlichter Mechanismen in die Sphären des kommunikativ organisierten Alltags in den frühen achtziger Jahren bereits deutlich als „Kolonialisierung der Lebenswelt" kritisiert,[36] und Niklas Luhmann betont zu Recht die Selbstverschließungstendenzen von Organisationen. Das ist nun kein Argument gegen externe Eingriffe, wohl aber gegen ihre Überschätzung. *Zweitens* wird deutlich, dass politische Eingriffe lange Sickerzeiten brauchen – weil organisationsinterne Schließungstendenzen nur schwer zu durchbrechen sind und weil AkteurInnen ihre sicherheitsstiftenden Handlungsroutinen nicht ohne überzeugende Alternativen aufgeben werden. Dies gilt umso mehr in männerbündisch organisierten Arbeitszusammenhängen, die Frauen per se als Fremdkörper wahrnehmen. *Drittens* sind solche Strategien gerade aufgrund ihrer Formalisierung und Gesetzes- bzw. Linientreue in der Weise begrenzt,

dass sie eben formalisiert und gesetzestreu sind! Unberechenbare, überraschende und provokative Vorgehensweisen, die am Selbstverständnis eingelebter Verfahrensweisen rütteln könnten, sind damit ausgeschlossen – und genau solche Freiräume sind für gendertheoretisch aufgeklärtes *Gender Mainstreaming* notwendig. Dies betrifft vor allem Verunsicherungen und Entselbstverständlichungen im Hinblick auf naturalisierte Auffassungen von Geschlecht – und kristallisiert sich an der Frage, ob Männer auch Frauenbeauftragte sein dürfen, ob die Homoehe zu einer Retraditionalisierung statt einer Modernisierung der Geschlechterverhältnisse beiträgt (siehe dazu Abschnitt 3 oder ob auch queere Geschlechterverhältnisse ‚gemainstreamt' (z.B. ob Transidente klassifiziert) werden müssen. Vor solchen Diskussionen schrecken die bisherigen Ansätze und Ausführungen zu *Gender Mainstreaming* noch zurück.

3. Finden *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming* zueinander?

Neben einer entsprechenden politischen Durchsetzungsfähigkeit bedarf es für die erfolgreiche Umsetzung von *Gender Mainstreaming*-Strategien einer *gender*-Kompetenz. Zum einen bedeutet das, Geschlecht als Strukturkategorie zu verstehen, also über Wissen um die strukturellen Zusammenhänge von Geschlechterungleichheit und Frauendiskriminierung zu verfügen. Dazu zählt auch Wissen um geschlechtshierarchische Beziehungsmuster, frauendiskriminierende Redeweisen und (non)verbale Umgangsformen. Neben einem Verständnis von Geschlecht als Strukturkategorie ist auch das Wissen um Geschlecht als Performanz, d.h. als interaktive Leistung der Beteiligten, von Bedeutung. Beispielsweise gibt es vergeschlechtlichte Verhaltensweisen wie „Kavaliershandlungen" oder „tussiehaftes Aufbrezeln" nicht einfach, sie werden tagtäglich gemacht und gewinnen erst damit strukturbildende Bedeutung – durch Kleidung, Gestik, Mimik usw. *gender*-Kompetenz umfasst schließlich Prozess- und Verfahrenswissen in den jeweiligen *Mainstreaming*-relevanten fachlichen Gebieten (wie tickt die jeweilige Organisation?). Zum anderen sind mit *gender*-Kompetenzen Transferfähigkeiten beim Umgang mit den vielfältigen Erkenntnissen aus der Frauen- und Geschlechterforschung und mit den Erfahrungen von Frauen in organisatorischen Kontexten gemeint. Dieses Wissen befindet sich bereits im Schnittfeld zu fachspezifischen Kompetenzen. Gefordert sind mit anderen Worten ExpertInnen mit *gender*-Kompetenzen, und die Hoffnung richtet sich auf die mittlerweile an mehreren Universitäten eingerichteten *Gender Studies* zur Generierung, Vermittlung und Multiplikation solchen Fachwissens. Was haben sie für *Gender Mainstreaming* zu bieten?

Als in den 70er Jahren die Frauenforschung entstand, war sie vor allem in der Frauenbewegung verwurzelt, einer politischen Organisations- und Artikulationsform. Wie auch die Frauenförderpolitik setzte sie Frauen als politisches Subjekt und als „natürliche“ Kategorie unhinterfragt voraus. Verunsicherungen wurden in der Gleichstellungspolitik und der Geschlechterforschung unterschiedlich wirksam. In der Frauen- bzw. Genderforschung war es etwa die Beobachtung, dass schwarze Unterschichtsfrauen nur wenig mit gebildeten weißen Mittelschichtsfrauen gemeinsam hatten, welche die Selbstverständlichkeit des einigenden „wir Frauen“ ins Bröckeln brachte. Die Frauenforschung entwickelte sich binnen zweier Jahrzehnte zur Geschlechterforschung bzw. zu den *Gender Studies* weiter. In der Frauenbewegung bzw. Frauenpolitik kam es zur Einsicht, dass an den individuellen Lebenslagen bzw. Kompetenzen von Frauen ansetzende Gleichberechtigungsstrategien nur wenig an der Struktur der herrschenden Geschlechterverhältnisse änderten. Und so ist es jetzt das *Gender Mainstreaming*, das Struktureinsichten mit politischen Maßnahmen als *top-down-Strategie* zu verbinden versucht. Insofern korrespondiert der Übergang von der Frauenförderpolitik zum *Gender Mainstreaming* in der Politik mit der Ergänzung bzw. der Ablösung der Frauenforschung durch die *Gender Studies* in der Wissenschaft. Gleichwohl hat die Verunsicherung in den *Gender Studies* (und auch dies betrifft nicht alle ihre Positionen) deutlicher Fuß gefasst als im *Gender Mainstreaming*. Das ist wohl zwangsläufig so, denn die Wissenschaft steht nicht unter dem Druck, politische Lösungen für politische Probleme anbieten zu müssen. Dafür sollte sie überzeugende Erklärungen für die Funktions- und Wirkungsweise des Status quo liefern und Möglichkeitsräume zumindest einschränken können, d.h. die Zahl prinzipiell möglicher „Antworten“ möglichst gering halten. Politische Bewegungen und Institutionen dagegen können Wahrheitsfragen suspendieren und sich auf die Wirkungsmacht ihrer Ideen und Programme konzentrieren. Dafür gestaltet sich das Jonglieren mit dezentrierten Subjekten und Identitäten zwangsläufig schwieriger. Denn im *Gender Mainstreaming* müssen Mehrheiten für verallgemeinerungsfähige Interessen geschaffen und mobilisiert werden, und dafür wird auf einfache Botschaften und klare Identitäten zurückgegriffen.

Sowohl bei der Entwicklung zum *Gender Mainstreaming* wie auch zu den *Gender Studies* ging der Wandel der letzten drei Jahrzehnte jedoch mit einer pragmatischer werdenden Haltung einher. Ob man von einer abnehmenden Radikalität sprechen kann, ist umstritten. An Radikalität *verloren* haben beide Ansätze insofern, als sie – *Gender Studies* mehr, *Gender Mainstreaming* weniger – von Vereinheitlichungspostulaten Abstand nehmen und sich um differenziertere Sichtweisen bemühen. Radikal *sind* Strategien des *Gender Mainstreaming* insofern, als es nicht um die Isolierung weiblicher Perspektiven geht, sondern um den Blick auf die Bedeutung von Geschlecht und von Geschlechterverhältnissen in allen gesellschaftlichen Bereichen. Das genau ist Gegenstand von

Gender Studies als interdisziplinär ausgerichteten Forschungsansätzen. Die Radikalität der *Gender Studies* besteht darin, dass sie Geschlecht tatsächlich entnaturalisieren, aber dennoch dessen strukturierende Macht für gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge anerkennen. Gendertheoretisch gesprochen: Sie nehmen Geschlecht nicht nur als Strukturkategorie ernst (was Frauenforschung und Frauenförderungsprogramme immer schon getan haben), sondern auch als Performanz, als soziales Handeln, als *doing gender*.[37]

So behandeln die damit befassten Studiengänge etwa Fragen der Ungleichartigkeit und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, thematisieren Differenzen innerhalb der Geschlechter und sensibilisieren für die Veränderbarkeit sozialer Praxis:

> „Geschlechterforschung/Gender Studien fragen nach der Bedeutung des Geschlechts für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaften. Sie setzen keinen festen Begriff von Geschlecht voraus, sondern untersuchen, wie sich ein solcher Begriff in den verschiedenen Zusammenhängen jeweils herstellt bzw. wie er hergestellt wird, welche Bedeutung ihm beigemessen wird und welche Auswirkungen er auf die Verteilung der politischen Macht, die sozialen Strukturen und die Produktion von Wissen, Kultur und Kunst hat".[38]

Das heißt dreierlei: Erstens herrscht Konsens darüber, dass Geschlecht der zentrale Fokus gesellschaftlicher Analysen darstellt, zweitens werden die Geschlechterbeziehungen im Kontext von Ungleichheit und Ungleichartigkeit als problematisch angesehen und drittens werden diese weder als natürlich noch als unveränderlich erachtet. Vor allem der dritte Punkt, die Veränderbarkeit der sozialen Praxis, hat politische Implikationen und weist die deutlichsten Ähnlichkeiten mit dem Ansatz des *Gender Mainstreaming* auf.[39]

Gender Studies und *Gender Mainstreaming* teilen nicht nur eine ähnliche historische Entwicklung. Sie finden auch inhaltlich zueinander, denn sie können sich auch wechselseitig anstoßen und voneinander profitieren. Dies lässt sich auf drei Ebenen zeigen, nämlich erstens der institutionellen Umsetzung von *Gender Mainstreaming* in der Organisation Hochschule, zweitens dem *Mainstreaming* der wissenschaftlichen Inhalte und drittens der Arbeitsteilung von *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming*.

Der erste Punkt betrifft die Umsetzung des *Mainstreaming*-Gedankens in der Hochschule hinsichtlich ihrer organisatorischen Strukturen. Denn wohl kaum eine andere Institution bedarf der Strategie des *Gender Mainstreaming* mehr, was mit dem Mechanismus der *leaky pipe* zu tun hat: Während im Jahr 1998 noch 50 Prozent der StudienanfängerInnen weiblich sind, verdünnt sich der Anteil von Frauen in der Wissenschaft bis hin zu den ProfessorInnen auf 5,9 Prozent und bildet damit vor der Schweiz und den Niederlanden das Schluss-

licht im europäischen Vergleich.[40] Entsprechend zielen Strategien des *Gender Mainstreaming* darauf, im ersten Schritt aufzudecken, „in welch subtiler Weise die bestehenden Verhältnisse auf Männer zugeschnitten sind. Der zweite Schritt ist die Öffnung der Systeme, die sich auf Frauen und Männer gleichermaßen einstellen müssen.“[41] Der zur Jahrtausendwende aus der Taufe gehobene, einer Initiative aus der Wirtschaft nachempfundene Total E-Quality Science Award, der vorbildliche geschlechterpolitische Anstrengungen mit einer Art *gender*-Qualitätssiegel auszeichnet, soll vor allem mit Blick auf die Beteiligung und Vertretung von Frauen strukturelle Ungleichheiten verringern und Hochschulen zum Qualitätsmanagement und zur Imageverbesserung motivieren. Maßnahmen dafür sind Piloteinrichtungen an Hochschulen und Forschungseinrichtungen, wo es darum geht, ein Selbstbewertungsinstrument für Hochschulen und Forschungseinrichtungen zu entwickeln, das die Kriterien für ein Total *e-quality*-Prädikat bildet. Beteiligt an diesem Projekt sind das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt e.V. (DLR), die Fachhochschule Dortmund, die Hochschule der Künste Berlin, die TU Dresden, die Universität Bremen, die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, die Universität Potsdam und das Wissenschaftszentrum Berlin. Bisher wurden vor allem Arbeitsgruppen gebildet und Konzepte entwickelt. Sehr früh wird deutlich, dass es für die nächsten Schritte oftmals schon an den notwendigsten Grundlagen fehlt, nämlich geschlechterdifferenzierten Statistiken.[42] So banal dies klingt, so offenkundig wird hier, auf welcher Ebene *Gender Mainstreaming* anzusetzen hat: an einer Sensibilisierung für die Kategorie Geschlecht. Dies geschieht auf der zweiten Ebene der vorgestellten *Gender Mainstreaming*-Ansätze; eine radikalere Strategie der Reorganisation ist damit keinesfalls ausgeschlossen, bedarf allerdings eines längeren Atems.

Gender Mainstreaming als eine politische Strategie betrifft Wissenschaft nicht nur im Hinblick auf die Präsenz von Frauen an der Institution Hochschule. Ebenso geht es um die *Durchdringung der Forschungs- und Lehrinhalte mit dem Thema Gender*. Dies betrifft zum einen die Implementierung eines Fachs wie *Gender Studies*, zum anderen aber – und das ist langfristig viel wichtiger – das *Mainstreaming* der ‚ganz normalen‘ Fächer. Die Hoffnung ist dabei, dass sich *Gender Studies* als eigenes Fach eines Tages überflüssig machen werden, weil sie in die gesamte Wissenschaft diffundiert sind. *Gender Mainstreaming* der Wissenschaft bedeutet dann, *gender* als Kategorie in allen Disziplinen zu verankern – ob als eigenes Thema oder anwendungs- oder projektbezogen. Ein Beispiel dafür aus dem eigenen Lehrbetrieb: Soziologiestudierende in Freiburg absolvierten im Grundstudium eine Pflichtvorlesung mit begleitenden Tutoraten zu Modernisierungstheorien und -prozessen; die Scheinanforderungen umfassten eine Klausur sowie eine veranstaltungsbegleitende Projektarbeit in den Tutoraten. *Gender Mainstreaming* hieß hier erstens, in der Klausur

verschiedene Modernisierungstheorien zur Analyse der Einführung des Studiengangs *Gender Studies* zu verwenden und zu testen. Zweitens bot der im Jahr 2001 aktuelle Streit um die gesetzliche Regelung und Institutionalisierung der Homoehe ein dankbares Feld, um ebenfalls modernisierungstheoretische Konzepte auf ihre genderspezifische Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Die zu bearbeitende Frage lautete, inwiefern es sich bei der gesetzlichen Regelung zur eingetragenen Lebenspartnerschaft um einen Modernisierungsgewinn oder aber um eine Re-Traditionalisierung handelt. Das subversive Potenzial der *Gender Studies* wie auch von Modernisierungstheorien bestand zum einen im Ergebnis, den Familienbegriff nicht der Kirche und nicht den Konservativen zu überlassen, sondern etwa über ein Konzept von Wahlverwandtschaften (mehrere Menschen stehen – auch generationenübergreifend – füreinander ein und übernehmen Verantwortung) neu zu besetzen und zu definieren. Ergebnis: Die Idee der Homoehe als Modernisierungsgewinn fiel einhellig durch. Zum anderen fand mit diesem Projekt der Gedanke der Entnaturalisierung und Verunsicherung durch *Gender Studies* Eingang in den Kern einer Disziplin: Scheinbar genderfreie Themen wie Modernisierungstheorien mussten sich auf ihre Gendersensibilität hin testen lassen. Und Studierende, die mit *Gender Studies* ‚so gar nichts am Hut haben', mussten sich mit dieser Denkweise auseinander setzen. Ließe sich ein solches *Mainstreaming* in allen Disziplinen durchsetzen, bräuchte man sich um die Rekrutierung gendersensiblen Nachwuchses keine Sorgen machen.

Auf der dritten Ebene schließlich interessiert der Zusammenhang von *Gender Mainstreaming* und *Gender Studies* im Sinne einer *konstruktiven Arbeitsteilung*. Hier drängt sich die Parallele zum wissenschaftlichen und politischen Umgang mit Technik auf:[43] Während sich die politisch verwurzelte Technikfolgenabschätzung um die sozialen Folgen der Einführung von Technik kümmert und daraus Gestaltungsvorschläge für die weitere Entwicklung ableitet, setzt die wissenschaftliche Technikgeneseforschung zeitlich und sachlich früher an: Sie untersucht Forschungskulturen und frühe Genesephasen, um zu einem frühen Zeitpunkt Aussagen darüber machen zu können, über welche Leitbilder (Beispiele sind ‚Datenautobahn', ‚globales Dorf', ‚autogerechte Stadt', ‚Künstliche Intelligenz') Ingenieurskulturen den zukünftigen Techniken mitunter irreversible Prägungen mit auf den Weg geben, wo kritische Punkte der Umsetzung liegen (z.B. Akzeptanzbarrieren) und ein Offenhalten von Optionen (z.B. bei den verschiedenen Pfaden der Energieversorgung) wünschbar ist. Die Technikgeneseforschung kann und will keine Prognose liefern, aber sie kann Möglichkeitsräume benennen, Diskurse in Gang bringen und reflexives Potenzial mobilisieren. Ähnlich könnten *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming* eine Arbeitsteilung als eine Art ‚Gendergeneseforschung' (als wissenschaftliches Programm der Entnaturalisierung und Durchdringung gesellschaftlich geprägter Geschlechterverhältnisse) und ‚Genderfolgenabschätzung' als Strategie des

Gender Mainstreaming institutionalisieren und voneinander lernen. Ansätze dafür existieren bereits, wenn etwa Instrumente und Methoden des *Gender Mainstreaming* die Prüfung geschlechtsspezifischer Auswirkungen als *Gender Impact Assessment* (GIA) oder Genderverträglichkeitsprüfung festschreiben[44] und wenn *Gender Studies* sich in Forschung und Lehre des Themas *Gender Mainstreaming* annehmen.

Summa summarum: *Gender Studies* und *Gender Mainstreaming* bleiben in einem Spannungsverhältnis, und das ist auch gut so. Denn sie lassen sich nicht ineinander überführen und oszillieren einerseits zwischen dem Anspruch, die bestehenden Verhältnisse zu unterminieren und andererseits dem Zwang, sich den institutionellen Spielregeln anzupassen. Was sie vor allem teilen (sollten), ist der Gedanke einer auf gesellschaftliche Praxis hin orientierten Entselbstverständlichung der scheinbaren Naturwüchsigkeit der Kategorie Geschlecht und von Geschlechterverhältnissen. Dort, wo die *Gender Studies* radikaler werden, nämlich bei der Infragestellung der Kategorie Geschlecht in toto, verlieren sie gleichzeitig auch an Möglichkeiten der politischen Umsetzung ihrer Ideen. Dies bewahren Strategien des *Gender Mainstreaming*, scheuen sich dafür aber, die Kategorie Geschlecht in ihre Entselbstverständlichungsbemühungen einzubeziehen. Knapp formuliert: *Gender Mainstreaming* arbeitet sich an der Relevanz und Konstruiertheit von *Gender* als sozialem oder kulturellem Geschlecht ab, *Gender Studies* darüber hinaus auch an der von *sex* als dem biologischen Geschlecht.[45] Über ein Potenzial der Unterminierung von Strukturen verfügen sie beide, freilich nicht auf dem gleichen Gelände. Zumindest aber ist mit den Möglichkeiten und Grenzen der Entselbstverständlichung sowie dem Spannungsfeld von Unterminierung und Anpassung eine Schnittmenge bezeichnet, in der sich durchsetzende Politik und durchblickende Wissenschaft zueinander finden können.

Anmerkungen

1 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 15; vgl. dazu und zum Begriff der „sexuellen Politiken" Quaestio (Hrsg.): *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin 2000, S. 14.

2 Regina Gildemeister/Angelika Wetterer: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201-254.

3 Vgl. Doris Schreck: *Gender im Mainstream von Hochschule und Wissenschaft. Gleichstellungspolitik als Erfolgsstrategie?* Frauenbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, 2002, S. 11; Kommission der Europäischen Gemeinschaft: *Gleichstellung von Frauen und Männern, „Gender Mainstreaming"*, unter: http://europa.eu.int/comm/employment_social/equ_opp/gms_de.html. Vgl. auch KOM 119 (2001) endgültig und KOM 335 (2000) endgültig, beide Brüssel.

4 Art. 3, Abs. 2, nach Barbara Stiegler: „Frauen im Mainstreaming - Politische Strategien und Theorien zur Geschlechterfrage", in: *Frauenthemen* Nr. 29/1999, S. 15.

5 Vgl. Helga Ebeling, a.a.O., S. 408.

6 Mit dieser Dreiteilung erweitere ich Jahans Unterscheidung von *Gender Mainstreaming* als Integrationskonzept einerseits und als radikaler Ansatz andererseits. Diese Unterscheidung greift zu kurz, weil sie die deskriptiven und normativen Komponenten des *Gender Mainstreaming* miteinander vermengt. Vgl. Rounaq Jahan: *The Elusive Agenda: Mainstreaming Women in Development*, Atlantic Highlands 1995.

7 Für einen Überblick zu Strategien des *Gender Mainstreaming* vgl. Dörthe Jung/Gunhild Küpper: *Gender Mainstreaming und betriebliche Veränderungsprozesse*, Bielefeld 2001, S. 15-26; Kommission der Europäischen Gemeinschaften: Gleichstellung von Frauen und Männern, „*Gender Mainstreaming*", unter: http://europa.eu.int/comm/employment_social/equ_opp/gms_de.html. Vgl. auch KOM 119 (2001) endgültig und KOM 335 (2000) endgültig, beide Brüssel; Doris Schreck: *Gender im Mainstream von Hochschule und Wissenschaft. Gleichstellungspolitik als Erfolgsstrategie?*, a.a.O., S. 13-15; Barbara Stiegler, a.a.O., S. 7-13; Gertraude Krell/Ulrich Mückenberger/Karin Tondorf: *Gender Mainstreaming. Information und Impulse*, Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales, Hannover 2001, unter: http://www.niedersachsen.de/File/MS gender01.pdf., S. 11-20.

8 Susanne Schunter-Kleemann: „*Gender mainstreaming* als neoliberales Projekt?", in: *Utopie kreativ: Diskussion sozialistischer Alternativen*, Heft 108 (1999), S. 41-45. Vgl. in ähnlichem Tenor Heike Weinbach: „Die Kunst, Begriffe zu fluten. Die Karriere des Konzeptes ‚*Gender Mainstreaming*'",

in: *Forum Wissenschaft*, Heft 2 (2001), S. 8.

9 Vgl. Barbara Stiegler, a.a.O., S. 7-13.

10 Vgl. Sonja Mazey: „Introduction: Integrating gender - intellectual and ‚real world' mainstreaming", in: *Journal of European Public Policy* 7/2000, S. 333-345; Mark A. Pollack/Emilie Hafner-Burton: „Mainstreaming gender in the European Union", in: *Journal of European Public Policy* 7/2000, S. 432-456.

11 Vor dem gleichen Problem steht die Wissenschaft, die selbst nicht in Entscheidungsprozesse eingreifen, wohl aber kognitive Grundlagen für reflektierte Entscheidungen liefern kann.

12 Vgl. Ursula Müller: „Geschlechterpolitik an deutschen Hochschulen", in: *Total E-Quality*, Heft 5, Oktober 2000, S. 10.

13 Vgl. Susanne Schunter-Kleemann, a.a.O., S. 44.

14 Vgl. Charlotte Bretherton: „*Gender mainstreaming* and EU enlargement: swimming against the tide?", in: *Journal of European Policy* 8/2001, S. 60-81.

15 Susanne Schunter-Kleemann, a.a.O., S. 44; Mark A. Pollack/Emilie Hafner-Burton, a.a.O., S. 452.

16 Vgl. dazu auch Doris Schreck, a.a.O., S. 13 und Helga Ebeling, a.a.O., S. 406-421.

17 Vgl. Barbara Stiegler, a.a.O., S. 7f.

18 Barbara Stiegler, ebd., S. 10.

19 Christina Thürmer-Rohr: „Gleiche unter Gleichen? Kritische Fragen zur Geschlechterdemokratie und *Gender Mainstreaming*", in: *Forum Wissenschaft*, Heft 2/2001, S. 34-37.

20 Vgl. Claudia v. Braunmühl: „Mainstreaming Gender oder von den Grenzen, dieses zu tun", in: Marianne Braig/Ursula Ferdinand, Martha Zapata (Hrsg.): *Begegnungen und Einmischungen: Festschrift für Renate Rott zum 60. Geburtstag*, Stuttgart 1997, S. 375-394.

21 Christina Thürmer-Rohr, a.a.O., S. 36.

22 Christina Thürmer-Rohr, ebd., S. 35. So moniert etwa Heike Weinbach, dass bei den bisherigen *Gender Mainstreaming*-Maßnahmen etwa Lesben-, Schwulen- und Transsexuellenprojekte unberücksichtigt bleiben, ebenso finde sich für alte und behinderte Frauen fast nichts. Vgl. Heike Weinbach, a.a.O., S. 9.

23 *Rosa Politik im Überblick*, Wahlprogramm der Rosa Liste für die Münchner Stadtratswahl am 3.3.2002, S. 8.

24 Rounaq Jahan, a.a.O., S. 13.

25 Die Bedeutung der hinter politischen Strategien stehenden Begriffe deckt ein breites Spektrum ab: „Die traditionelle begriffliche Zieltrias der Frauenpolitik Chancengleichheit in der Lebensgestaltung, Partnerschaft von Mann und Frau, Frauenförderung, basiert auf der Annahme einer Geschlechterdifferenz und will sie auch nur teilweise verändern: Chancengleichheit muss nicht von jedem und jeder genutzt werden, Partnerschaft verträgt sich auch mit dem Ernährermodell und Frauenförderung kann sich vor allem auf die Erleichterung der traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter für die Frauen beziehen. Demgegenüber setzt der Begriff der Gleichstellung auf einen Zustand, in dem keine ungleichen

Positionen aufgrund des Geschlechts zulässig sein sollen" (Barbara Stiegler, a.a.O., S. 10). Die Entnaturalisierung der Kategorie Geschlecht ist kein explizites Ziel in den Programmen der Geschlechtergleichheit und -gerechtigkeit sowie des *Gender Mainstreaming* (und wohl auch nur einige „Gender MainstreamerInnen" beabsichtigen eine solche Entnaturalisierung), aber sie ist mit diesen Strategien kompatibel bzw. umgekehrt formuliert: Langfristig ist das Ziel des *Gender Mainstreaming* nur in Verbindung mit einer Verflüssigung der binären Struktur der Geschlechterordnung einzulösen.

26 Vgl. dazu Dörthe Jung/Gunhild Küpper, a.a.O. Über *Gender Mainstreaming* wird inzwischen zwar viel gesprochen, es gibt aber kaum Studien und Berichte zur tatsächlichen Umsetzung. Dies liegt vor allem an einem deutlichen *time-lag*: Es bedarf langer Zeiträume für die Realisierung, und nichts wäre schädlicher als ein ohne Evaluation, Kontrolle und Langzeitverfolgung durchgeführtes Projekt.

27 Vgl. Doris Schreck, a.a.O., S. 28-33.

28 Vgl. Renate Schubert: *Ökonomische Diskriminierung von Frauen. Eine volkswirtschaftliche Verschwendung,* Frankfurt/M.: Fischer 1993; Felice N. Schwartz/Jean Zimmerman: *Frauenkarrieren: ein Gewinn für Unternehmen*, Frankfurt/M. 2000.

29 Dörthe Jung/Gunhild Küpper, a.a.O., S. 13f.

30 Theoretisch gesprochen handelt es sich dabei um gesellschaftliche Subsysteme, die nach verschiedenen Regeln operieren: In der Wirtschaft geht es um Geld, in der Politik um Macht, in der Wissenschaft um Wahr-heit und in den Massenmedien um Information. Vgl. Niklas Luhmann: *Ökologische Kommunikation*, Opladen 1986.

31 Vgl. Nina Degele: „‚Gender lag' in der Outplacement-Beratung. Zum professionellen Umgang mit Unsicherheit", in: Nina Degele/Tanja Münch/Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung. Perspektiven für Theorie und Praxis der Organisationsberatung*, Opladen 2001, S. 55-70.

32 Vgl. Regina Becker-Schmidt: „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung", in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*, Wien 1987, S. 10-25.

33 Dörthe Jung/Gunhild Küpper, a.a.O.

34 Vgl. Dörthe Jung/Gunhild Küpper, ebd., S. 17.

35 Die viel versprechendsten Realisierungsansätze des *Gender Mainstreaming* liegen derzeit in der betrieblichen Personalentwicklung im Rahmen von Total-E-Quality-Projekten mit einer spezifischen Gestaltung der Personalauswahl und Stellenbesetzungsverfahren. Vgl. Barbara Stiegler, a.a.O.

36 Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*. B*and 2: Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Frankfurt/M. 1981, S. 229-293, 470-488.

37 Vgl. Candace West/Don Zimmerman: „Doing Gender", in: *Gender & Society* 1/1987, S. 125-151. Zum Zusammenhang dieser Perspektiven

vgl. Paula-Irene Villa: *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Opladen 2000.

38 Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender Studies*, Stuttgart 2000, S. 9.

39 Vgl. Janet Saltzman Chafetz: *Feminist Sociology: An Overview of Contemporary Theories*, Itasca, IL 1988, S. 5.

40 Den höchsten Professorinnenanteil weisen die Türkei mit 21,5 Prozent im Jahr 1997 und Finnland mit 18,4% im Jahr 1998 auf (*Total E-Quality*, Heft 5, Oktober 2000, S. 1, 16; vgl. auch Doris Schreck, a.a.O., S. 22-25). Zum Vergleich mit der Politik: Nach mehr als einem Jahrzehnt Gleichstellungspolitik sind in der Bundesrepublik noch 78 Prozent der Parlamentarier in Bund und Ländern Männer, von den politischen Führungspositionen sind nur 18 Prozent von Frauen besetzt. Vgl. Helga Foster/Helga Lukoschat/Barbara Schaeffer-Hegel (Hrsg.): *Die ganze Demokratie. Zur Professionalisierung von Frauen für die Politik*, Pfaffenweiler 1998.

41 Dagmar Höppel in: Doris Schreck, a.a.O., S. 25.

42 *Total E-Quality*, Heft 5, Oktober 2000, S. 8f.; Heft 6, Mai 2001, S. 5-11.

43 Nina Degele: *Einführung in die Techniksoziologie*, München 2002, S. 39-56.

44 Vgl. Doris Schreck, a.a.O., S. 13-15; Barbara Stiegler, a.a.O.

45 Dies ist ein klassisch gewordener Topos der *Gender Studies*, der sich durch nahezu alle Beiträge in diesem Band zieht.

Literatur

Adkins, Lisa: „Feminist Theory and Economic Change“, in: Stevi Jackson/Jackie Jones (Hrsg.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998, S. 34-49.

Allmendinger, Jutta u.a.: *Berufliche Werdegänge von Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft*: *Ausgangslage und Veränderungspotential*, Münchner Projektbericht Nr. 4. Institut für Soziologie, München 1996.

Becker-Schmidt, Regina: „Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse“, in: Ursula Beer (Hrsg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld 1987a, S. 187-235.

Becker-Schmidt, Regina: „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung“, in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*, Wien 1987b, S. 10-25.

Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli: „Einleitung“, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 7-18.

Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Opladen 1999.

Bock, Gisela / Duden, Barbara: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“, in: *Frauen in Wissenschaft,* Berlin 1977, S. 118-199.

Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/ Krüll, Marianne/Milz, Helga/ Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg: *Feministische Soziologie. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 1997.

Bublitz, Hannelore: „Geschlecht“, in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 59-78.

Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity,* New York: 1990, dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

Carby, Hazel: „White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood“, in: Centre for Contemporary Culture Studies (Eds.): *The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*, London 1982.

Degele, Nina: „‚Gender lag‘ – zum professionellen Umgang mit Unsicherheit“, in: Nina Degele/Tanja Münch/Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung*, Opladen 2001, S.55-70.

Game, Ann / Pringle, Rosemary: *Gender at Work*, Sydney/Boston 1983.

Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.

Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion

der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201-254.

Gottschall, Karin: „Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation“, in: Regina Becker-Schmidt/ Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 125-162.

Hall, Elaine: „Waitering/Waitressing: Engendering the work of table servers“, in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346.

Hausen, Karin: „Arbeit und Geschlecht“, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000, S. 343-361.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997.

Hochschild, Arlie Russell: *The managed heart: commercialization of human feeling*, Berkeley 1983.

Kanter, Rosabeth Moss: *Men and women of the corporation*, New York 1977a.

Kanter, Rosabeth Moss: „Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women“, in: *American Journal of Sociology* 82/5, 1977b, S. 965-990.

Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy: *Gender: An Ethnomethodological Approach*, New York 1978.

Klein, Uta: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie“, in: Georg Kneer/Klaus Kraemer/Armin Nassehi (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1995, S. 191-223.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum ‚Gendering‘ von Arbeit und Arbeitsvermögen“, in: Karin Hausen/Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München/Mering 1993, S. 25-46.

Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis“, in: Regina Becker-Schmidt / Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 163-194.

Kreissl, Reinhard: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000.

Leidner, Robin: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley and Los Angeles 1993.

Maihofer, Andrea: „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze“, in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 12/2001 (im Erscheinen)

Mies, Maria: „Frauenbewegung und 15 Jahre ‚Methodische Postulate zur Frauenforschung‘“, in: Ange-

lika Diezinger u.a. (Hrsg.): *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, Freiburg 1994, S. 105-128.

Müller, Ursula: „Gibt es eine ‚spezielle' Methode in der Frauenforschung?", in: *Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der FU Berlin vom 30.11.-2.12.83*, Frankfurt/M. 1984, S. 29-50.

Pierce, Jennifer: *Gender trials. Emotional lives in contemporary law firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.

Reskin, Barbara/Roos, Patricia: *Job Queues, Gender Queues: Explaining Women's Inroad into Male Occupations*, Philadelphia 1990.

Rubin, Gayle: „The Traffic in Women. Notes on the ‚Political Economy' of Sex", in: Linda Nicholson (Ed.): *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*, New York/London 1997, S. 27-62 (orig. 1975).

Seifert, Ruth: „Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an der Rationalität kein Weg vorbeiführt", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 255-285.

Teubner, Ulrike: „Geschlecht und Hierarchie", in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M. 1992, S. 45-50.

Tyrell, Hartmann: „Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation", in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38/1986*, S. 450-489.

Wetterer, Angelika: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit", in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.

Williams, Christine: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/Los Angeles 1989.

Cornelia Klinger

Inklusion und Exklusion – Das Konzept Mensch zwischen Universalitätsanspruch und Ausschluss-Strategien

I

Seit jeher hat sich der Mensch sowohl in Beziehung gesetzt als auch abgegrenzt: nach oben und nach unten, zu Gott und zum Tier. Er hat sich begriffen als *animal rationale*, als Mischwesen aus Vernunft und Natur, mit Anteilen an beidem, genauer gesagt: als gespalten, als hin- und hergerissen zwischen den entgegengesetzten Polen von Transzendenz und Immanenz, Geist und Materie. Diese Ordnung des Seins ist gleichzeitig durch Zusammenhang und Entgegensetzung, Einheit und Teilung organisiert. Eine Vermittlung zwischen den beiden Polen erfolgt auf dem Wege der Hierarchiebildung: „die Stufenfolge der Lebewesen [...reicht] vom Tier bis zum Engel oder Dämonen" und zwischen ihnen ist der Mensch als „spannungsgeladenes Wesen angesiedelt".[1] So klar wie die Wertigkeit von oben und unten ist, so steht auch die Bewegungsrichtung des eigenen Entwurfs des Menschen seit jeher fest: nach oben, zum Höheren, zu Gott, Vernunft und Transzendenz zu streben, bedeutet sich nach unten, vom Niedrigen, Animalischen und Vergänglichen abzugrenzen.

Die hierarchisierende Verortung im Sein wiederholt sich in der Ordnung der Gesellschaft und findet eng damit verbunden ihre Entsprechung in der Seele/Psyche.

Das Beispiel gibt Aristoteles:

> „[...] der Gegensatz von Herrschenden und Dienenden tritt überall auf, wo etwas aus mehreren Teilen besteht und eine Einheit bildet [...] Und dieses Verhältnis von Über- und Unterordnung findet sich bei den beseelten Wesen auf Grund ihrer ganzen Natur [...sie] bestehen [...] zunächst aus Leib und Seele, von welchen beiden das eine naturgemäß herrscht, während das andere dient [...] im sinnlich belebten Wesen [lässt sich] gleichzeitig die Herrschaft des Herrn oder das despotische Regiment und jene Herrschaft im Freistaat, die wir als das politische Regiment bezeichnen können, beobachten. Die Seele führt über den Leib ein despotisches und der Verstand über das Strebevermögen ein politisches und königliches Regiment[2], wobei es amtage liegt, dass es für den Leib naturgemäß und nützlich ist, von der Seele, und für das Subjekt der Gefühle vom Verstande und dem vernunftbegabten Teile beherrscht zu werden [...] Ebenso ist es wieder mit den Beziehungen zwischen dem Menschen und den anderen Sinnenwesen. Die zahmen [Tiere] sind von Natur besser als die wilden, und für sie alle ist es am besten, wenn sie vom Menschen beherrscht

> werden, weil sie so bewahrt und erhalten bleiben. Endlich verhält sich Männliches und Weibliches von Natur so zueinander, dass das eine das Bessere, das andere das Schlechtere und das eine das Herrschende und das andere das Dienende ist. Ganz ebenso muss es nun mit dem gegenseitigen Verhältnis der Menschen überhaupt bestellt sein. Die so weit voneinander abstehen, wie die Seele vom Leibe und der Mensch vom Tiere – und *das ist bei all denen der Fall, deren Aufgabe im Gebrauch ihrer Leibeskräfte besteht* [...] –, die also sind Sklaven von Natur, und es ist ihnen besser, sich in dieser Art von Dienstbarkeit zu befinden, ganz wie bei den oben erwähnten Dingen. [...] Aber auch die Dienste, die man von beiden erfährt, sind nur wenig verschieden; Sklaven und Haustiere verhelfen uns zur Befriedigung der *leiblichen* Bedürfnisse".[3]

Für Aristoteles besteht der Mensch also aus: Seele und Leib/Geist und Körper. Die Seele besteht aus: Verstand und Begehrungsvermögen/Rationalität und Emotionalität. Das Haus besteht aus: Mann und Frau (angesprochen ist das Geschlechterverhältnis). Die Habe (Besitz) besteht aus: Herr und Knecht (angesprochen ist das Klassenverhältnis). Die verschiedenen Arten der Herrschaft des Mannes über Frau, Kinder und Sklaven entsprechen wiederum den verschiedenen politischen Herrschaftsformen von Demokratie, Monarchie und Despotie.

Wenn wir nach Sinn und Zweck dieser dualisierenden, polarisierenden Organisationsform fragen, dann lautet die Antwort: Es geht um Ordnungsstiftung und namentlich um Kontingenzbewältigung. Binäre Rasterungen sind ein nahezu universelles Mittel zur Orientierung in Raum und Zeit (oben/unten, rechts/links, innen/außen, vorn/hinten usw.) zum Ordnen von Sinneswahrnehmungen (hell/dunkel, fest/flüssig, warm/kalt, trocken/feucht, stark/schwach usw.), bis hin zur Orientierung im sozialen Raum (männlich/weiblich, alt/jung, gut/böse usw.). Die überwältigende Fülle, die Vielfalt der Phänomene, das ‚Chaos' der Welt soll durch Teilung gebändigt werden.[4] Mittels derselben Strategie der Scheidung und Grenzziehung soll daneben auch die der Fülle entgegengesetzte, aber als ebenso problematisch erfahrene Eigenschaft der Natur bewältigt werden: ihre Endlichkeit, Begrenztheit, Sterblichkeit. Die Dualismen von Transzendenz und Immanenz, Form und Materie, Geist (Seele) und Körper, Vernunft und Gefühl, heilig und profan folgen der Trennungslinie zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen. Anders gesagt: Die jeweils ersten Terme dieser Dualismen werden in einer meta-physischen Ordnung verankert, die dem entscheidenden Mangel der Natur, der Sterblichkeit, nicht unterworfen sein soll.

Die Menschen treten das Projekt der Überwindung ihrer Endlichkeit und Abhängigkeit von der Natur und ihr Streben nach Transzendenz und Unsterblichkeit nicht gemeinsam und solidarisch an, sondern oben und unten, positiv

und negativ werden gesellschaftlich ungleich verteilt. Bei Aristoteles entstehen zwei Reihen; es rücken auf dieselbe Seite: Polis – Seele/Geist – Verstand/ Rationalität – Mann – Herr – Mensch. Es rücken auf die andere Seite: Haus – Leib/ Körper – Sinnlichkeit – Frau – Knecht – Tier. Was zunächst als Verortung des Menschen schlechthin zwischen Gott und Tier, zwischen Transzendenz und Immanenz in Erscheinung trat, bildet zugleich den Ausgangspunkt von Herrschaftsverhältnissen zwischen Menschen und von Naturbeherrschung. Dem Prinzip der Abtrennung, der ‚Kompartimentierung' im Denken entspricht das Prinzip der ‚Kastenbildung'[5] in der Organisation der Gesellschaft und schließlich das Prinzip der ‚Abspaltung' in der Organisation des Seelenlebens.

Kriterium der Unterscheidung zwischen Menschen ist für Aristoteles der „Gebrauch der Leibeskräfte", also die körperliche Arbeit. In Bezug auf die Bearbeitung der Natur in der Herstellung von Dingen, von Lebens-Mitteln (im weitesten Sinne des Wortes) wird die Last der Endlichkeit, die Bürde des „Stoffwechsels mit der Natur" vom Herrn an den Sklaven, den Knecht (und – nicht zu vergessen: die Magd!) übertragen. Die Arbeit der Reproduktion, die Herstellung des Lebens, die Sorge um Geburt und Tod, delegiert der Mann weit gehend an die Frau. An die Frau delegiert der Mann nicht nur die reale Bearbeitung von Leben und Tod, sondern er trennt darüber hinaus auch imaginär seine eigene Naturhaftigkeit in Gestalt der Sexualität von sich ab und lastet seine eigenen Triebe, Wünsche, Begierden der ewigen Verführerin, Eva, als Schuld an. Mit anderen Worten, es findet nicht nur eine soziale Arbeitsteilung statt, sondern auch eine psychische Abspaltung, deren Sinn gleichfalls darin besteht, die Last der Materie, den eigenen Anteil an der Natur, unterschiedlich zwischen Menschen zu verteilen. Wenn beispielsweise Rousseau behauptet, dass ein Mann nur in gewissen Augenblicken Mann, die Frau hingegen ihr ganzes Leben lang Frau sei, dann ist genau diese asymmetrische, abtrennende und delegierende Art des Verhältnisses zur eigenen Natur gemeint.[6]

Zusammenfassend lässt sich feststellen: In Ermangelung effizienterer Methoden von Kontingenzbewältigung bzw. Naturbeherrschung werden die für *alle* Lebewesen geltenden Bedingungen der Endlichkeit, die unumgänglich notwendige Bearbeitung der äußeren Natur ebenso wie die Auseinandersetzung mit der inneren Natur an bestimmte Menschen bzw. Gruppen delegiert, mit dem Ziel, andere davon zu verschonen. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft wird der Dualismus von Gott und Tier übersetzt in eine Rangordnung zwischen den Menschen, welche die einen (fast zur Gottheit) erhöht und die anderen (fast zum Tier) erniedrigt. Die Verortung des Menschen in der Seinsordnung zwischen Gott und Tier ist gesellschaftlich und politisch betrachtet keineswegs ‚unschuldig'.

II

Wir machen einen Sprung: Mit dem allmählichen Niedergang des christlich-abendländischen Weltbildes verliert dieses Denken, verlieren die Prinzipien der Kompartimentierung, Kastenbildung und Abspaltung die Grundlagen. Die neuzeitliche Welt ist „un cosmos reposant en soi-même, possédant en soi-même son propre centre de gravité", „n'exigeant aucune révélation transcendante".[7] Wenn der transzendente Verankerungspunkt verschwindet, verliert die Verortung des Menschen zwischen Gott und Tier, verliert der Dualismus von Transzendenz und Immanenz seinen Sinn. Und entsprechend tief greifend ist der Wandel, der sich in den Konzeptionen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft vollzieht.

Die vielfältigen und weit reichenden Konsequenzen will ich in den folgenden Punkten andeutungsweise zusammenfassen: Es verändert sich das Verhältnis zur Natur. Furcht und Ehrfurcht, Scheu und Abscheu vor dem unbezwingbaren ‚Chaos', vor den unlösbaren Rätseln des Lebens und Sterbens, wie sie die Strategien von Teilung, Delegierung und Abspaltung motiviert hatten, werden in der Moderne abgelöst von einem unbedingten Willen zum Wissen, der seine Energie und seinen Optimismus aus dem Geist des Machens und Manipulierens schöpft. Wer aber manipulieren will, darf nicht wegschauen, sondern muss die Mechanismen und Gesetze der Natur kennen, muss sich ihnen sogar unterwerfen; wer eingreifen will in die Abläufe der Natur, muss begreifen, hingreifen, zugreifen statt zu delegieren und abzuspalten. Auf diese Weise resultiert aus der keineswegs verringerten, sondern im Gegenteil noch gesteigerten Absicht der Kontrolle (Ordnungsstiftung) und Kontingenzbewältigung ein grundlegender Einstellungswandel, und in der Folge entsteht ein anderes Konzept von Arbeit, in dessen Folge körperliche Arbeit ihre Verächtlichkeit verliert.

Das Verblassen der hierarchisch gestuften traditionalen Schöpfungsordnung bringt die überlieferte Topologie ins Wanken und macht es unmöglich, den Menschen als Mittelwesen zwischen Gott und Tier anzusiedeln. Der Wegfall der Orientierung auf ein Jenseits wirft den Menschen gewissermaßen auf die Immanenz zurück und nötigt ihn, seinen Ursprung in und seine Entwicklung aus der Natur, seine Abstammung vom Affen, anzuerkennen.[8]

Mag das eine Kränkung des Menschen darstellen, so gibt es in anderer Hinsicht doch auch Grund für ein neues Selbstbewusstsein. Denn wenn es keine ‚große Kette des Seins' mehr gibt, in welcher jedem Wesen ein bestimmter

Platz (Stand) in dieser Ordnung zugewiesen ist, dann lässt sich der Vorrang des Ganzen vor den Teilen nicht mehr begründen.

> „Wenn aber das Universum keinen absoluten Mittelpunkt und keine letzte Begrenzung mehr hat, dann kann jedes Bewusstsein das Recht für sich beanspruchen, die Welt durch seine eigene Tätigkeit zu organisieren“.[9]

Das Vorrangverhältnis zwischen Ganzem und Teilen dreht sich um. Auf der Ebene des Bewusstseins heißt das Resultat Autonomie.

Mit der Vorstellung vom Primat und der Freiheit des Einzelnen verbindet sich unmittelbar die Vorstellung der Gleichheit aller Einzelnen. Denn ohne verbindende und verbindliche Seinsordnung gibt es nicht nur keine Anweisung eines (vor)bestimmten und richtigen Ortes für das Individuum in der Gesellschaft, sondern es gibt auch keine Rechtfertigung für Vor- und Nachrang des einen Teils vor dem anderen. Mit Condorcets Worten:

> „Entweder hat kein Glied des Menschengeschlechts wirkliche Rechte, oder sie alle haben die gleichen und derjenige, der gegen das Recht eines anderen stimmt, mag er auch einer anderen Religion, einer anderen Hautfarbe oder dem anderen Geschlecht angehören, hat damit seine Rechte verwirkt.“ [10]

Erst auf der Grundlage der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gewinnt das Konzept Mensch seinen universalen Charakter. Bis heute verzeichnen die Nachschlagewerke und Handbücher unter dem Stichwort Mensch diese Errungenschaft von Aufklärung und bürgerlicher Revolution mit einem gewissen Stolz:

„Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit der ‚anthropologischen Wende‘ [wird] Menschheit [...] Zielbegriff im Sinne der sich selbst bestimmenden, autonomen Subjektivität“ heißt es beispielsweise im Artikel „Menschheit“ von Hans Erich Bödeker im Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland von 1982. Und weiter:

> „Gleichzeitig beginnt die quantitativ-kollektive Bedeutung von ‚Menschheit‘, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts äußerst selten gebraucht wird, sich auszubreiten. Der Begriff ‚Menschheit‘ bedeutet ‚alle Menschen‘ und hebt vorglobale Kollektivbegriffe wie z.B. ‚Christenheit‘ auf, die das Menschengeschlecht bisher physisch, räumlich, geistig, theologisch oder temporal gegliedert haben“.[11]

Der Universalitätscharakter, den der Begriff Mensch nun gewinnt, wird nicht zuletzt als das Resultat eines Globalisierungsprozesses verstanden; noch einmal als Beispiel der bereits zitierte Artikel:

> „Der europäische Handelsgeist führt [...] zur Konstituierung der über die ganze Erde verbreiteten Menschheit zu einem Ganzen. Im Kollektivbegriff ‚Menschheit' wird reflektiert, dass der Mensch zum ersten Male in einer einheitlichen, planetarischen Geschichte lebt. Die Erfahrung der totalen kosmischen Interdependenz als menschlicher Leistung dringt in das Bewusstsein der gebildeten Zeitgenossen".[12]

Die Universalisierung des Begriffs ‚Mensch' wird bis in die unmittelbare Gegenwart hinein überwiegend als große sowohl kognitive als auch gesellschaftliche Leistung, als Fortschritt der Zivilisation betrachtet. Die überwältigende Evidenz dafür, dass die Wirklichkeit weit hinter dem Ideal von Humanität zurückbleibt, wird in diesem Sinne lediglich als ein bedauerliches Hinterherhinken der Praxis gegenüber der Theorie verbucht. Auch dafür ein Beispiel:

> „Erst sehr spät, im Zusammenhang mit der Erklärung der Menschenrechte 1776, ist eine Anerkennung aller Menschen unter dem Namen ‚Mensch' oder ‚Menschheit' [...] im Prinzip und in der Theorie erfolgt, wenn auch – wie wir alle wissen – die Praxis und die konkreten Verhältnisse *weiterhin* mannigfache *Verletzungen* des Prinzips kennen und Menschen allein wegen ihrer Andersartigkeit im Verhältnis zu einer gedachten Norm benachteiligt, gebrandmarkt und getötet werden".[13]

***

Dieser Sicht, die lediglich eine Art Lapsus zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem guten und richtigen Prinzip und seiner bedauerlichen ‚Verletzung' annimmt, möchte ich widersprechen. Der Widerspruch bezieht sich ausdrücklich auch auf die in Kampers Formulierung (im Wort „*weiterhin*") beiläufige Unterstellung, dass diese Unzulänglichkeiten lediglich Überbleibsel der Vergangenheit seien, die im Zuge der fortschreitenden Durchsetzung der richtigen neuen Prinzipien gleichsam von selbst verschwinden würden. Dagegen vertrete ich die Auffassung, dass gerade erst das Zeitalter des universalen Menschheitskonzepts auf der anderen Seite Ausschluss-Strategien von bis dahin unbekannter Radikalität entwickelt hat.

Dafür gibt es verschiedene Gründe und zahllose Belege. Der Frage nach den Gründen will ich an dieser Stelle nicht nachgehen, sondern ich beschränke mich darauf, eine kleine Auswahl von Belegen vorzuführen:

Da ist zunächst der philosophische Aspekt: Es ist eine bekannte Tatsache, dass sich der Begriff des modernen Subjekts gewissermaßen in sich selbst spaltet, nämlich in eine intelligible und eine empirische Seite. Diese auf Kant zurückgehende Aufspaltung wiederholt sich in der gesamten Philosophie der Moderne[14] und stellt eines ihrer zentralen Probleme dar: Auf der einen Seite erscheint das transzendentale Ich als Schöpfer seiner Welt, auf der anderen Seite findet das einzelne empirische Ich die Welt als Gegebenheit vor: „[D]er Mensch zerfällt in das Gattungswesen, das für die Einrichtung der Welt verantwortlich ist, und das Individuum, das eben diese Einrichtung als eine ihm fremde erfährt".[15] Dieses Problem hat Georg Simmel als „Tragödie der Kultur" bezeichnet. Jürgen Habermas spricht von einer „aporetische[n] Verdoppelung des selbstbezüglichen Subjekts",[16] welches gleichzeitig die Stellung „eines sich vergottenden, in Akten vergeblicher Selbsttranszendenz verzehrenden Subjekts" und „die Stellung eines empirischen Subjekts in der Welt ein[nimmt], wo es sich als Objekt unter anderen Objekten vorfindet".[17]

In dieser Verdopplung von Menschheit groß geschrieben und Mensch[18] klein geschrieben, lebt der alte Dualismus von Vernunft und Natur fort und solange das der Fall ist, bleibt auch die verhängnisvolle Option offen, Vernunft und Natur auf verschiedene Gruppen von Menschen zu verteilen und die Vernunftseite zur Göttlichkeit zu erheben, um auf der anderen Seite der Erniedrigung und Unterwerfung der wirklichen Menschen Tür und Tor zu öffnen. Mit der Subjektwerdung des Menschen geht auch die Objektwerdung der Menschen einher.

Damit lebt aber nicht nur eine alte Struktur fort, vielmehr verschärft sich in der Subjekt/Objekt-Spaltung die Kluft zwischen Vernunft und Natur im modernen Denken noch erheblich. Denn der Wegfall des transzendenten Verankerungspunktes bedeutet zwar einerseits das Verschwinden des Konzepts hierarchischer Stufung, zugleich aber auch den Ausfall einer sie überwölbenden Einheitsvorstellung. Für die metaphysische Tradition war die Entzweiung von Vernunft und Natur schlussendlich in Gott bzw. in der Idee der göttlichen Schöpfung zusammengehalten und versöhnt. An der Stelle, an der in der vormodernen, abendländischen Tradition eine Stufenleiter des Seins gestanden hat, tritt nun ein radikaler Bruch auf. Dieser trennt nicht mehr oben und unten, Transzendenz und Immanenz, sondern der alte, in einem höheren Einheitspunkt zusammen gehaltene Dualismus übersetzt sich in einen neuen Dualismus, der radikaler ist, eben weil er keinen höheren Einheitspunkt mehr kennt: „die göttliche Schöpfung zerfällt in objektivierte Natur und subjektiven Eingriff des Menschen".[19] Es trennt sich das gesellschaftlich Beeinflussbare und Machbare von dem, was außerhalb der Reichweite menschlicher Manipulation steht. Auf

diese Weise stehen sich Gesellschaft und Natur gegenüber – ohne Aussicht auf Versöhnung in Gott.

***

Was das bedeutet, wird klarer, wenn wir uns jetzt im Folgenden in die mundaneren Regionen von Politik und Gesellschaftstheorie begeben. Hier zeigt sich, dass die Legitimation gesellschaftlicher Ungleichheit vor dem Hintergrund des Niedergangs des christlich-metaphysischen Weltbildes zunächst einmal extrem schwierig wird. Die Ordnung der Gesellschaft erscheint nicht mehr als in einer Ordnung des Seins oder im Ratschluss Gottes verankert, sondern von Menschen geschaffen und daher auch geeignet, von Menschen verändert zu werden. Vorübergehend wird gegenüber den verkrusteten Strukturen des *ancien régime* auch die Berufung auf das Naturrecht und allgemeiner noch auf die universale Menschennatur ein emanzipatorischer Appell, ja geradezu eine Fanfare der Revolution.[20]

Sehr bald jedoch, genauer gesagt, seit dem Ausgang der Aufklärung und im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer deutlicher, wird die Differenz zwischen dem, was als gesellschaftlich machbar gilt, und dem, was sich menschlicher Einflussnahme entzieht, also die Differenz zwischen Gesellschaft und Natur, zur Scheidemarke zwischen Menschen(gruppen) und damit zur Legitimationsgrundlage gesellschaftlicher Ungleichheit und politischer Herrschaft.

Konkreter gesagt, dient diese Unterscheidung dazu, den erreichten Stand menschlicher Emanzipation, der in erster Linie den Interessen bestimmter Gruppen, den Interessen des weißen, bürgerlichen Mannes dient, gegen weitergehende Ansprüche bzw. gegen die Inanspruchnahme derselben Prinzipien durch andere gesellschaftliche Gruppen zu schützen und festzuschreiben.[21]

Ein Beispiel: die Argumentation des französischen Soziologen Auguste Comte in seiner Auseinandersetzung mit dem englischen Philosophen John Stuart Mill:

> „Die große Masse unserer Spezies war lange Zeit überall unendlich viel schlechteren gesellschaftlichen Bedingungen unterworfen als es jene sind, für die man sich angewöhnt hat, Frauen heute zu bedauern; aber seit dem frühen Mittelalter war sie in den herausragenden Völkern (wie z.B. der französischen Nation) fähig, allmählich aus dem Zustand der Unterlegenheit aufzusteigen, weil dieser unterworfene Zustand – lediglich eine vorübergehende Phase in der Gesellschaftsbildung früherer Zeiten – nicht in irgendeiner organischen Differenz zwischen Herrschern und Beherrschten begründet war. Die gesellschaftliche Unterordnung von Frauen dagegen wird notwendigerweise unbegrenzt

> andauern, denn sie basiert unmittelbar auf einer natürlichen Unterlegenheit, die durch nichts beseitigt werden kann und sie ist in der menschlichen Spezies noch ausgeprägter als unter den anderen höheren Tieren“.[22]

Während gemäßigt fortschrittliche Autoren wie Comte sich um eine Differenzierung zwischen historisch-gesellschaftlich bedingten und natürlichen Ungleichheiten bemühen, betrachten andere die Gegebenheit natürlicher Ungleichheit an einem Punkt als willkommenen Ansatzpunkt, um das Egalitätsprinzip überhaupt infrage zu stellen. Wiederum ist es die aus der ‚Natur‘ abgeleitete Ungleichheit der Geschlechter, die nun geradezu als paradigmatisch für die Ableitung der Legitimation anderer Arten sozialer und politischer Ungleichheit wird. Der deutsche Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl vertritt im ersten Satz des ersten Kapitels, also an zentralster Stelle seines Buches über die Familie folgende These:

> „Wäre der Mensch geschlechtlos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, dass die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seyen. Indem aber Gott der Herr Mann und Weib schuf, hat er die Ungleichheit und Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwicklung gesetzt“.[23]

Aus der Unmöglichkeit der Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter leitet er die Unmöglichkeit der Gleichberechtigung der Klassen ab bzw. ein allgemeines Naturgesetz sozialer Ungleichheit:

> „In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt. Wer Mann und Weib nicht wieder zur Geschlechtseinheit zurückführen kann, der vermesse sich auch nicht, das Menschengeschlecht zur socialen und politischen Einheit zu führen“.[24]

Ganz ähnlich Julius Fröbel 1864:

> „Der Unterschied der Geschlechter bildet die unabänderliche Grundlage aller menschlichen Ungleichheit. Hier haben wir Thatsachen der Ungleichheit vor uns die nie durch kein Mittel abgeschafft werden können, und aus denen, mit hinzukommenden besonderen Bedingungen der Natur, der Cultur und des Schicksals andere Ungleichheiten entspringen welche gleich unvermeidlich sind“.[25]

Mit anderen Worten: Ähnlich, wenn nicht sogar nach dem Modell der Geschlechterdifferenz durchlaufen auch andere, wenn nicht gar alle, gesellschaftlichen Unterschiede in dieser Epoche einen Naturalisierungsprozess.

***

Neben dem Geschlecht gibt es noch einen zweiten Zentralbegriff bzw. Konvergenzpunkt für die Naturalisierung gesellschaftlicher Unterschiede, nämlich Rasse. Wie neuartig zwar nicht das Wort selbst, wohl aber sein Einsatz im 19. Jahrhundert ist, lässt sich besonders deutlich mit Blick auf diejenige Gruppe erkennen, auf die das Argument Rasse im 20. Jahrhundert in besonders verheerender Weise in Anwendung gebracht worden ist: auf die Juden.

> „Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war der Begriff ‚Jude' durch die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft definiert. Zwar wurden die Juden als Lebens- und Abstammungsgemeinschaft auch als ‚Volk' bezeichnet, aber dieses Volk war durch seine Religion konstituiert".[26]

Erst im neunzehnten Jahrhundert wird der religiöse Begriff des Judentums durch den rassischen ersetzt.[27] Wenig verwunderlich auch, dass zwischen Rasse und Geschlecht enge Beziehungen hergestellt werden. Dabei funktioniert die Analogisierung von Rasse und Geschlecht in beide Richtungen: In der einen Richtung können minderwertige Rassen als ‚feminin' bezeichnet werden; Beispiel – Carl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen [...]" von 1863:

> „Der erwachsene Neger hält hinsichtlich der geistigen Eigenschaften einerseits mit dem Kinde, andererseits mit dem Weibe [...] des Weißen. Die Neigung zum Vergnügen [...] für die materiellen Genüsse, die Geschicklichkeit in der Nachahmung, und die Unbeständigkeit der Eindrücke, wie der Gefühle sind ganz wie bei dem Kinde. [...] Mit dem Weibe gemein hat der Neger die große Liebe zu seinen Kindern und zu seiner Familie, sowie die Sorge für seine Hütte, für die kleineren Bedürfnisse des Lebens."[28]

Dieselben Kriterien, mit welchen die modernen Naturwissenschaften die Differenz und die Rangordnung zwischen den Geschlechtern begründen, werden herangezogen, um die Differenz und die Rangordnung zwischen der weißen Rasse und allen Übrigen zu behaupten. Zwischen dem weißen Mann und den Männern anderer Rassen öffnet sich derselbe Dualismus von oben/unten bzw. hoch entwickelt/primitiv, großes/kleines Hirn wie zwischen Mann und Frau derselben Rasse. In umgekehrter Richtung werden Frauen wie eine andere, fremde und minderwertige Rasse dargestellt:

> „Alle Psychologen, die die Intelligenz von Frauen studiert haben, erkennen heute [...], dass sie eine der minderwertigsten Formen der Menschheitsentwicklung darstellen und Kindern und Wilden näher sind als dem erwachsenen zivilisierten Mann",[29]

so der durch seine Arbeiten zur Massenpsychologie bis ins 20. Jahrhundert bekannte und geschätzte Gustave Le Bon. Ja, eigentlich scheinen sich der wilde und der zivilisierte Mann, also Männer unterschiedlicher Rassen, sogar noch näher zu stehen als der zivilisierte Mann und seine Frau;[30] der bereits zitierte Anthropologe Carl Vogt behauptet, „[...] dass zwischen den beiden Geschlechtern einer Art größere Verschiedenheiten obwalten können und obwalten, als zwischen den gleichen Geschlechtern verschiedener Arten [...]".[31] Kein Zweifel kann daran bestehen, dass das andere Geschlecht der anderen Rasse auf jeden Fall den alleruntersten Platz in der Rangordnung der menschlichen Evolution einnimmt:

> „Wir können sicher sein, dass überall, wo wir eine Annäherung zu dem thierischen Typus gewahren, das Weib in dieser Beziehung tiefer steht, als der Mann, dass wir also [...] bei der Negerin weit mehr entschiedene Affenähnlichkeit entdecken würden, als bei dem Neger [...]".[32]

Im Rahmen der Evolutionstheorie verschärft sich der Gegensatz zwischen den Geschlechtern sogar noch weiter. Während sich das Gehirn des Mannes im Verlauf der Geschichte der Evolution zu den höheren Formen der Rationalität fortentwickelt, bleibt das Gehirn der Frau auf einer frühen Entwicklungsstufe stehen, wenn es sich nicht sogar zurückbildet. Obwohl eigentlich die ganze Spezies ihre Abstammung vom Affen eingestehen muss, ist es die Frau, die hier gewissermaßen zum Affen des Mannes wird. Emile Durkheim knüpft in seinem als klassisch geltenden Werk *Über die soziale Arbeitsteilung* an Darwins Thesen über die geschlechtsspezifisch entgegengesetzte Entwicklung des menschlichen Gehirns an:

> „Während der Durchschnitt der [männlichen, C.K.] Pariser Gehirne zu den größten bekannten Gehirnen gehört, gehören durchschnittlich die weiblichen Pariser Gehirne zu den kleinsten beobachtbaren Gehirnen, weit unter dem Gehirn der Chinesinnen und kaum größer als das Gehirn der Frauen von Neu-Kaledonien".[33]

Die Behauptung, dass die Gehirne der Französinnen kleiner seien als die der Chinesinnen, wird nur ‚verständlich' vor dem Hintergrund, dass die Theorien über die unterschiedliche Evolution der Geschlechter und Rassen parallel laufen. Wenn nun angenommen wird, dass für die Frauen die Evolution in umgekehrter Richtung stattfindet, dann müssen die Frauengehirne der ‚primitiven' Rassen, nämlich die Gehirne der Chinesinnen und der Frauen von Neu-Kaledonien größer sein als die Gehirne der Frauen der ‚fortgeschrittenen' europäischen bzw. französischen Rasse.[34] Logisch!

Wenig überraschend, dass die verschiedenen minderwertigen Rassen letztlich als untereinander austauschbar erscheinen. So etwa werden bei Otto Weininger die Züge der jüdischen Rasse analog zu den anderen minderwertigen Rassen konstruiert: „Auf die Neger weisen die so gern sich ringelnden Haare [der Juden], auf Beimischung von Mongolenblut die ganz chinesisch oder malaisch geformten Gesichtsschädel [...]".[35] Fast versteht es sich von selbst, dass die unterstellte Affinität zwischen Juden und ‚Negern' und Chinesen wiederum in der Analogie zur Kategorie Geschlecht konvergiert: Chinesen und ‚Neger' gelten bei Weininger als besonders weibliche, als weibische Rassen.

Der neue Ansatz zur Rechtfertigung gesellschaftlicher Ungleichheit passt nicht nur auf Rasse und Geschlecht. Auch die unteren Schichten der Gesellschaft werden mit ganz ähnlichen Argumenten als von Natur aus minderwertig dargestellt. In gewissem Sinne nähert sich auch der Klassenbegriff dem Rassenbegriff an bzw. es erscheinen Rasse und Klasse in ähnlicher Weise analog zueinander wie Rasse und Geschlecht.[36]

Und schließlich sind es prinzipiell dieselben Züge von Minderwertigkeit, die nicht nur an minderwertigen Rassen, Klassen und Geschlecht, sondern auch an allen möglichen anderen als sozial deviant definierten Gruppen festgestellt werden: Sexuelle Abweichung, Kriminalität, Armut, Schwachsinn werden auf die eine oder andere Weise nach dem Konzept des biologischen Rassenbegriffs konstruiert.[37] Frau – ‚Neger' – Irrer – Armer (evolutionstheoretisch müssen noch das Tier und das Kind in diese Reihe bzw. an ihren Anfang gesetzt werden) erscheinen als „races apart". In dieser Reihe findet die Erklärung des Pariser Revolutionskonvents vom April 1793, dass Kinder, Irre, Minderjährige, Frauen und Kriminelle kein Bürgerrecht genießen,[38] ihren das gesamte bürgerliche Zeitalter prägenden Widerhall. Der universale moderne Begriff des Menschen schlechthin scheint am Ende auf eine vergleichsweise winzige Gruppe der erwachsenen, gesunden, normalen, weißen, europäischen, mittelständischen Männer zusammenzuschrumpfen.

***

Die Konsequenzen der Naturalisierung gesellschaftlicher Ungleichheit sind katastrophal. Aufgrund des Ausschlusses aus dem Bereich des Politischen, aus Gesellschaft, Geschichte und Kultur kann der Hass gegen alle auf der Grundlage des Rassenkonzepts definierte Gruppen so rabiate Züge annehmen. Die Verfolgung der Juden durch den Nationalsozialismus trägt nicht die Züge einer politischen Feindschaft, sondern wird mit derselben Unerbittlichkeit geführt, die in unserer Kultur den Kampf gegen die Natur kennzeichnet. Die fremde Rasse soll nicht nur getötet werden wie ein Feind, sondern ausgemerzt und ausgerottet wie Unkraut oder Ungeziefer, also wie etwas Naturhaftes, dem

gegenüber jegliche Rücksichten auf ethisch-moralische bzw. humane Normen außer Kraft gesetzt sind. Zwar haben Hass und Aversion gegen Frauen aus strukturellen Gründen nicht in derselben Weise offen genoizidale Züge annehmen können, aber dennoch zeigt die Naturalisierung der Ungleichheit auch hier gravierende Folgen. Indem die in der Gesellschaft herrschende Geschlechterordnung nicht als Teil des gesellschaftlichen und politischen Gefüges wahrgenommen, sondern als ‚natürlich', ‚naturhaft', ‚naturwüchsig' betrachtet wird, gilt sie nachhaltig als durch menschliches Wollen und Handeln unveränderbar und einer Beurteilung am Maßstab von Gerechtigkeit entzogen. Die Nachwirkungen sind bis heute präsent.

III

Die These lautete: Je universaler der Begriff des Menschen gefasst wird, desto umfassender und somit radikaler, rabiater werden die Ausschlüsse und Ausgrenzungen. Diese Lehre kann aus dem Prozess der Moderne gezogen werden, in dessen Folge einerseits die Ideen des ‚Menschen schlechthin' und universaler Menschenrechte überhaupt erst entdeckt wurden, während andererseits mit ebenfalls neu formulierten Konzepten wie Rasse, Klasse und Geschlecht mehr als nur zufällige Einschränkungen von Freiheit und Gleichheit einhergingen, sondern mächtige Ausschlussmechanismen entwickelt wurden. Und nun gilt es am Ende noch einen letzten Sprung zu machen, den Sprung in die Gegenwart – um mit einer Frage zu enden.

Wenn es zutrifft, dass wir zurzeit einen weiteren gewaltigen Globalisierungsschub erleben, dann fragt sich, ob der beschriebene Mechanismus auf dieser nächsten Universalisierungsstufe der Gesellschaft in Kraft bleiben wird. Wird der Dualismus von Inklusion und Exklusion in Zukunft überwunden werden können oder wird er sich wieder neu etablieren und mit welchen Folgen? Nähern wir uns, wenn wir über den Nationalstaat hinausdenken, endlich und endgültig dem Gedanken universaler Inklusion an? Oder wird eine erweiterte Universalisierung erneut eine verschärfte Gegenbewegung auslösen?

Jürgen Habermas stellt dazu folgende Überlegung an:

> „Von staatlich organisierten Gemeinschaften unterscheidet sich jede Weltorganisation durch die Bedingung vollständiger Inklusion – sie kann niemanden ausschließen, weil sie keine sozialen Grenzen zwischen Innen und Außen erlaubt".[39]

Aber er gibt zu bedenken:

> „Eine politische Gemeinschaft muss [...], wenn sie sich als eine demokratische versteht, Mitglieder von Nicht-Mitgliedern unterscheiden können [...] Auch wenn sich eine solche Gemeinschaft nach den universalistischen Grundsätzen eines demokratischen Verfassungsstaates konstituiert, bildet sie eine kollektive Identität in einer Weise aus, dass sie diese Prinzipien im Lichte ihrer Geschichte und im Kontext ihrer Lebensform auslegt und implementiert. Dieses ethisch-politische Selbstverständnis der Bürger eines demokratischen Gemeinwesens fehlt der Gemeinschaft der Weltbürger".[40]

Mit anderen Worten: Demokratische Gesellschaften in ihrer bislang bekannten, nämlich nationalstaatlich organisierten Form, basieren nach Habermas einerseits auf den universalistischen Prinzipien ihrer Verfassung. Andererseits aber bedürfen sie einer Unterscheidung zwischen innen und außen, Mitgliedschaft und Nicht-Mitgliedschaft. Zu diesem Zweck haben demokratische Gesellschaften die universalistischen Prinzipien ihrer Verfassung, also Freiheit, Gleichheit, Humanität „*im Lichte ihrer Geschichte und im Kontext ihrer Lebensform ausgelegt und implementiert*" wie Habermas es vornehm zurückhaltend und wohlwollend ausdrückt. Im Klartext heißt das: Die Geschichte der abendländischen Gesellschaften und ihre „Lebensformen" waren (und sind) von Inklusions-/ Exklusionsmechanismen geprägt, die zu den universalistischen Prinzipien der modernen Verfassungen in schärferem Widerspruch stehen als es Habermas' milde Formulierung wahrhaben will. Das Wechselspiel von Zugehörigkeit und Ausschluss, Eigenem und Fremden, Einem und Anderen findet keineswegs nur nach außen statt, also im Verhältnis von Nationalstaaten zueinander, sondern in vielfacher Hinsicht auch nach innen. Es bildet hier die Grundlage gesellschaftlicher Über- und Unterordnung in den verschiedenen Dimensionen von Rasse, Klasse und Geschlecht. Die verheerenden Folgen, die krasse Ungerechtigkeit und die letztendliche Unhaltbarkeit dieser Konstruktion habe ich versucht, deutlich werden zu lassen. Ihre in der Tat feste Verankerung in der Geschichte und im Kontext der „Lebensform" der abendländischen Gesellschaft macht sie um nichts besser, als sie sind.

Wenn der „Gemeinschaft der Weltbürger" „dieses ethisch-politische Selbstverständnis der Bürger eines demokratischen Gemeinwesens", das aus der Tiefe einer durch Ungerechtigkeit und Herrschaft geprägten Vergangenheit herstammt, in Zukunft fehlen muss, wie Habermas vermutet, dann kann das kein Nachteil sein.

Allerdings ist die Frage offen, ob Universalisierung jemals ohne Ausschlüsse funktionieren kann oder ob nicht vielmehr eine weitere Öffnung im Zuge von Globalisierung erneut eine Gegenreaktion in Richtung Ein- und Aus-

grenzung hervorrufen wird. In einem Zeitungsartikel über die neue Welle von Rechtsradikalismus in Deutschland las ich vor einiger Zeit:

> „Diese [...] Antipoden der liberalen Weltzivilisation verweigern sich militant dem Ideal der vielfarbigen ‚one big family of man', zu dem sich inzwischen praktisch die gesamte westliche Öffentlichkeit, von den multinationalen Konzernen bis zu den linken Multikulturalisten, bekennt. *Dem wachsenden Grundkonsens einer allumfassenden Humanität setzt sie den zunehmend enthemmten Hass gegen jede zivilisatorische Übereinkunft entgegen* [...] „.[41]

Wie wird die Zukunft aussehen?

Anmerkungen

1 Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten,* Frankfurt/M. 1984, S. 253. „Die Einordnung des Menschen in das Spannungsfeld zwischen Tier und Gott [...]gehört zu den topologischen Befunden seit der Antike“ (S. 252).

2 Hier spielt also der Dualismus von häuslicher und politischer Sphäre hinein, insofern als die despotische Herrschaft die dem häuslichen Bereich zugeordnete Herrschaftsform ist, während das politische oder königliche Regiment dem Öffentlichen zugeordnet ist.

3 Aristoteles: *Politik.* Erstes Buch, fünftes Kapitel (1254a-b); Hervorhebung C. K.

4 So beginnt zum Beispiel der biblische Schöpfungsbericht mit einer Reihe solcher Kompartimentierungen: Am ersten Tag scheidet der Herr das Licht von der Finsternis, am zweiten Tag den Himmel von der Erde, am dritten Tag das trockene Land vom Meer. Bezeichnend ist dabei, dass die ‚negativen‘ Zustände die ursprünglichen sind: „Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser“ (1. Buch Mose, 1. Kap.). Die Einteilungsrichtung ist gewissermaßen defensiv: Die positiven, höherwertigen Zustände (Licht, Himmel, trockene Erde) entstehen durch Eindeichung, Eingrenzung gegenüber den als quantitativ überwiegend und folglich auch als übermächtig erscheinenden negativen Zuständen.

5 Kaste: von portugiesisch Rasse, Abkunft, Geschlecht zu lateinisch *castus* rein, keusch. Ursprünglich als Bezeichnung der ‚unvermischten Rasse‘ der Iberer gegen die Mauren gebraucht; im 16. Jahrhundert von den Portugiesen auf die streng abgeschlossenen sozialen Gruppen Indiens übertragen. Zugehörigkeit zu einer Kaste kann nur durch Geburt erworben, nicht verändert werden.

6 Die Psychoanalytikerin Christa Rohde-Dachser hat diesen „Projektionsmechanismus“ wie folgt beschrieben: „[...] der Frau [wird] ein Los zugeschrieben, das eigentlich den Mann betrifft (oder zumindest *auch* den Mann), der es jedoch aus seiner Selbstdefinition ausklammert und der Frau zuschiebt. Die so ausgegrenzten Selbstanteile gelten von nun an als weiblich; der Mann findet sie nicht mehr in sich selbst vor, sondern beim anderen Geschlecht; er braucht sich – im eigentlichen Sinn des Wortes – nicht mehr als Betroffener zu fühlen“ (Christa Rohde-Dachser: *Expedition in den dunklen Kontinent – Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse,* Heidelberg 1991, S. 61).

7 Alain Touraine: *Critique de la modernité,* Paris 1992, S. 29.

8 Vgl. Charles Darwin: *The Descent of Man,* New York 1972, S. 25. Hier wird die traditionelle Verortung des Menschen zwischen Gott und Tier außer Geltung gesetzt: „[...] man and all other vertebrate animals have been constructed on the same general model [...] It is only our natural preju-

dice, and that arrogance which made our forefathers declare that they were descended from demi-gods, which leads us to demur to this conclusion.“

9 „Jean Starobinskis Archäologie der Moderne“ in: Hans Robert Jauss: *Studien zum Epochenwandel der ästhetischen Moderne,* Frankfurt/M. 1989, S. 111.

10 „Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht“, in: Jean Antoine de Condorcet: *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation* Bd. I: 1789-1870. Hrsg. und kommentiert von Hannelore Schröder, München 1979, S. 56.

11 „Menschheit, Humanität, Humanismus“, in: Hans Erich Bödeker: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland.* Hrsg. O. Brunner/ W. Conze/ R. Koselleck. Bd. 3. Stuttgart 1982, S. 1064.

12 „Menschheit, Humanität, Humanismus“, in: Hans Erich Bödeker, a.a.O., S. 1089.

13 Dietmar Kamper: „Mensch“, in: Christoph Wulf (Hrsg.): *Handbuch Historische Anthropologie*, Weinheim/Basel 1997, S. 95.

14 Vgl. Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen,* Frankfurt/M. 1985, S. 180.

15 Peter Bürge: *Prosa der Moderne*, Frankfurt/M. 1988, S. 13.

16 Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne,* a.a.O., S. 307.

17 Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne,* a.a.O., S. 308.

18 Letztlich bleibt das in derselben Tradition, in der Thomas von Aquin zwischen *humanitas* und *homo* trennt und in der Meister Eckart sagt: „menscheit unde mensch is ungelîch. menscheit in ir selber ist als edel. daz oberste an der menscheit hât gelîcheit mit den engelen und sippschaft mit der gotheit“ (Thomas von Aquin: *De ente et essentia*, 3; Meister Eckart: *Von dem Adel der Seele*; beides zitiert nach Hans Erich Bödeker: „Menschheit, Humanität, Humanismus“, a.a.O., S. 1068).

19 Peter Bürger,: *Prosa der Moderne,* a.a.O., S. 13.

20 Bekanntlich haben sich die AdvokatInnen der Freiheit und Gleichheit aller Menschen zunächst mit größter Emphase auf die ‚Natur‘ berufen, um ihre Position und ihre Forderungen zu begründen. So heißt es beispielsweise in Condorcets Traktat „Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht“: „Um zu widerlegen, dass dieser Ausschluss [der Frauen von den Bürgerrechten, C.K.] ein Akt der Tyrannei ist, müsste man entweder beweisen, dass die natürlichen Rechte der Frauen nicht unbedingt die gleichen sind wie die der Männer, oder dass sie nicht fähig sind, sie auszuüben. [...] Es dürfte schwer sein zu beweisen, dass Frauen unfähig sind das Bürgerrecht auszuüben. Warum sollte eine Gruppe von Menschen, weil sie schwanger werden können und sich vorübergehend unwohl fühlen, nicht Rechte ausüben, die man denjenigen niemals vorenthalten würde, die jeden Winter unter Gicht leiden und sich leicht erkälten?“ (Jean Antoine de Condorcet:

Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht, a.a.O., S. 56). Dieselbe Sprache spricht Olympe de Gouges in ihrer „Erklärung der Rechte der Frau"; an den Mann richtet sie die rhetorisch gemeinte Frage: „Sag an, wer hat dir die selbstherrliche Macht verliehen, mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Deine Talente? Sieh den Schöpfer in seiner Weisheit; prüfe die Natur in all ihrer erhabenen Größe [...] und nenne mir ein Beispiel, wenn du dich dessen erdreistest, für eine ähnliche Tyrannei. Wende dich den Tieren zu, befrage die Elemente, studiere die Pflanzenwelt, wirf schließlich einen Blick auf all die Spielarten der belebten Materie und lass dich überzeugen [...] Suche, erforsche und unterscheide, wenn du es vermagst, die Geschlechter in jener von der Natur ausgebildeten Ordnung" („Erklärung der Rechte der Frau", in: Monika Dillier/Vera Mostowlansky/Regula Wyss (Hrsg.): *Olympe de Gouges: Schriften*, Frankfurt/M. 1980, S. 39).

21 „In fact, the idea of containing the liberal utopia within certain limits, of creating boundaries against the consequences of its own claims is crucial to any understanding of modernity" (Peter Wagner: *A Sociology of Modernity: Liberty and Discipline,* London/New York 1994, S. 6).

22 *The Correspondence of John Stuart Mill and Auguste Comte.* Translated from the French by Oscar A. Haac. (Transaction Publishers) New Brunswick/ London 1995, Letter 36: "Comte to Mill (5 October 1843)", S. 191 (Übersetzung C.K.). Mill – das soll keinesfalls verschwiegen werden – war ganz anderer Meinung. Während seine Replik auf Comte innerhalb des Briefwechsels ein wenig verschwommen und unbeholfen erscheint, darf eine (unter vielen anderen) Passagen aus seinem wesentlich später verfassten Werk „Die Hörigkeit der Frau" als eine gültige Antwort betrachtet werden, ohne dass dabei noch einmal auf Comte Bezug genommen würde: „Man könnte den Einwand erheben, dass sich ein Vergleich zwischen der Herrschaft des männlichen Geschlechtes und den von mir angeführten Formen einer ungerechten Macht nicht wohl ziehen lasse, weil diese willkürlich und die Folge bloßer Usurpation waren, jene im Gegenteil natürlich sei. Aber gab es denn jemals eine Herrschaft, welche denen, die im Besitz derselben waren, nicht natürlich erschien? Es gab eine Zeit, wo die Teilung des Menschengeschlechtes in zwei Klassen, eine kleine der Herren und eine zahlreiche der Sklaven selbst den gebildetsten Geistern ganz natürlich, ja als die einzige natürliche Bedingung für das Menschengeschlecht erschien" (John Stuart Mill/Harriet Taylor Mill/Helen Taylor: *Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation.* Hrsg. Hannelore Schröder, Frankfurt/M. 1976, S. 143 f.).

23 Wilhelm Heinrich Riehl: *Die Familie,* Stuttgart, 1855, S. 3. Vgl. Ute Frevert, *Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne,* München 1995, S. 61 f.

24 Wilhelm Heinrich Riehl: *Die Familie,* a.a.O., S. 5.

25 „Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik.“, in: Julius Fröbel: *Theorie der Politik, als Ergebniss einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen.* Bd. II: Wien 1864, S. 13; ausführlicher zu Fröbel vgl. Sidonia Blättler: *Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts,* Berlin 1995.

26 „Antisemitismus“, in: Thomas Nipperdey/Reinhard Rürüp: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland,* Hrsg. O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck. Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 131.

27 Diese Verschiebung vom jüdischen Volk zur jüdischen Rasse liegt auch Hannah Arendts Unterscheidung zwischen Judenhass und Antisemitismus zugrunde: „Der Antisemitismus, eine profane Ideologie des 19. Jahrhunderts, die dem Namen, wenn auch nicht den Argumenten nach vor 1870 unbekannt war, kann [...] nicht mit dem religiösen Judenhass gleichgesetzt werden, der sich aus der wechselseitigen Feindschaft zwischen zwei einander bekämpfenden Glaubensrichtungen herleitet. [...] Judenhass hat es immer gegeben. Antisemitismus ist in seiner politischen wie ideologischen Bedeutung eine Erscheinung der letzten Jahrhunderte“ („Antisemitismus“, in: Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft.* Bd. I. Frankfurt/M./Berlin/Wien 1980, S. 11 und S. 60). Erst im Zeitalter der Rassenidee, d.h. der Naturalisierung gesellschaftlicher, kultureller oder wie besonders in diesem Fall religiöser Differenz kann der Judenhass zum Antisemitismus werden.

28 Carl Vogt: *Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung, und in der Geschichte der Erde,* Gießen 1863, Bd. 1, S. 242 f.

29 Gustave Le Bon: *Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois de variations du volume du cerveau,* 1879, S. 63 f. zitiert nach Stephen Jay Gould: *Der falsch vermessene Mensch,* Basel/Boston/Stuttgart, 1983.

30 Die Auffassung, dass sich die beiden Geschlechter im Verlauf der Evolutionsgeschichte immer weiter auseinander entwickeln, hat in besonders prononcierter Form der berühmte französische Soziologe Emile Durkheim in seinem bis in die Gegenwart hinein rezipierten Werk über die gesellschaftliche Arbeitsteilung vertreten (vgl. *La division du travail social. L‘Etude sur l‘organisation des sociétés supérieures. (Thèse de doctorat 1893)* 2. Aufl. Paris 1902. Dt.: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften.* 2. Aufl. Frankfurt/M., 1988. *Über die sexuelle Arbeitsteilung* S. 103-108 (u.ö.).

31 Carl Vogt: *Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung, und in der Geschichte der Erde,* a.a.O., S. 226 f.

32 Carl Vogt: *Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung, und in der Geschichte der Erde,* a.a.O., S. 227.

33 Emile Durkheim: *La division du travail social. L'Etude sur l'organisation des sociétés supérieures. (Thèse de doctorat 1893)* 2. Aufl. Paris 1902. Dt.: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften.* 2. Aufl. Frankfurt/M., 1988, S. 107.

34 Bis in die Konversationslexika hinein findet diese Auffassung ihren Niederschlag. Im Brockhaus von 1893 heißt es: „Der geschlechtliche Dimorphismus ist bei den niedern Menschenrassen, bei welchen beide Geschlechter sich denselben Verrichtungen widmen, geringer als bei den kultivierten Rassen, bei welchen sich eine entwickeltere Arbeitsteilung herausgebildet hat" (Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl., Bd. 7, Leipzig 1893. S. 896; hier zitiert nach Ute Frevert: *Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne,* a.a.O., S. 19).

35 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Nachdruck der ersten Auflage von 1903,* München 1980, S. 405.

36 "[Carl] Vogt also concluded that within Europe the intelligentsia and upper classes had the largest heads, and peasants the smallest" ("The Role of Analogy in Science.", in: Nancy Leys Stepan, *Race and Gender: Anatomy of Racism.* Ed. by David Theo Goldberg. Minneapolis 1990, S. 46 f.)

37 "[T]he sexually deviate, the criminal, the urban poor and the insane were in one way or another constructed as biological ‚races apart' [...]" (Nancy L. Stepan: *Race and Gender: The Role of Analogy in Science,* a.a.O., S. 40 f.); diese Aussage gilt namentlich auch für deklassierte Frauen, wie z.B. Prostituierte. „Prostitutes for instance were viewed as representatives of a more primitive stage in evolution", vgl. "The Hottentot and the Prostitute: Toward an Iconography of Female Sexuality.", in: Sander Gilman: *Difference and Pathology: Stereotypes of Sexuality, Race, and Madness,* Ithaca/London 1985, S. 76-108. Vgl. Cesare Lombroso/Guglielmo Ferrero: *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte,* Hamburg 1894.

38 Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850,* Frankfurt/M. 1991, S. 75.

39 Jürgen Habermas: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays,* Frankfurt/M. 1998, 161 f.

40 Ebd.

41 „Der Hass zum Tode. Liberale Diskursgesellschaft und rechte Gewalt.", in: Richard Herzinger: *Die ZEIT* Nr. 33 vom 10. August 2000.

Literatur

Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Band I, Frankfurt/Berlin/Wien 1980.

Aristoteles: *Politik*. Erstes Buch, fünftes Kapitel (1254a-b).

Blättler, Sidonia: *Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1995.

Bödeker, Hans Erich: „Menschheit, Humanität, Humanismus" in: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Band 3, Stuttgart 1982.

de Condorcet, Jean Antoine: „Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht" in: Schröder, Hannelore (Hrsg.): *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation*, Band I: 1789-1870. München 1979.

Darwin, Charles: *The Descent of Man*, New York 1972.

Durkheim, Emile: *La division du travail social. L'Etude sur l'organisation des sociétés supérieures. (Thèse de doctorat 1893)*, 2. Aufl. Paris 1902. Dt.: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, 2. Aufl., Frankfurt 1988.

Frevert, Ute: *Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne*, München 1995.

Fröbel, Julius: *Theorie der Politik, als Ergebnis einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen*, Band II, Wien 1864.

Gilman, Sander: *Difference and Pathology: Stereotypes of Sexuality, Race, and Madness*, Ithaca/London 1985.

de Gouges, Olympe: „Erklärungen der Rechte der Frau" in : Dillier, Monika/Mostowlansky, Vera/Wyss, Regula (Hrsg.): *Schriften*, Frankfurt 1980.

Gould, Stephen Jay: *Der falsch vermessene Mensch*, Basel/Boston/Stuttgart 1983.

Haac, Oscar A.: *The Correspondence of John Suart Mill and Auguste Comte*, New Brunswick/London 1995.

Habermas, Jürgen: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt 1985.

Habermas, Jürgen: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*, Frankfurt 1998.

Herzinger, Richard: „Der Hass zum Tode. Liberale Diskursgesellschaft und rechte Gewalt.", in: *Die ZEIT*, Nr. 33 vom 10. August 2000.

Honegger, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*, Frankfurt 1991.

Jauss, Hans Robert: *Studien zum Epochenwandel der ästethischen Moderne*, Frankfurt 1989.

Kamper, Dietmar: „Mensch", in: Wulf, Christoph (Hrsg.): *Handbuch Historische Anthropologie*, Weinheim/Basel 1997.

Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1984.

Lombroso, Cesare/Ferrero, Guglielmo: *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, Hamburg 1894.

Mill, John Suart/Taylor Mill, Harriet/Taylor, Helen: *Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*. Hrsg. v. Schröder, Hannelore, Frankfurt 1976.

Nipperdey, Thomas / Rürüp, Reinhard: „Antisemitismus", in: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Band 1, Stuttgart 1972.

Riehl, Wilhelm Heinrich: *Die Familie*, Stuttgart 1855.

Rohde-Dachser, Christa: *Expedition in den dunklen Kontinent – Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Heidelberg 1991.

Stepan, Nancy Leys: „The Role of Analogy in Science.", in: Goldberg, David Theo (Hrsg.): *Race and Gender: Anatomy of Racism*, Minneapolis 1990.

Touraine, Alain: *Critique de la modernité*, Paris 1992.

Vogt, Carl: *Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung, und in der Geschichte der Erde*, Band 1, Giessen 1863.

Wagner, Peter: *A Sociology of Modernity: Liberty and Discipline*, London/New York 1994.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, Nachdruck der ersten Auflage von 1903, München 1980.

Helga Kotthoff

Was heißt eigentlich *doing gender*? Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht[1]

1. Einleitung

In diesem Aufsatz beschäftige ich mich mit dem ethnomethodologischen Ansatz des *doing gender*, der in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung seit den siebziger Jahren eine Rolle spielt. Das ethnomethodologische Konzept der Bewerkstelligung von Geschlecht war und ist auch für die interaktionsanalytische Forschung zu Geschlechterverhältnissen in der Kommunikation folgenreich. Mit der Fokussierung von *doing* werden kulturelle Inszenierungspraktiken zentriert, nicht biologische Gegebenheiten. Wie körperliche Materialität in diese Inszenierungspraktiken eingeht, ist im ethnomethodologischen Ansatz bislang nicht geklärt und wird sicher noch vieler Diskussionen bedürfen. Wer sich mit *doing gender* beschäftigt, will beschreiben, wie sich Menschen performativ als männlich oder weiblich zu erkennen geben und mittels welcher Verfahren das so gestaltete kulturelle Geschlecht im Alltag mit Bedeutung aufgeladen wird. Mit der Betrachtung von *gender* als kommunikativer Performanz waren interaktionssoziologische und -linguistische Ansätze von Beginn an sehr weit entfernt von einer Essentialisierung von Geschlecht, wie sie z.B. in der französischen feministischen Theorie von Autorinnen wie Luce Irigaray[2] betrieben wurde. Bis heute ist allerdings nicht ganz klar, welche Dimensionen des kommunikativen Handelns als *doing* gefasst werden sollen. So wird in der ethnomethodologischen Geschlechterforschung beispielsweise unzureichend unterschieden zwischen Aktivitäten, die sich im Fokus der Aufmerksamkeit der Handelnden befinden und Habitualisierungen, die nurmehr im Hintergrund des Handelns der Menschen mitlaufen. Letztgenannte spielen als Stilphänomene und zusätzliche Symbolisierungen oder Indexikalisierungen von sozialen Bezügen in der Kommunikation eine herausragende Rolle. Kommunikative Stile und Symbolisierungen von männlich/weiblich sind Gestaltphänomene, d.h., dass kein Phänomen allein einen Stil ausmacht, der etwa als von Männern oder Frauen präferiert beschreibbar wäre. Selbst im Bereich der Kleidungssemiotik müssen wir von Merkmalbündeln ausgehen, obwohl hier Rock, Stöckelschuh, Spitzenunterwäsche oder Seidenstrümpfe konventionell am eindeutigsten der Stilisierung von Weiblichkeit dienen und entsprechend auch als Zitationsverfahren genutzt werden.

Bevor ich meine Vorschläge einer Binnendifferenzierung im Konzept des *doing gender* und dem davon abgeleiteten des *undoing gender* ausbreite, gehe ich kurz auf die ethnomethodologische Forschung ein. Ich schlage später ein Modell unterschiedlicher Ebenen der Relevantsetzung von *gender* vor, das in dem Bereich der Bewerkstelligung von Geschlecht Differenzierungen vornimmt.

2. *Doing gender*

Das Konzept des *doing gender* fußt auf Harold Garfinkels „Agnes-Studie“[3] und lehnt sich auch an Arbeiten von Erving Goffman[4] an. Beide Autoren zeigten kulturgebundene Methoden der Geschlechterstilisierung. Garfinkel verfolgte, wie sich die transsexuelle Agnes nach ihrer Operation zur Frau auf allen Ebenen des Verhaltens in das kulturelle Frau-Sein im Kalifornien der sechziger Jahre einübte, darunter auch die des Gesprächsverhaltens. So musste Agnes z.B. lernen, sich in argumentativen Gesprächen nicht durchzusetzen, sondern einzulenken. Sie musste und wollte lernen, sich von Männern bestimmte Höflichkeiten angedeihen zu lassen und andere selbst zu praktizieren. Ihr Freund lehrte sie, nicht zu insistieren und nicht so oft ihre Meinung zu sagen, weil das unweiblich sei. Garfinkel zeigte Verhaltensweisen, die damals noch gemeinhin als Natur galten, als in kultureller Praxis wechselseitig erzeugtes „accomplishment“ (Bewerkstelligung). Am Ausgangspunkt der Ethnomethodologie Garfinkels lag die traditionelle soziologische Frage nach der Entstehung, Reproduktion und Veränderung sozialer Ordnung. In Anlehnung an Alfred Schütz sah er in seinen empirischen Untersuchungen soziale Ordnung als aktive Leistung von Gesellschaftsmitgliedern, die stets aufs Neue situationsgebunden herzustellen ist. Damit rückten die aktionalen und interpretativen Prozeduren, mit denen soziale Ordnung hergestellt wird, in den Mittelpunkt der Analyse.[5]

Ähnlich verfolgte auch Goffman die Dramatisierung einer sexuierten Sozialordnung (*gender display*) und erläuterte das „Arrangement der Geschlechter“ als eine Angelegenheit institutioneller Reflexivität.[6] D.h., dass das kulturelle und soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, dass es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen. Goffman hat die differente Inszenierung von Weiblichkeit und Männlichkeit in verschiedenen Ausdrucksgestalten beschrieben, von der Selbstpräsentation des Körpers (der weibliche Körper zeigt sich in wertvolle, feine Stoffe und Spitzen gekleidet selbst als wertvoll und fein, der des Mannes präsentiert sich als robuster und nüchterner) bis zu parallelen Anordnungen (Herren- und Damentoiletten, Herren- und Damendüfte, Herren- und Damentaschen, Herren- und Damenbekleidung etc.), in denen

die Relevanz von *gender* gesellschaftlich so inszeniert wird, dass es als natürliche Unterscheidung hingenommen werden kann, die unhinterfragt gilt.[7] *Gender arrangements* umgeben uns einfach. Ich möchte betonen, dass vor allem Goffman im Arrangement der Geschlechter immer mehr gesehen hat als die einfache Herstellung von Asymmetrie. So drehen sich Ritualsierungen des Weiblichen oft um Feinheit, Pflege und Ornamentierung. Es ist also auch auf Seiten der Frauen mit Distinktionsgewinnen (im Sinne Bourdieus[8]) zu rechnen (was große Teile der *gender studies* ausblenden).

Ritualisierungen sind bei Goffman abgeleitete Ausdrucksformen fundamentaler sozialer Verhältnisse.[9] Goffman hat einen sehr weitgehenden Ritual-Begriff. Eine Party ist z.B. in vielen Dimensionen ritualisiert, d.h. aufgeladen mit zusätzlichen semiotischen Dimensionen, die instrumentelle Zwecke völlig überlagern: angefangen bei der Kleidung, welche die Leute tragen, über ihre Stimmung, die sie signalisieren, das dargebotene Essen, das den Formalitätsgrad des Ereignisses anzeigt, die Art der Begrüßungen, bis hin zur Auswahl der Gesprächsthemen. Goffman geht in Übereinstimmung mit der Ethologie davon aus, dass gewisse Verhaltensweisen formalisiert werden: sie werden vereinfacht, übertrieben, stereotypisiert und aus dem Urkontext der auslösenden Reize herausgenommen – dies zu dem Zweck der effektiveren Signalwirkung. Statt eine Handlung ausführen zu müssen, bietet man einen leicht lesbaren Ausdruck seiner Situation und Identität in Form einer Ritualisierung an. Die Mann-Frau-Konstellation sieht er als Ritualisierung des Eltern-Kind-Musters: Dem Mann werden Anzeigeverfahren von Elternrollen zugeordnet, wozu z.B. Emotionskontrolliertheit, Schutz geben und Orientierung auf die Welt gehören, der Frau entsprechend Kinderrollen, mit denen ein viel weitgehenderes emotionales Ausdrucksrepertoire verbunden werden kann, Orientierung auf sich, Schutz annehmen. Diese Darstellungen und Selbstdarstellungen legen die Modalitäten des Verkehrs zwischen Menschen fest. Kleidung gehört z.B. zu den Darstellungen, die rituelle Funktionen haben. Das männliche Geschlecht stellt sich in seinen Bekleidungsritualen schlicht, stabil, nüchtern und funktionell dar, das weibliche sich ornamental, verspielt, instabil und wenig funktionell. Diese Kleiderrituale wie auch andere indikative Ereignisse legen provisorisch Bedingungen von Kontakten fest. Diese indexikalischen Kommunikationsverfahren funktionieren als Frühwarnsysteme von Identitäten, als Wegweiser der Wahrnehmung.

Verschiedene Handlungen oder Handlungskomponenten können im interpersonellen Bereich rituelle Dimensionen enthalten, z.B. die Wortwahl beim Sprechen, Gesprächsstile, Gesten, Stimmen, Rederechtsstrukturen, Raumverhalten, Körperhaltungen und Intonationskonturen, wodurch die Sprecherin ihre Haltung zum Gesprächsthema und zum Gegenüber zum Ausdruck bringt.

Grundlegenden Komponenten der Interaktion, wie Status, Ehrerbietung oder Nähe kommen darin zum Ausdruck.

Unser symbolisches Leben ist nachhaltig vom Unterschied zwischen Frauen und Männern gezeichnet. Namen, Anredeformen, Sprechstile, Stimmen, Haartracht, Körperpflege, Körperpräsentationen etc. symbolisieren ihre Geschlechtsidentitäten. Keine Darstellung allein reicht ob ihrer Mehrdeutigkeit jedoch aus, um soziale Beziehungen zu charakterisieren. Goffman betont die lockere Verbindung zwischen den Sozialstrukturen und dem symbolischen Ausdrucksverhalten. Niemand **muss** zur Darstellung seiner Identität die volle Palette der Möglichkeiten ausschöpfen. Außerdem sind die Darstellungen einem Wandel unterworfen. Sie bedürfen alle eines historischen Verständnisses. Hosen indizieren heute keine Männlichkeit mehr, Röcke, Spitzenunterwäsche, Seidenstrümpfe, spitze Absätze und viele Formen der Ornamentierung des Körpers aber nach wie vor Weiblichkeit.

Ein Teil der interaktionsanalytischen *gender*-Forschung hat sich von Anfang an in der Ethnomethodologie und der dieser sehr nahestehenden Goffmanschen Kommunikationssoziologie verortet.[10] Trotz der vielversprechenden Anfänge der Betrachtung von Geschlecht in der Interaktionsforschung (als Teil der qualitativ orientierten Sozialwissenschaften) ist die Theoretisierung von Inszenierungsverfahren der Männlichkeit und Weiblichkeit bis heute unzureichend gefasst. So werden in der konversationsanalytischen Ethnomethodologie zwei Positionen im Bezug auf *doing gender* vertreten, die ich beide hier als unbefriedigend ausweisen möchte:

1.) Einige Ethnomethodologen[11] plädieren dafür, nur von *doing gender* zu sprechen, wenn explizit-thematisch auf die kulturelle Rolle der Geschlechter eingegangen wird, beispielsweise die Geschlechteretikette im Gespräch ausdrücklich angesprochen wird (als Regel ‚ladies first', z.B.).[12] Nur dann werde *gender* von den Beteiligten selbst als Identitätskategorie in ihrer Relevanz hochgestuft, denn wir alle haben viele solche Identitäten, die in den Vordergrund der Interaktion geholt werden können. Thematisierungen von *gender* spielen eine Rolle bei expliziten Zuordnungen (‚Das ist Männersache' oder ‚Jetzt reden wir mal von Frau zu Frau') und anderen Bezugnahmen auf die soziale Kategorie Geschlecht. Darauf können wir aber die Bedeutung von *gender* nicht beschränken. Solche expliziten Referenzen auf Geschlechternormen spielen im Alltag nur eine untergeordnete Rolle im Vergleich zu Stilisierungen, die quasi immer mitlaufen und von den Mitgliedern einer Gesellschaft als Normalität angenommen worden sind (wenngleich kulturell hergestellt sind).

2.) Andere Ethnomethodolog/inn/en, z.B. West und Zimmerman sehen *gender* als „fortlaufende Bewerkstelligung“, das in alle Alltagssituationen eingeschrieben ist:

> „When we view gender as an accomplishment, an achieved property of situated conduct, our attention shifts from matters internal to the individual and focuses on interactional and, ultimately, institutional arenas. In one sense, of course, it is individuals who ‚do‘ gender. But it is a situated doing, carried out in the virtual or real presence of others, who are presumed to be oriented to its production. Rather than as a property of individuals, we conceive of gender as an emergent feature of the social situations: both as an outcome of and a rationale for various social arrangements and as a means of legitimating one of the most fundamental divisions of society.“[13]

Gender wurde in der Soziologie vorher oft als Rolle behandelt. Im Unterschied zur Rolle als situativer Identität sei *gender* aber eine *master identity*, die sich durch alle Situationen ziehe. Der Fokus liegt hier wie immer bei den Ethnomethodolog/inn/en auf Verfahren des Bermerkbar- und Bedeutsam-Machens. West und Zimmerman zitieren Cahill, der in Kindergartenstudien herausgearbeitet hatte, über welche Aktivitäten und Zuschreibungen Kinder *gender* aktiv annehmen.[14] So lernen kleine Jungen von etwa 3 Jahren, es als jungenhaft zu betrachten, dass sie die Umwelt manipulieren können und dass das Äußere nicht so wichtig ist. Mädchen lernen dagegen, dass die Ornamentierung des Körpers mädchenhaft ist. Der Umgang mit dem eigenen Äußeren und die Art des Einwirkens auf andere sind erste *gender*-Performanzen. [15]

Der Performanz-Ansatz (im Sinne der soziologischen Dramaturgie des Alltags)[16], der seit Goffmans Studien in den Sozialwissenschaften virulent ist, müßte im Bereich der empirischen *gender studies* weiter ausgebaut werden, um die verschiedenen kommunikativen Ebenen der Geschlechterstilisierung historisch vergleichend besser erfassen zu können, von Kleidung über Körpersprache[17] bis zum Gesprächsstil. Innerhalb dieses Ansatzes können die bisher im Kommunikationsbereich uneinheitlichen Ergebnisse verschiedener Studien zum Verhalten von Frauen und Männern am besten verstanden werden, denn: *Gender*-Neutralisierung auf der einen Ebene kann durch Differenzarbeit auf der anderen wettgemacht werden. Ich stelle in diesem Aufsatz einige Forschungsergebnisse zusammen, die zeigen, dass innerhalb der Performanz von kultureller Geschlechtlichkeit mit Umschichtungen zu rechnen ist. Relevanzrückstufungen auf der Ebene von Gesprächsstilen können z.B. auf der Kleidungs- und Kosmetikebene durch Relevanzhochstufung ausgeglichen werden.

Die Ethnomethodologie geht davon aus, dass der Mensch vieles zugleich ist.[18] Ich kann z.B. Deutsche sein, Akademikerin, Weiße, Interaktionslinguistin, Eisläuferin, Mieterin, Hausbesitzerin, Nachbarin, Freundin, Computerfreak,

Köchin, Tochter und vieles mehr. Nicht allem wird in Alltagssituationen gleichzeitig Relevanz zugeschrieben (und in der Praxis gezeigt), obwohl alle genannten potenziell relevante soziale Identitäten sein können. *Gender* ist mit diesen Identitäten komplex verwoben. Tochter-Sein ist z.B. in unserer Kultur noch immer etwas anderes als Sohn-Sein. Von Töchtern wird z.B. weniger erwartet, dass sie später eine Familie ernähren können, Mutter-Tochter-Beziehungen haben eine andere kommunikative Dynamik als Mutter-Sohn-Beziehungen.[19]

West und Zimmerman[20] distanzieren sich von Goffman[21], weil dieser „gender display" als optional angesehen hatte. Goffman unterscheidet zwischen „sex class" und „gender",[22] wobei „gender" das ausdifferenzierte System der Inszenierung umfasst. Er betont, der Mann müsse seine Höflichkeiten im Bezug auf die Frau nicht ausüben, er müsse die Spinne nicht entfernen, den Stuhl nicht hinrücken, das verrostete Glas nicht aufschrauben. Wenn er es tut, handelt er im Rahmen einer normativen Geschlechtererwartung, bestätigt diese somit. *Gender* beinhaltet bei Goffman die Dramatisierung einer kulturellen Idealisierung der maskulinen und der femininen Natur. Goffman lässt keinen Zweifel daran, dass diese Natur Kultur ist, nur eben eine Kultur, die als Natur gesehen werden will. Darin sind sich West und Zimmerman mit ihm einig. Uneinigkeit besteht jedoch darin, dass West und Zimmerman *doing gender* als permanente Inszenierung für unausweichlich halten, während sich nach Goffman das *gender*-System auch mal auf seine Institutionalisiertheit verlassen kann. Die Menschen können sich in vielen Formen als männlich oder weiblich theatralisieren. Sie müssen aber dieses unendliche semiotische Repertoire keinesfalls ausschöpfen, und sie müssen es vor allem nicht fortlaufend.

West und Zimmermann gehen von einer weniger starken Flexibilität des Systems aus als Goffman und sie gehen weiterhin davon aus, dass immer eine Macht-Asymmetrie das zentrale Differenz-Merkmal konstituiert. Sie zitieren z.B. die Studie von Pamela Fishman, die bei einigen Paaren herausgefunden hatte, dass die Frauen mehr Fragen stellten und ihre Ehemänner thematisch mehr unterstützten als umgekehrt.[23] Das sei *doing gender*. In ihrem Artikel[24] bleiben ihre Annahmen über das Ausmaß an Verpflichtung, dass auf Menschen lastet, sich in dieser Weise als normale Frauen und Männer zu inszenieren, unklar. Einerseits legen sie Interaktionsformen von Macht und Unterordnung zwischen den Geschlechtern als unausweichlich nahe, andererseits identifizieren sie *doing gender*[25] nur als die Notwendigkeit, der Umwelt eine geschlechtliche Kategorisierung der eigenen Person zu ermöglichen. Dies wäre allerdings Goffmans Position, die sie ja kritisieren wollen. Eine gewisse Inkonsistenz wird in dem Artikel von 1989 sichtbar.

Halten wir fest, dass West und Zimmerman mit Goffman „sex", „sex class" und *gender* unterscheiden. „Sex class" bezieht sich bei Goffman auf die Kategorisierung in Mädchen und Junge, die vor oder nach der Geburt nach Genital

vorgenommen wird. Das ist zunächst das simple Sortieren, an das dann aber differente Zuschreibungen anknüpfen. West und Zimmerman gehen davon aus, dass nicht nur „sex class", sondern auch „gender" normalerweise omnirelevant ist und permanent als Machtverhältnis inszeniert wird. Wenn von dieser kulturellen Normalität abgewichen werde, sei das ebenfalls „accountable" (bemerkbar) und man müsse mit Reaktionen der Umwelt rechnen. Diese strenge Normativität erscheint mir ebenso fragwürdig wie die Zentrierung eines Machtunterschieds als einziger Kern der *gender*-Differenz.

Bei den meisten Ethnomethodolog/inn/en bezieht sich *doing X* auf soziale Identitäten, die in den Vordergrund der Interaktion gebracht werden. So spricht Schegloff z.B. von „doing being a doctor", wenn ein Arzt oder Ärztin als solche agiert, z.B. in der Sprechstunde Patienten und Patientinnen berät.[26] Wenn die Ärztin anschließend Segeln geht, ist „doing being a doctor" nicht mehr relevant. Bei *gender* ist es aber im Unterschied zu beruflichen und freizeitbezogenen Kategorien so, dass diese Identitätskategorie sozusagen überhaupt nicht abgeschaltet werden kann. Die Frage ist nur: Ist es immer *doing*? Sicher ist Segeln kein *undoing gender*, nur weil *gender* gerade ziemlich irrelevant ist. Die Unterscheidung von *doing* und *undoing* bildet Verfahren der Identitätskategorisierung unzureichend ab. Bei dem Segelbeispiel, wie so oft, genügt es zu sehen, ob jemand Mann oder Frau ist (man identifiziert „sex class"). Hirschauer nennt dies „normale Sexuierung".[27] Wenn diese gewährleistet sei, könne in vielen Kontexten *doing gender* eingestellt werden.

Damit wird der Omnirelevanzannahme von *gender* widersprochen, einer Annahme, die auch in der kommunikationsorientierten Geschlechterforschung zunächst das Feld beherrschte. Dem Widerspruch schließe ich mich hier an, gebe allerdings gleichzeitig zu bedenken, dass *gender*-Performanz so komplex ist, dass sich *undoing* oft nur auf einer Verhaltensebene abspielt, nicht aber auf allen.

In der frühen Interaktionslinguistik wurde davon ausgegangen, Geschlecht sei permanent die relevanteste Identitätskategorie des Menschen und würde permanent auch konversationell inszeniert. Linguistinnen wie Trömel-Plötz operierten mit Begriffen wie „Frauensprache" und „genderlect".[28] Als Kennzeichen dieser Genderlekte wurden die Verwendung vieler Höflichkeitsformen angegeben, Vagheitsmarkierungen vom Typ ‚irgendwie' und ‚oder so', Sich-Unterbrechen-Lassen, fragende Intonationsmuster.[29] Es wurde mit Dichotomien von „kooperativ" und „konfrontativ" oder von „ich-bezogen" und „wir-bezogen" gearbeitet. Ich selbst habe mit der Unterscheidung von „privatem" und „öffentlichem" Gesprächsstil gearbeitet[30] und meine auch heute noch, dass man die auffindbaren gesprächsstilistischen Unterschiede zwischen Frauen und Männern am besten auf dieser Achse unterschiedlicher Rahmung von so-

zialen Ereignissen ansiedeln kann. Nur muss unbedingt gesehen werden, dass stilistische Präferenzen nicht in jedem Kontext ausagiert werden. Niemand spricht kontinuierlich einen *genderlect*, dessen Merkmale als fester Verbund gemeinsam auftreten.[31] Die meisten Menschen verfügen über eine Vielfalt an Gesprächsstilen, die sie situationsabhängig und -kreierend einsetzen.

Sowohl *doing gender* als auch *undoing gender* sind keine Alltagskategorien der Gesellschaftsmitglieder, sondern wissenschaftliche Konstruktionen „zweiter Ordnung" im Sinne von Schütz.[32]

3. *Undoing gender*

Gegen die Omnirelevanzannahme von *gender*, die von weiten Teilen der *gender studies* zunächst geteilt wurde, stellte Hirschauer 1994 seine Idee des *undoing gender*, einer vorübergehenden situativen Neutralisierung der Geschlechterdifferenz. Er rekurriert dabei vor allem auf Goffman, der unterschiedliche Inszenierungsgrade von *gender* seinerzeit schon im Blick hatte. Hirschauer verweist auch auf die relative Signifikanz der Geschlechterunterscheidung im Vergleich zu anderen Klassifikationen wie Alter, Ethnizität und Schicht.[33] Dass bei allen Identitätsklassifikationen mit Kreuzungen und Kopplungen gerechnet werden muss, kann die Interaktionsforschung nur bestätigen. Als Beispiel kann die Verwendung der Standard-Sprache in vielen Dialektregionen westlicher Gesellschaften dienen. Die Achse von überregionalem Standard (im deutschen Sprachraum Hochdeutsch) und regionaler Varietät wird häufig von Menschen genutzt, um auch geschlechtliche Differenz zu symbolisieren.[34] So neigen Frauen in vielen westlichen Gegenden der Welt eher zur Standardsprache als Männer, die häufiger dialektale Varietäten sprechen. Die Oberschicht neigt gleichfalls zum Standard. Die *gender*-Symbolisierung ist nicht voraussetzungslos. Mit der Standardsprache wird oft Feinheit und Gebildetheit assoziiert. Sie eignet sich somit, einen Sinn für‘s Gepflegte zu suggerieren, der mit Weiblichkeit assoziierbar ist, aber auch mit hohem Status. Sie ist auch die Sprechweise über soziale Grenzen hinweg, da sie hohe Verständlichkeit garantiert. Die präferierte Varietät hat außerdem immer mit Praxisfeldern der Individuen zu tun. Frauen sind z.B. oft in Berufen tätig, in denen mit Menschen aus verschiedenen Schichten kommuniziert wird, z.B. als Verkäuferin, Krankenschwester, Psychologin, Sekretärin, Lehrerin, Haushälterin. In diesen Berufen wird mehr schichtenübergreifend kommuniziert als beispielsweise im Handwerk oder auf der Baustelle. Der Dialekt symbolisiert hingegen eher *in-group* (in vielen Männertätigkeiten funktional) und niedrigeres Bildungsniveau und Grobheit (im Unterschied zu Feinheit). Ohne hier weiter ins Detail zu gehen sei gesagt, dass Varietäten gleichermaßen Symbolisierungsleistungen für Schicht

und Geschlecht erbringen können (oft auch für Alter), ein Beispiel also für Kopplung.[35] Die genannten Symbolisierungsleistungen finden sich aber auch in umgekehrter Ausprägung, etwa wenn der Dialekt mit einer konservativen Orientierung assoziiert wird, die eher den Frauen zugeschrieben wird. Ich kann im Rahmen dieses Artikels der realen Komplexität dialektologischer Fragen leider nicht gerecht werden.

Die zweite Schwäche der Omnirelevanzannahme ist die mangelnde Unterscheidung von Vordergrund und Hintergrund der Kommunikation von *gender*. Hirschauer will von Diskontinuität der Geschlechterkonstruktion ausgehen; sie bestehe aus Episoden.[36] Darunter müssen wir uns wohl fokussierte Handlungen vorstellen. *Undoing gender* sieht er als praktiziertes ‚Absehen' von der Geschlechterdifferenz, und das sei auch eine konstruktive Leistung.[37] Hirschauer dehnt das Konzept des *undoing gender* auf unterschiedliche Arten der Neutralisierungsarbeit aus.

Heintz und Nadai beziehen *undoing gender* auf größere Aktivitätenkomplexe, wie z.B. bestimmte Berufstätigkeiten, die sowohl in ihrem Image als auch in ihrer Binnendifferenzierung vom Faktor Geschlecht entlastet sein können. Dies ist ihrer Studie zufolge z.B. im Berufsfeld der Sachberarbeitung in der Schweiz passiert. Der Beruf steht Männern und Frauen gleichermaßen offen, wird gleichermaßen ausgeübt.[38]

Ich stimme völlig dem Befund zu, dass es Kontexte gibt, in denen Geschlecht kaum eine Rolle spielt, in den Hintergrund des Handelns tritt. Ich stimme auch zu, dass dieses Absehen Neutralisierungsarbeit verlangen kann, die als *undoing gender* gefasst werden kann. Im flüchtigen Alltagshandeln ergibt sich die Neutralisierung von Geschlecht allerdings auch anders, unbemerkt, hintergründig, wenig „accountable". Außerdem kann Neutralisierungsarbeit auf einer Ebene des Handels durch Differenzarbeit auf einer anderen Ebene ausgeglichen werden. So übernehmen heute die Massenmedien die permanente Erinnerung der Welt an die von ihnen inszenierten Idealbilder von Mann und Frau, die Omnipräsenz des erotisierten Blicks auf die Frau. Massenmediale Einflüsse liegen jenseits des personalen Handelns der meisten Menschen. Ihre Ausblendung in den *doing*- und *undoing*-Ansätzen zeigt uns, dass hier *gender* doch sehr stark als individuelles Handeln gesehen wird (trotz gegenteiliger Behauptungen) und nicht als gesellschaftliches Verhältnis, das weit über unser individuelles Gestaltungsvermögen hinausreicht.[39]

Ich nehme für die soziale Konstruktion von *gender* eine Relevanzstruktur an, die quer liegt zu den Polen des *doing* und *undoing*. Ich schlage vor, für diese Relevanzstruktur von *gender* fünf Ebenen zu unterscheiden, die auf unterschiedlichen Achsen angesiedelt werden können. Auf einer Achse liegen

Kategorisierungen der Pole von ‚im Hintergrund mitlaufend' bis zu ‚in den Vordergrund der Interaktion gebracht'. Thematisierung wäre z.B. ein Verfahren der Zentrierung von *gender* im Vordergrund der Interaktion. Im Unterschied zu Schegloff plädiere ich dafür, die Relevanz von *gender* nicht auf das Thematisieren zu verkürzen, sondern auch Inszenierungsverfahren zu berücksichtigen, die im Sinne von Bourdieu habitualisiert worden sind, verkörperlicht und einfach als soziale Praxis mitlaufen, ohne ins Zentrum des Bewusstseins zu rücken.[40] Auf einer anderen Achse spielt die Unterscheidung von Intentionalität und Nichtintentionalität eine Rolle. Eine dritte Achse bezieht sich auf die Art der Involvierung des Individuums. Wir sind in gesellschaftliche Praktiken eingebettet, die gar keine Bewerkstelligung von uns selbst verlangen. So nehmen z.B. Massenmedien in unserer Alltagswelt einen omnipräsenten Raum ein. Sie konstruieren unsere Bilder von Schönheit, Erfolg, Gesundheit, Wichtigkeit, Geordnetheit, Reinheit, Glück und vielem mehr. Die Werbeindustrie geht z.B. davon aus, dass der durchschnittliche Mensch im Westen täglich 2000 Reklamen auf sich wirken lässt.[41] Sie arbeitet mit hochstereotypen Geschlechterbildern, die quasi unablässig auf uns einwirken, wenngleich wir keine monokausalen Wirkungen auf unser Leben ausmachen können. Wir haben es hier mit genderisierten Darbietungen zu tun, die die meisten von uns ausschließlich rezipieren, nicht produzieren. Wie gehen wir mit Rezipienz in einem aktionsorientierten Ansatz um? Ist das *doing* oder nicht?

4. Fünf Ebenen der Relevantsetzung von *gender*

4.1. Doing gender in Stimme und Prosodie.

Beim Sprechen sind Stimme und Prosodie[42] der Bereich, welcher am stärksten mit dem Körper verbunden wird. Diese *gender*-Differenzen bleiben normalerweise im Hintergrund der Interaktion. Frauen und Männer, ja schon Mädchen und Jungen erkennen wir sogar am Telefon. Gemeinhin geht man wohl davon aus, dass im Bereich von Stimme und Prosodie die Anatomie für Unterschiede verantwortlich ist. Es gibt auch in der Tat physiologische Ursachen für Stimmunterschiede. Frauen haben z.B. im Durchschnitt kürzere und dünnere Stimmbänder und einen kleineren vokalen Trakt und sprechen höher. Grundfrequenzen sind dafür verantwortlich, dass wir bei Lauten Höhenunterschiede wahrnehmen können. Die Vibrationen der Stimmbänder sind für diese Grundfrequenzen weitgehend verantwortlich, welche in Hertz (Hz) gemessen werden. Je schneller die Vibration der Stimmbänder, umso höher sind Grundfrequenz und Ton. Lange Stimmbänder produzieren also tiefere Töne. Daher kommt es, dass Männer im Durchschnitt tiefer sprechen. Beide Geschlechter können aber

eine ganze Bandbreite an Stimmlagen[43] und Tonhöhen realisieren. Sie nutzen in der Regel ihre vollen Möglichkeiten nicht aus.[44] Generell ist es so, dass im Bereich von Stimme ein körperlicher Unterschied im Einklang mit kulturellen Geschlechterimages in eine Richtung gesteigert wird. Wie jemand spricht, hat immer mit medizinisch-biologischen Gegebenheiten zu tun, kann aber auch soziale Bedeutung annehmen. Wenn wir erkältet sind, nimmt z.B. Nasalierung zu. Sie kann aber auch Vornehmheit indizieren und über Erkältungen hinaus als soziale Stilisierung praktiziert werden.

Jacqueline Sachs hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Unterschiede in den vokalischen Formantenfrequenzen zwischen Amerikanern und Amerikanerinnen größer sind, als man allein von den Unterschieden in der Größe des vokalen Trakts vorhersagen könnte. Außerdem stellen Formantenfrequenzen schon bedeutende akustische Hinweise auf das Geschlecht des sprechenden Menschen dar, wenn dieser noch Kind ist und die Unterschiede in der Größe des vokalen Trakts noch gar nicht ausgebildet sind. Die distinktiven Formanten, welche unsere Vokalaussprache unterscheiden, variieren erheblich von Person zu Person. Ein körperlicher Unterschied wird also in diesem Bereich kulturell ausgebaut.

Knaben und Mädchen erwerben in westlichen Ländern außerdem eine teilweise andere Prosodie. Fichtelius et al. konnten zeigen, dass Erwachsene und Kinder, wenn man ihnen in Experimenten Kinderstimmen vorspielte, zu einem hohen Prozentsatz sagen konnten, ob ein Mädchen oder ein Junge spricht.[45] Die Stimmhöhen wurden technisch gleichgehalten. Was sich unterschied, waren Rhythmus, Formantenfrequenz und die Intonation. Mädchen intonieren variationsreicher. Andere Arbeiten zeigten auch, dass Mädchen und Knaben zwischen fünf und sechs Jahren sich bereits darin unterschieden, dass die Mädchen auf dem Nukleus (Hauptsilbe eines Satzes) mehr steigend und die Jungen mehr fallend intonierten.[46] Vor allem bei Fragen und Feststellungen klingt steigende Intonation[47] innerhalb des Wortes mit dem Hauptakzent freundlicher. (Sprechen Sie sich einmal den Satz „ach, du bist auch da“ mit steigendem und fallendem Ton auf ‚auch‘ vor. Er ändert seine Bedeutung im Bereich der affektiven Konnotation ziemlich, weg von freundlicher Überraschung hin zu nüchternem Konstatieren.)

Formantenfrequenzen, Intonation und Stimme stellen also Phänomene dar, bei welchen anatomische Unterschiede durch kulturelle Konventionen stark ausgebaut werden. Wir wissen bis heute wenig darüber, wie die geschlechterbezogene Aneignung unterschiedlicher Formantenfrequenzen, Stimmregister und intonatorischer Muster bei Kindern verläuft. Im Falle der Formantenfrequenzen und der Stimmhöhe haben wir es mit einem physiologischen Unterschied zu tun, der aber durch soziale Stereotypen verschärft wird. Je nach

Kultur werden bestimmte Stimmregister für Männer und Frauen als ‚normal' eingespielt. Auch im Bereich der Stimmregister wird also ein körperlicher Unterschied sozial überformt. Menschen beherrschen verschiedene Stimmregister und wechseln diese situativ (z.B. wird mit Kindern in höheren Stimmlagen gesprochen).

Die Form der Tonhöhenbewegung, also der Intonation, ist gänzlich kulturell bedingt. In Sachs' Studie konnten die Geschlechter auch wesentlich besser anhand von Intonationskonturen identifiziert werden als anhand von Vokalaussprachen. Weibliche Wesen nutzen ein weiteres Spektrum der Tonhöhen und wechseln diese auch häufiger. McConnell-Ginet schreibt, dass unser Stereotyp des weiblichen Sprechens besagt, dass Frauen stärkere Tonhöhenbewegungen produzierten, dass sie Töne länger ausgleiten ließen und stärker behauchten.[48] In Deutschland kann man dies z.B. an einem langgezogenen ‚tschüüüüss' beobachten, das Frauen oft beim Abschied geradezu singen. Wenn Frauen imitiert werden, tauchen diese Merkmale auf. Sie tauchen auch auf, wenn Männer als Schwule imitiert werden. Sie gelten als exaltiert und sind deshalb abgewertet. Typisch männliche Konturen können für Imitationen kaum genutzt werden, da sie als ‚neutral' gelten. Stimme und typische Intonationskonturen gehören zentral zur Individuation. Sie sind nicht beliebig veränderbar. Sie werden als Gestaltphänomene wahrgenommen und sind nur von Expert/inn/en in ihren Komponenten analysierbar. David Crystal schreibt:

> „Intuitive impressions of effeminacy in English, for example, … are mainly [based on] non-segmental [features]: a ‚simpering' voice, for instance, largely reduces to the use of a wider pitch-range than normal (for men), with glissando effects between stressed syllables, a more frequent use of complex tones (e.g. the fall-rise and the rise-fall), the use of breathiness and huskiness in the voice, and switching to a higher (falsetto) register from time to time". [49]

Verschiedene Studien haben inzwischen belegt, dass Männer und Frauen dahingehend unterschiedlich intonieren (z.B. Local 1982), dass Frauen dynamischer sprechen. Ruth Brend schreibt:

> „Men consistently avoid certain intonation patterns. They very rarely, if ever, use the highest level of pitch that women use. That is, it appears probable that most men have only three contrastive levels of intonation, while many women, at least, have four.[50] Men avoid final patterns which do not terminate at the lowest level of pitch, and use a final, short upstep only for special effects.…Although they also use short down-glides … they seem in general to avoid the one-syllable long pitch glides, and completely avoid the reverse glides on one syllable". [51]

Die Intonationsmuster, die von Frauen verwendet werden, klingen emotional involvierter und emphatischer. Man kann ihnen keine klar umrissene Bedeutung zuordnen, da diese isoliert betrachtet nur unvollständig konventionalisiert ist. Sie werden aber als Kontextualisierungsverfahren eingesetzt.[52] Generell wird mit stark bewegten Mustern emotionale Expressivität assoziiert, diese wiederum mit Weiblichkeit.

Im Bereich von Stimme und Intonation gibt es Symbolisierungen und Indexikalisierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Diese sind so weit habitualisiert, dass sie in der Regel nicht als genderisierte Stilisierung auffallen. Solange die Stimme im Bereich des kulturell Normalen liegt, tritt sie nicht ins Bewusstsein. Die Aneignung stimmlich-intonatorischer Muster kann nur dann als *doing gender* beschrieben werden, wenn *doing* auch rein imitatives Sich-Einüben einschließt, das unmittelbar verkörperlicht und automatisiert wird. Kinder scheinen sich zunehmend mit gleichgeschlechtlichen Wesen ihrer Umgebung zu identifizieren und deren Prosodie frühzeitig in praxi zu übernehmen. Dieses *doing* ist selten im Vordergrund des Alltagshandeln, ganz zu Schweigen von bewusstem Alltagshandeln, sondern läuft unbemerkt als inkorporierte Normalität mit.

Das heißt nicht, dass diese Ebene nicht veränderbar wäre. Eine tiefe, kräftige, wenig bewegte Stimme war bis vor etwa 25 Jahren in den Medien Männern reserviert. Sie verkörpert Autorität und Sachlichkeit, und diese gehörten zu den Männlichkeitsritualen. Heute sprechen Frauen, z.B. Nachrichtensprecherinnen wie Petra Gerster, mit wenig bewegter Intonation und dunkler, kräftiger Stimme die wichtigsten Nachrichten (allerdings ist die Stimme gut als Frauenstimme identifizierbar). Sie erlauben sich einen paraverbalen Ausdruck, der noch vor wenigen Jahren viel stärker Männlichkeit symbolisierte als heute. Die Tatsache, dass Frauen in Bereichen des öffentlichen Lebens bestimmte Weiblichkeitsbekundungen nicht betreiben, heißt aber nicht, dass dies nicht auch kritisch registriert würde. Sabine Christiansen hatte als Nachrichtensprecherin z.B. den Ruf eines „Eisschranks".[53] Dies hat sie allerdings nicht an einer weiterführenden Fernsehkarriere gehindert, im Gegenteil. Sehr bewegte, euphorische Intonationsweisen mit hellen Stimmen gelten nicht als autoritäts- sondern emotionsausstrahlend. Frauen in Autoritätspositionen benutzen hohe Stimmen und bewegte Konturen intuitiv weniger. In Rhetorikkursen trainieren Frauen seit vielen Jahren tiefere Stimmlagen.[54] Das wäre durchaus als *undoing gender* zu fassen. Von Männern westlicher Kulturen werden hohe Stimmen und eine sehr bewegte Intonation sowieso weitgehend gemieden.

Im Bereich von Stimme und Prosodie überlappen sich körperliche und kulturelle Phänomene. Hier ist eine Form von *doing gender* der Fall, die auf völlig unbewussten und ungeklärten Identifikationsprozessen basiert, die unmittelbar inkorporiert werden. Unterschiede in Stimme und Prosodie haben nicht in

jedem Kontext mit Machtunterschieden zu tun. Sie dienen aber zur Selbststilisierung und Stimmungsstilisierung in Richtung fröhlich, begeistert, herzlich, nüchtern, aggressiv, traurig usw.

Ich gehe jetzt auf einen weiteren Bereich der Kommunikation ein, in dem *doing gender* gleichfalls weit entfernt sein kann von der bewussten Relevantsetzung des sozialen Geschlechts durch die Akteure. Es handelt sich um konversationelle Stildifferenzen, die aber im Unterschied zum Phänomenbereich Stimme und Prosodie nicht mit körperlichen Merkmalen (wie der Größe des vokalen Trakts) verbunden sind. Der Zusammenhang von Gesprächsstil und sozialer Mikro-Ordnung ist auch für die Mitglieder der Gesellschaft evidenter als der Zusammenhang von Sprechausdruck und Sozialstruktur.

4.2. Differente Gesprächsstile

In vielen Bereichen der Interaktion sind Stilunterschiede zwischen den Geschlechtern beschrieben worden, die Männern und Jungen stärker status- und konkurrenzorientierte Verhaltensweisen bescheinigen als Mädchen und Frauen.[55] Ich gehe kurz auf eine Studie ein, in der es darum geht, wie Männer und Frauen sich in öffentlichen Zusammenhängen als Expert(inn)en inszenieren.[56] Verschiedene Untersuchungen zeigen, dass Frauen dazu neigen, ihre Kompetenz eher herunterzuspielen und Männer sich verschiedener Verfahren der Aufwertung und Überbetonung ihrer Kompetenz bedienen.[57] Solche Unterschiede in Kommunikationsformen haben nichts mit explizitem *doing gender* im Sinne von Schegloff zu tun.[58] *Doing gender* steht in Fernsehdiskussionen oder akademischen Konferenzdebatten, Kontexten also, in denen Männer berufliche und sonstige Kompetenzen mehr herausstreichen als Frauen, nicht im Vordergrund. Trotzdem haben gerade diese mitlaufenden ‚feinen Unterschiede' der Selbstpräsentation einen enormen Einfluss auf die entstehende soziale Mikrostruktur (die auch mit weitergehenden Karriere-Aussichten zu tun haben kann). Aber die Beteiligten haben oft weder die Intention, *gender* zu inszenieren, noch ein hierarchisches Gefälle zwischen Frauen und Männern zu errichten.

Ich habe mich in einem Forschungsprojekt mit dem Zusammenhang von konversationell hergestelltem Status und sozialem Geschlecht in Fernsehdiskussionen beschäftigt.[59] Die Studie hat gezeigt, dass in vielen Fernsehdiskussionen Frauen sich eher in Betroffenenrollen hineinmanövrieren und Männer sich in die statushöhere Rolle des Experten für die anstehenden Fragen (wenn potenziell beide Geschlechter in diesen Identitäten agieren könnten). Die Herstellung dieser Asymmetrie ist folgenreich für die soziale Ordnung der Diskussion. Experten bekommen klassischerweise mehr Redezeit und definieren Themen und Standpunkte und vermitteln diese in der Modalität des

Faktischen. Die Herstellung dieses geschlechterbezogenen Gefälles ist durch und durch interaktiv, d.h. Männer agieren von Anfang an als Experten (werden auch so angesprochen und aufgefordert), indem sie z.B. ihr Wissen ausführlich darlegen. Sie treten mit kleinen Monologen in Aktion, die Belehrungen enthalten. Frauen erzählen eher von ihren Beobachtungen oder persönlichen Erfahrungen (auch wenn sie als Expertinnen eingeladen wurden). Sie modalisieren ihr Expertenwissen, zeigen eher eine explorativ-erkundende Herangehensweise an den Gesprächsgegenstand. Beiden Geschlechtern werden diese Rollen aber auch von anderen Teilnehmenden nahelegt. So werden z.B. Männern von den Moderator(inn)en eher die Grundsatzfragen zum Thema gestellt; Frauen fordert man zum Erzählen auf nach dem Motto: „Wie war das bei Ihnen?".

Besonders eine Aktivität zeigte sich als different in der Herstellung von Expertenstatus: ausführliche Wissensdarlegungen im Belehrungsformat. Belehrungsvorträge sind stark statusgenerierende Aktivitäten. Über komplexe Wissensdarlegungen kann eine Sprecherin bzw. ein Sprecher für sich den Situationsstatus einer Expertin/eines Experten schnell herstellen. Dieser Status wird interaktiv ausgehandelt, d.h. die anderen Anwesenden bestätigen den Aufbau einer solchen Situationsrolle oder produzieren sie sogar mit, indem sie der Person beispielsweise Fragen stellen und ihr Raum geben für lange Ausführungen.

Wenn eine zur Fernsehdiskussion eingeladene Expertin kaum in dieser Rolle angesprochen wird oder sogar daran gehindert wird, ihr fachliches Wissen auszubreiten, wird für sie ein niedriger Status mit Unterlegenheit im Bezug auf kompetente Selbstdarstellung produziert. Nur: Die Beteiligten waren von diesen Ergebnissen ziemlich überrascht. Vor allem die Expertinnen, die sich im Rahmen der Fernsehdiskussion als solche so wenig inszeniert hatten, waren geradezu entsetzt über die Wirkung ihres eigenen Verhaltens, aber auch über das der dominanten Männer. Die Frauen hatten nicht im Mindesten im Sinn gehabt, sich als normativ weiblich untergeordnet zu inszenieren.[60] Dieser Status stellte sich nur her in Relation zu einem Stil, der eher geeignet war, sich in den Mittelpunkt der Diskussion zu bringen und auch dort zu halten. Wer tut denn in einem solchen Kontext *gender*? Eine genderisierte Mikrostruktur ergibt sich nur durch das Zusammenwirken verschiedener Handlungen verschiedener Beteiligter.

Wir sollten die so oft proklamierte These, *gender* sei eher eine soziale als eine personale Kategorie, ernst nehmen. Es sind mehrere Mitspieler/innen am *doing* beteiligt. Das *doing* liegt in den Diskussionen in einem Aufeinandertreffen von habitualisierten Stilunterschieden,[61] vorgängiger Einladungspolitik der Sender, der Art der Moderation; es stellt sich somit mehr oder weniger hinter dem Rücken der Beteiligten her. Einige feministische Linguistinnen[62] haben argumentiert, dass Männer sich intentional auf Kosten von Frauen durchset-

zen. Das kann der Fall sein, ist jedoch zur Herstellung der Asymmetrie nicht nötig. Das Aufeinandertreffen habitualisierter Gesprächsstile reicht. Personales *doing* ist gleichfalls nicht unbedingt von Nöten. Es kann sogar gegen eigenes geschlechtsuntypisches Auftreten eine geschlechtliche Identitätskategorie bedeutsam gemacht werden. Das passiert immer wieder, z.B. wenn Bundestagsabgeordnete plötzlich Zwischenrufe zur Kleidung einer Rednerin machen.[63] Plötzlich wird die körperliche Identität der Rednerin gegen ihre berufliche in den Vordergrund der Situation gebracht.

Deshalb war es das erklärte Ziel der feministischen Linguistik[64], Praktiken aufzuzeigen, mittels derer Frauen sich in ungünstige Statuspositionen hineinmanövrierten oder manövriert wurden. Wir gingen davon aus, dass *gender* oft eine versteckte Dimension des Handelns ist.[65] Diese Ebene von *doing gender* ist normalerweise nirgends ausformuliert (im Unterschied zur nächsten). Sie ist den Beteiligten in ihrer *gender*-Symbolik nicht unbedingt klar, und sie ist so subtil, dass sie in der Flüchtigkeit der Situation oft nicht bemerkt wird (aber trotzdem Konsequenzen hat).

Ein Phänomen allein macht kein *doing gender* aus. In der Forschung zu kommunikativen Geschlechterdifferenzen wurden oft vorschnell Befunde zur Quantität der Verteilung bestimmter Phänomene verallgemeinert, die sich später nicht halten ließen.[66] So meinten z.B. West und Zimmerman, die Unterbrechung sei immer ein Zeichen von Dominanz im Gespräch und Männer würden Frauen systematisch mehr unterbrechen.[67,68] Heute haben wir etwa 50 Studien zu dem Thema, die insgesamt zeigen, dass Unterbrechungen nur im Kontext anderer Verfahren der Rederechtssicherung als Dominanzstrategie gesehen werden können.[69] Kaum ein konversationelles Phänomen allein symbolisiert nur *gender*.

Trotzdem gibt es nach wie vor Befunde, die Frauen und Männern in verschiedenen Kontexten differente Gesprächsstile bescheinigen, die gestalthaft durch eine spezifische Zusammenstellung verschiedener Phänomene entstehen.[70] Da im öffentlichen Raum der von Männern praktizierte Gesprächsstil der Statusorientierung vorherrscht, müssen Frauen Anpassungsleistungen an diesen Stil erbringen, wenn sie in dem Raum erfolgreich sein wollen. Es sind Frauen, die Rhetorikkurse besuchen, um sich in der Welt der Männer besser durchzusetzen, somit ihr stilistisches Repertoire dadurch zu erweitern, dass sie männlich geprägte Kommunikationsstile dazulernen.[71] Ein erster Schritt zur Überwindung der Beschränkung auf traditionell machtlose Kommunikationsstile bestand darin, sich der Verfahren, die Frauen im Hintergrund halten, überhaupt bewusst zu werden.[72] Der zweite Schritt war ein Bemühen um eine stufenweise Adaption an öffentliche, männlich geprägte Gesprächsnormen der Konkurrenz um die besseren Plätze in vielen Institutionen. Das kann als eine Form von *undoing gender* gesehen werden. Obwohl uns historisch-verglei-

chende Studien zu konversationellen Stilen fehlen, muss davon ausgegangen werden, dass in manchen Kontexten stilistische Angleichungen des Gesprächsverhaltens der Geschlechter stattgefunden haben, zum anderen Frauen heute besser als früher wissen, was sie in bestimmten öffentlichen Kontexten erwartet. Im Bezug auf die Terminologie des *doing* und *undoing* trifft *undoing gender* auf die Veränderung der Gesprächsstile von Frauen eher zu als *doing* zur Bezeichnung einer unreflektierten, habitualisierten Gesprächspraxis, deren Bezug zu *gender* den meisten Menschen kaum klar ist.

4.3. Doing Gender als Element der Etikette und der Stilisierung des Körpers

Auf der Ebene von Kleidung, Kosmetik und Frisur spielt *doing gender* zweifellos eine wichtige Rolle. Die Uni-Sex-Mode der 68er gehört der Vergangenheit an.

Selbstverständlich ist Mode als ästhetisch-medialer Komplex kontextualisiert, aber von Büro bis Diskothek begegnet uns die geschlechtliche Differenzarbeit der Körpergestaltung. „Die oberflächlichen Hüllen des Selbst“[73] scheinen immer und überall zur Unterstreichung von *sex* und *gender* genutzt zu werden – und daran hat sich nichts geändert.[74] Schon Georg Simmel und Thorstein Veblen machten sich zu Beginn des Jahrhunderts Gedanken über die starke Modeorientierung der Frauen. Veblen sah sie im Zusammenhang mit der kulturellen Wertschätzung von „demonstrativer Verschwendung“. Die umständliche und unpraktische Kleidung der Frauen der Jahrhundertwende sah er u.a. als Demonstration der Entlastung von nützlicher Arbeit, des Reichtums des Mannes also.

Frauenmode ist auch heute noch verspielter als Männermode, arbeitet mit Spitzen und Rüschen, einer größeren Farbenvielfalt, der Erzeugung von Instabilität, betont Weichheit der Materialien. Die modische Differenzarbeit geschieht nicht nur habitualisiert (im Unterschied zu Ebene 1 und 2), sondern durchaus auch bewusst wählend. Eine mächtige Industrie stiftet hier permanent Identifikationsangebote. Kopplungen von *gender* mit Alter sind in Rechnung zu stellen. Jugend gibt den Ton an, und für Frauen steht das Bewahren von Jugendlichkeit mehr denn je auf der Tagesordnung als ein Bewahren von Weiblichkeit. Eine gigantische Kosmetikindustrie sorgt dafür, dass die Ornamentierung von Gesicht und Körper wesentliches Kennzeichen der Weiblichkeit bleibt.[75]

Die Gestaltung des Äußeren ist unhinterfragt genderisiert, allerdings graduell sehr unterschiedlich. *Gender* hat in diesem Bereich mit Erotik zu tun, also auch mit biologischem Geschlecht und Sexualität. Die Geschlechter betonen

die Differenzen, die der Körper hergibt (Haare, Gesicht, Busen, Beine usw.). Tags im Dienst betreiben viele junge Leute weniger Körperbetonung als abends nach Dienstschluss. Es gibt Spielräume – und die werden zur Symbolisierung des Selbst und der Situation genutzt.[76] Mode ist durch und durch massenmedial vermittelt.

Es liegt nicht unmittelbar nahe, auf diesem Sektor die enorme Gestaltungsarbeit der Frauen am eigenen Körper als Arbeit an ihrer eigenen Unterordnung zu sehen. Viele *gender*-Forscher/innen, die in jeder Differenz Machtunterschiede der Geschlechter erblicken, übersehen, dass sich diese Machtunterschiede nur als langfristige Effekte eines bestimmten Verhaltens herstellen. Für die Individuen selbst geht es um eine Erhöhung der eigenen Attraktivität in sozialen Begegnungen. Das Dilemma besteht darin, dass erst die Forschungsperspektive den Zusammenhang zwischen einer hohen Relevanz betonter kultureller Weiblichkeit und der Vernachlässigung anderer Perspektiven auf die Welt erhellt.

Zybell hat sich mit der Frage beschäftigt, warum junge Frauen in Deutschland auch heute noch mehrheitlich traditionell weibliche Berufe mit geringer Entlohnung und hoher Unsicherheit wählen. Sie kommt zu dem Schluss, dass die Körpererfahrung junger Frauen mit ihrer Berufswahl zu tun hat.[77] Die sichtbaren Reifungsprozesse bei Mädchen und Jungen in der Zeit der Adoleszenz sind nicht allein körperliche Phänomene, sondern kulturell und sozial vermittelte Ereignisse, die von beiden Geschlechtern unterschiedlich erlebt werden. Auf die jungen Frauen wird vor allem von der männlichen Umwelt ein stark sexualisierter Blick geworfen. Frauen lernen, ihren Wert an ihre Körpererscheinung zu binden und fangen an, sich mit der Körperbewertung zu identifizieren. Die Beurteilung durch die vom männlichen Blick geprägte Außenwelt wird zum Dreh- und Angelpunkt ihres emotionalen Erlebens. Statt sich mit ihrer beruflichen Laufbahn auseinander zu setzen, setzen sie sich damit auseinander, inwiefern sie den gesellschaftlichen Schönheitsnormen genügen. Die Arbeit „Scherzkommunikation unter Mädchen“ von Branner, der langjähriger Kontakt zu 14-16jährigen Mädchen zugrundeliegt, bestätigt, dass sich die Kommunikation unter den Freundinnen sehr stark um gegenseitige Körperbegutachtung (Schlankheit, Haare, Gesicht, Mode) dreht.[78]

Große Geschäftszweige, wie die Pornografie, tragen weiterhin dazu bei, dass sich massive Asymmetrien in die Körperpräsentation der Geschlechter einschreiben. Fast immer wird der Mann als Kunde angesprochen und der Körper der Frau als Ware inszeniert.

Neben der Mode gehören auch bestimmte Bereiche der Höflichkeitsetikette zum intentionalen *doing gender*.

In der Etikette des Hofmachens und Kontakt-Anbahnens sind in den westlichen Gesellschaften in den letzten vierzig Jahren zweifellos Veränderungen in Richtung auf Rollenangleichung passiert.[79] Während Dr. Fischer in der Bravo

der späten sechziger Jahre den Mädchen noch empfahl, ein Taschentuch vor dem Jungen fallen zu lassen, um indirekt ihr Interesse an ihm zu bekunden, haben heute die Geschlechter vielfältige Methoden der Interessebekundung gefunden.[80] Wie sehr genderisiertes Hof-Machen in welchen Kreisen derzeit noch der Fall ist, ist meines Wissens nicht erforscht. Auf der Ebene der Etikette gibt es durchaus noch Verehrungsformen wie das Mitbringen von Rosen und Pralinen, das In-den-Mantel-Helfen, Tür-Aufhalten usw. Das ist *doing gender* im Sinne von Schegloff.[81]

Zusammenfassend sei gesagt, dass genderisierte Körperpolitik auch mit Sexualität und ihrer kulturellen Inszenierung zu tun hat. *Sex* und *gender* sind nicht so entkoppelt, wie manche in der Tradition der Arbeiten von Butler meinen.[82]

4.4. Lokale Geschlechtsneutralität

Kontexte der Neutralität von *gender* sind nicht schwer zu finden. Heintz/Nadai verweisen auf bestimmte Berufe, die in bestimmten historischen Phasen entgenderisiert werden können.[83]

Auf der mikro-interaktionalen Ebene Kontexte der *gender*-Neutralität (im Sinne der Irrelevanz von Geschlecht für die ablaufende Handlung) zu finden ist recht unspektakulär. Die meisten Verkaufsgespräche haben beispielsweise vordergründig mit Geschlecht wenig zu tun. Selbst in Kontexten von Fernsehdiskussionen, in denen das Geschlecht der Akteure oft relevant ist (es werden mehr Männer dazu eingeladen), lassen sich Neutralisierungen beobachten. Zwei Diskussionen des von mir untersuchten Korpus‘ an Fernsehdiskussionen zeigen das oben geschilderte geschlechtsnormative Muster beispielsweise nicht; in einer Diskussion über die Politik der österreichischen FPÖ wird für die einzige anwesende Frau, Hildegard Hamm-Brücher, ein sehr hoher Status hergestellt. Hamm-Brücher hält auch Belehrungsvorträge an die Adresse der anwesenden Funktionäre der rechtspopulistischen FPÖ. Auch in der Diskussion „Mein Arzt spricht nicht mit mir“ wird für die beiden anwesenden Frauen, eine Professorin und eine Wissensschaftsjournalistin, ein vergleichsweise hoher Status produziert. Diese beiden Frauen legen häufig Informationen aus ihren Fachgebieten dar. Die Diskussion verläuft kaum nach geschlechtsstereotypen Mustern, da auch die anwesenden Männer sich in der Mehrzahl kooperativ verhalten. Das zeigt uns, dass konversationelle Geschlechtsspezifik nicht starr ist.

Dieses *undoing gender* im Sinne dessen, dass Geschlecht in zwei Diskussionen keine dominante Kategorie von Differenzherstellung der öffentlichen Interaktion ist, geschieht ziemlich unspektakulär. Es wird vermutlich nur von wenigen Menschen überhaupt bemerkt. Das zeigt uns, dass auch die situative

Nicht-Relevanz von *gender* unseren Normalitätserwartungen entsprechen kann. Allerdings bedarf es für diese Nicht-Relevanz von *gender* zahlreicher Voraussetzungen, z.B. muss in diesem Fall die Redaktion überhaupt Frauen als Expertinnen eingeladen haben. Das ist gerade bei politischen Themen nicht selbstverständlich. Dann muss die Moderation darauf hinarbeiten, kein lokales Statusgefälle aufkommen zu lassen. Sie darf z.B. das auffällige Dominanzgebaren mancher Teilnehmer nicht auch noch bestätigen.

4.5. Medienrezipienz als omnipräsente gender-Folie

Und nun abschließend noch zu einer anderen Ebene unserer Wahrnehmungsstrukturierung, nämlich der auf die Verarbeitung von Massenmedien bezogenen. Hier fungiert die Unterscheidung männlich/weiblich praktisch als Leitdifferenz. Alle Analysen massenmedialer Produktionen, seien es Fernsehnachrichten, Comics, Werbung, Spielfilme, Hochglanzbroschüren, politische Kommentare oder Bilderbücher für Kinder zeigen, dass *gender* fast immer bedeutsam ist.[84] Genderisierte Glaubensvorstellungen werden vor allem in der Werbung kontinuierlich bestätigt, oder anders formuliert: ‚Gender is done for us.'

Werbung ist im Alltag der westlichen Gesellschaft omnipräsent. Wir rezipieren sie mit verschiedenen Bewusstseinszuständen, oft nebenbei. Sie produziert Idealbilder der Geschlechter.[85] Allein in USA hat die Werbeindustrie ein jährliches Budget von 250 Milliarden Dollar.[86] Ritualisierte Ausdrucksformen von Geschlechterverhältnissen, die im Alltag zwar als Geschlechterglaubensvorstellungen und als soziales Geschlecht vorhanden sind, aber auch unterlaufen werden, sind in der Werbung hyperritualisiert. In *gender advertisement* zeigt Goffman anhand von Bildwerbung, wie normativ und asymmetrisch die Geschlechterglaubensvorstellungen sind, welche sie vermittelt. Reklame-Designer unterliegen den Grenzen ihres Mediums. Sie müssen etwas darstellen, was leicht verständlich ist und die Betrachtenden für ihr Produkt einnimmt. Auf Reklamefotos werden Alltagsszenen simuliert, die unsere Orientierung darauf richten, was ein Mensch dort tut oder sagt. Reklame-Designer wählen überwiegend anerkannte positive, soziale Typisierungen, „so dass wir idealisierte Personen vor uns sehen, die ideale Mittel anwenden, um ideale Ziele zu erreichen – wobei sie selbstverständlich mikro-ökologisch so arrangiert sind, dass sie eine ideale Beziehung zueinander anzeigen".[87] Die Figuren sind also im Bild so plaziert, dass ihre räumliche Stellung zueinander ein Anzeichen für ihre mutmaßliche soziale Stellung zueinander bietet. Dieser Verfahren bedienen sich auch behördliche Mitteilungen und politische Parteien. Auch sie stellen ihre Aussagen dramatisch dar. Goffman behauptet, dass die Aufgabe der Reklamedesigner derjenigen aller Gesellschaftsmitglieder nicht unähnlich ist,

die ihre sozialen Situationen mit rituellen Zeichen ausstatten, die eine schnelle Orientierung der Beteiligten aneinander ermöglichen. Beide nutzen wahrnehmbare Mittel der Selbstdarstellung. „Und beide bedienen sich der gleichen elementaren Mittel: Absichtsbekundung, mikroökologische Aufzeichnung sozialer Strukturen, anerkannte Typisierung und gestische Externalisierung innerer Reaktionen“.[88] Goffman analysiert Bildmaterial und zeigt, wie auf Reklamefotos relative Größe eingesetzt wird, um Dominanz und Unterordnung zu signalisieren. Er vergleicht z.B. dargestellte männliche und weibliche Berührungen von Gegenständen. Der Mann packt an, z.B. die Jägermeisterflasche, und hält sie fest. Frauen deuten Berührungen oft nur an. Statt des utilitären männlichen Zugriffs zeichnen sie nur die Linien eines Gegenstandes nach. Weibliche Selbstberührungen sollen das Gefühl vermitteln, dass der Körper etwas Kostbares sei. Wenn auf einem Bild Mann und Frau direkt zusammenarbeiten, dann übernimmt der Mann die Leitung der Aktivität. Man sieht den Herrn Doktor eine Tabelle lesen und die Krankenschwester, welche auch einen Blick von der Seite darauf wirft. Frauen werden oft abgebildet, wie sie Hilfe annehmen. Er hilft ihr aus einer Schaukel heraus und läßt sie von seinen Weintrauben abbeißen. Der Mann bietet sicheren Halt. Häufig steht die Frau an ihn gelehnt. Die Frau liegt oft, Männer sind höher arrangiert. Liegende Stellungen sind ein konventioneller Ausdruck von Hilflosigkeit und sexueller Verfügbarkeit. Erhöhte räumliche Standorte symbolisieren höhere soziale Ränge. Frauen werden auch oft in Schräghaltungen gezeigt, Männer in geraden. Schräge Kopfhaltungen vor allem gelten als Ausdruck von Demut.

Willems und Kautt haben in der Tradition von Goffmans Dramatologie und Bourdieus Konzept des Habitus eine qualitative Analyse von ca. 3200 Werbeanzeigen, die zwischen 1989 und 1997 geschaltet wurden, durchgeführt. Mediengenres wie Werbung gehören für sie zu den „Mega-Bühnen […], auf denen alltagskulturelle Sinnbestände (re-)präsentiert werden“.[89] Sie stellen sowohl die Frage nach der kulturellen Reflexivität von Werbung als auch die ihrer sozialisatorischen Produktivität. Zunächst halten sie fest, dass die Darstellung weiblicher Erotik (und der in der Regel fehlende Produktbezug) nach wie vor zu den universalen Werbestrategien gehört. Die so häufig konstituierte Blickordnung der Werbung mit der spärlich bekleideten Frau im Zentrum des Bildes „potenziert in gewisser Weise die alltägliche Blickpraxis, indem sie die Limitierungen, denen der männliche Blick in ‚pragmatischen‘ Kontexten unterliegt, eliminiert“.[90] Die abgebildeten Frauen wenden sich scheinbar an den sie betrachtenden Mann, der zum unsichtbaren Helden der Szenerie wird.

In der Darstellung von Frauen häufen sich symbolische Impressionen von Zartheit, Zärtlichkeit und Empfindlichkeit. Sie geraten ständig in Euphorie über Kleinigkeiten, womit das Schema des Kindes als Grundmodell bestätigt

wird. Der Mann hingegen wird affektgedämpft und selbstkontrolliert gezeigt, somit die Eltern-Seite der Folie repräsentierend.

Als weiteres Beispiel der Bestätigung dieser nach wie vor dominanten Ausrichtung der Werbung führe ich Radiowerbung an, weil mir das ein Anknüpfen an meine Ausführungen zur Prosodie und zur Stimme erlaubt. Auch die Radiowerbung hyperritualisiert sowohl Rollenverhalten als auch intonatorische und stimmliche Sprechstile der Geschlechter.[91] Wir finden einen der Bildwerbung sehr ähnlichen Impressionismus vergeschlechtlichter Emotionalität.

Es gibt in der Radiowerbung verschiedene Formen von Werbe-Spots, z.B. kurze Ansprachen an die ZuhörerInnen, kurze Dialoge, kombiniert mit einer direkten Ansprache, Songs, szenische Vorführungen mit Geräuschen und Ausrufen, Anrufungen in Marktschreierform u.a.. Männerstimmen dominieren in der Radiowerbung ganz generell. Von den 50 Werbe-Spots, die ich 1994 aufgezeichnet habe, bestehen etwa 55% aus Ansprachen. Diese werden zu 95% von Männern gesprochen.

Etwa 45% der Werbung enthalten Dialoge, davon werden 80% mit einer direkten Ansprache (*voice over*) kombiniert. Diese *voice overs* kommen zu 98 % aus männlichem Mund. Sie verkörpern in der Regel die Stimme der Autorität, welche abschließend das Produkt empfiehlt. Thematisch ist die Arbeitsteilung der Geschlechter in der Radiowerbung hochgradig stereotyp. Bezugnahmen auf technische Seiten eines Produkts kommen nur aus männlichem Mund. Autos, Bier, Wissenschaft und Technik werden nur von Männerstimmen angepriesen, Mineralwasser, Versicherungen, Ladenketten, Lebensmittel und Wohnungsinventare hauptsächlich aus männlichem Mund. Frauenstimmen treten in der Werbung zur Hälfte singend in Erscheinung. Sprechende Frauen spielen hauptsächlich bei Kaffee, Unterhaltungszeitschriften, Schokolade, Kosmetik, Katalogen, Reinigungsmitteln und Reisen eine Rolle. Besteht der Spot teilweise oder gänzlich aus einem Dialog und ist dies ein Beratungsdialog, so findet sich die Frau zu 95% in der Rolle der Fragenden. Der Mann wird als der ratgebende und aufklärende Experte inszeniert. Steht irgendein Missgeschick im Zentrum des Geschehens, so ist es eine Frau, die sich beunruhigt, Angst und Staunen zeigt, bis der Mann die klärenden Worte äußert, welche das Produkt oder die Einrichtung benennen, welche die Probleme lösen. In der Radiowerbung findet sich insgesamt eine Portraitierung der Geschlechter, die derjenigen in der Bildwerbung entspricht. Über Dialogrollen, Stimmen und Intonation wird dem Mann Autorität, Kompetenz und Sachlichkeit zugeordnet und der Frau Emotionalität, Hilflosigkeit und Instabilität.

5. Schluss: Habitualisierung – Inszenierung – Rezipienz

Es ist völlig unbefriedigend, wie Schegloff *doing gender* auf die Ebene des expliziten Hinweisens auf Geschlechternormen festlegen zu wollen.[92] Diese Ebene ist lediglich die am stärksten evidente, die dem Bewusstsein am besten zugängliche. Sie ist in der Etikette lebendig (Ebene 3). Die hier am Beispiel von Prosodie und Stimme (Ebene 1) und stilistischer Status-Inszenierung (Ebene 2) dargestellten Unterschiede nehmen die meisten von uns in der Regel schlicht als Persönlichkeitsunterschiede oder als Kompetenzunterschiede wahr, d.h. *gender* ist nicht im Vordergrund der Aktivität – und das ist genau das Problem. Es muss zumindest als anderer Typ von *doing* gefasst werden, wenn man bei der Terminologie bleiben will. Es ist die Aufgabe der Interaktionsforschung, den hier subtil im Hintergrund liegenden Genderismus aufzudecken. Für die Aktivitäten der Ebene 1 und 2 scheint mir Bourdieus Habitualisierungsbegriff geeigneter. Bourdieu bezeichnet den Habitus als ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen zu praktischem Handeln.[93] Sein Schlüsselkonzept bei der Genese des Habitus ist das der Inkorporierung der Kultur, der Geschichte, der Umwelt. Kollektive Dispositionen werden von den Menschenkörpern durch Praxis einverleibt, ohne in ihr Bewusstsein treten zu müssen. Lebensbedingungen erzeugen den Habitus über unmerkliches Vertrautwerden und spielerisches Einüben in Praktiken jenseits von Erklärungen. Explizite Überlieferungen treten hinzu.

Dazu kommen Genderismen, die die meisten von uns nicht selbst erzeugen, z.B. solche der Massenmedien (z.B. der Werbung), die wir kontinuierlich rezipieren (Ebene 5). Sinnvoll erscheint mir am Ansatz des *doing* nach wie vor, dass er das Augenmerk auf die Gemachtheit der Leitdifferenz lenkt. Dabei bleibt er allerdings im Subjektivismus befangen, da die Produktion der Distinktion zu stark im individuellen Aktionsradius angesiedelt wird.

Die völlige Ausblendung körperlicher Unterschiede zwischen Frauen und Männern suggeriert eine Instabilität der Geschlechternaturen, als seien diese unaufwendig umkodierbar. Mit einem solchen Diskursidealismus ist schlechterdings nicht zu erklären, wieso Massenmedien unablässig mit der Formung erotischer und sexueller Bedürfnisse arbeiten. Die ganze historische Stabilität der Verhältnisse lässt sich besser verstehen, wenn man die Ankoppelbarkeit des Kulturellen ans Natürliche in Rechnung stellt.[94] Am stabilsten sind Unterschiede, deren Natürlichkeit gut plausibilisiert werden kann. Das heißt nicht, dass die Natur der Kultur vorgängig ist, eher umgekeht: Die Kultur kann rückgebunden werden an biologische Phänomene. Wir müssen ja nicht nur die Variabilität von Geschlechterverhältnissen erklären, sondern auch ihre historische Stabilität.

Daneben findet sich in Körperstilisierung und Etikette sehr wohl die bewusste Inszenierung von Differenz, in die der männliche und der weibliche

Körper eingearbeitet wird. Hier besteht die soziale Konstruktion von Geschlecht im Betonen einiger biologischer Geschlechtsmerkmale, im modischen Fetischisieren von Brust, Beinen, Haaren, Gesicht usw.

Geschlecht ist nicht die einzige Kategorie, die bei der Identitätsaushandlung in der Kommunikation eine Rolle spielt. Das kulturelle Geschlecht spielt seine Rolle sowieso oft indirekt, verwoben mit anderen Kategorien, die im Kontext relevant werden können, wie z.B. im Fernseh-Kontext dem Bekanntheitsgrad der Person, dem beruflichen Status, ihrer Medienerfahrung, ihrer rhetorischen Kompetenz, Schicht, Alter usw. In den westlichen Industrieländern gibt es nur wenige geschlechtsexklusive kommunikative Phänomene.[95] Es gibt allerdings konversationelle Aktivitäten, die entweder von Frauen oder von Männern mehr ausgeführt werden oder auf eine bestimmte Art. Die konversationellen Aktivitäten und Stile, die wir im Alltag ausführen, haben sehr viel mit unserem Beruf und unserer Art des Privatlebens zu tun, mit Strukturen der Lebenswelt und Praxisfeldern also. In beidem spielen die Geschlechter oft andere Rollen. Gesellschaftliche Institutionen der Macht-, Wissens- und Religionsproduktion sind in patriachalen Gesellschaften von Männern dominiert und reproduzieren auch deren Dominanz. Also führen diese auch dort und anderswo die zentralen und prestigeträchtigen Sprechaktivitäten aus.

In der Kommunikation werden die Geschlechterrepräsentationen mit ihren Attributen und Normen produziert, reproduziert und aktualisiert durch geschlechtsdifferente Aktivitäten, welche auf die institutionelle Ebene zurückwirken und dort verstärkt werden. Auf der Ebene der Kommunikation sind die Typisierungen, welche eine lange Geschichte haben, (also zunächst schon vorhanden sind), allerdings auch veränderbar. Dem kulturellen Geschlecht wohnen außerdem durchaus Verhaltensspielräume inne. Zum einen werden nicht in jedem Kontext die normativen Typisierungen gleichermaßen ausagiert und zum anderen auch nicht von allen Mitgliedern einer Kultur im gleichen Ausmaß. Für Männer und Frauen kann auch ihre Umgebung eine normative Geschlechtlichkeit gegen ihre eigenen Handlungen und Präsentationsformen relevant setzen. Dies leistet z.B. die Werbung. Dann kann De-Genderisierung auf einer Ebene der Performanz durchaus einhergehen mit verstärkter Betonung der Differenz auf einer anderen Ebene.

Auf vielen Ebenen findet Wandel statt. Dieser folgt aber keinem eindeutigen Trend. Es gibt Relevanz-Zurückstufung von *gender*: In den deutschsprachigen Ländern bedienen sich Frauen heute in verschiedenen Kontexten tieferer Stimmregister als früher; sie können sich auch gegen die aktuelle Gruppendynamik als Expertinnen durchsetzen (und gelten dann nicht als unweiblich!); auch die Bedeutung von Geschlechteretikette tritt in vielen sozialen Milieus in den Hintergrund.

Andererseits bescheren uns Mode und Massenmedien ein auf Schönheit fixiertes Frauenbild und ein wesentlich vielseitigeres Männerbild. Vermutlich fungieren sie heute als einer der wichtigsten konservativen Faktoren im Erhalt von Geschlechter-Asymmetrie.

Anmerkungen

1 Ich danke den Freiburger *gender*-Forscherinnen für eine anregende Diskussion anlässlich meines Vortrags im November 2000 an der dortigen Universität und ebenso den Teilnehmerinnen der Tagung zu *gender* und Sprache in Osteuropa an der Universität Jena, April 2001. Auch an Susanne Günthner geht mein Dank für hilfreiche Kommentare.

2 Luce Irigaray: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts,* Frankfurt/M. 1980.

3 Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology.* Cambridge, 1967.

4 Erving Goffman: „The Arrangement between the Sexes", in: *Theory and Society*, 4, 1977, S. 301-331. Dt. in: Erving Goffmann: *Interaktion und Geschlecht.* Hrsg. von Hubert Knoblauch. Frankfurt/M. 1994. Ders.: *Gender Advertisement.* Harmondsworth 1979. Dt.: *Geschlecht und Werbung.* Frankfurt/M. 1981.

5 Siehe auch Carol Hagemann, „Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht", in: *Feministische Studien* 2, 1993, S. 68-79, zur Einführung in aktionsorientiert-konstruktivistische Ansätze.

6 Siehe Fußnote 4, Goffman 1977/1994.

7 Dass die von Goffman dargestellte Binarität und Asymmetrie der Geschlechter-Ordnung viel tiefer in der kulturellen Achse von männlicher Norm und weiblicher Abweichung (symbolisiert in Ordnung/Unordnung, rechts/links, gerade/krumm etc.) repräsentiert ist, zeigt Jirina van Leeuwen-Turnovcová, *Rechts und Links in Europa: Ein Beitrag zur Semantik und Symbolik der Geschlechterpolarität,* Berlin,1990.

8 Pierre Bourdieu: *La distinction. Critique sociale du jugement.* Paris, 1979. (Dt.): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft,* Frankfurt/M. 1982. Ders.: *La domination masculine. Actes de la recherche en science sociales 84* (masculin/feminin 2) 1990, S. 2-31.

9 Goffman 1979/1981, Fußnote 4.

10 Z.B. Candace West: „Against our will: male interruptions of females in cross-sex conversation", in: *Annals of the New York Acadamy of Science* 327, 1979, S. 81-979. Candance West/Don Zimmerman: „Small insults: a study of interruptions in cross-sex conversations between unascquainted persons", in: Barrie Thorne/Cheris Kramarae/Nancy Henley (Hrsg.): *Language, gender, and society,* Rowley 1983, S. 102-117.
Spencer Cahill: „Childhood Socialization as a Recruitement Process", in: *Sociological Studies of Child Development 1*, 1986, S. 163-186.

11 So z.B. E. Emanuel Schegloff: „Whose text? Whose context?", in: *Discourse&Society* 8/1997, S. 165-187.

12 Siehe dazu die Debatte in *Discourse&Society* 7/1997 und 8/1998, in der u.a. Margaret Wetherell und Michael Billig (in *Discourse&Society* 10/1999) Schegloff kritisiert haben. Diese Kritik deckt sich nur zu einem geringen Teil

mit meiner hier entwickelten. Deshalb gehe ich darauf nicht weiter ein.

13 Candace West und Don Zimmerman: *doing gender*, in: *Gender& Society* 2/ 1989, S. 125-151.

14 Spencer Cahill: „Childhood Socialization as a Recruitement Process“, in: *Sociological Studies of Child Development* 1/1986, S. 163-186.

15 Zu geschlechtsbezogener Sozialisation siehe Helga Bilden: „Geschlechtsspezifische Sozialisation“, in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung,* Weinheim 1991, S. 279-303.

16 Goffman muss als der Vater der Theorie gesehen werden, nach der wir uns alle in einem ständigen Strom wechselseitiger Inszenierungen befinden (dazu Ronald Hitzler: „Das Problem, sich verständlich zu machen“, in: Herbert Willems/Martin Jurga (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 93-107. Und Herbert Willems/York Kautt: „Der Körper in der Werbung: Überlegungen zu den Sinnbezügen und Formen seiner Inszenierung“, in: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 26, 2, 2000, S. 345-372). Man geht hier von der Theatralität des Alltagshandelns aus, das viele Dimensionen erfasst, die über den verbalen Kanal der Rede hinausgehen in Bereiche von Gestik, Mimik, Prosodie, Körpergestaltung. Auch Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter,* Frankfurt/M. 1991, hat den Gedanken der performativen Konstruktion von Geschlecht in die Diskussion gebracht. Sie setzt aber bei dem Performanz-Begriff von John Austin an, dem es überhaupt nicht um diese Theatralität des Alltags ging, sondern darum zu zeigen, dass Sprechen sich in illokutiven Akten wie sich entschuldigen, jemanden bitten usw vollzieht. In ihrer philosophisch-impressionistischen Betrachtung kommt sie auch dazu, die Theatralität von *gender* zu konstatieren. Erving Goffman, 1979, Fußnote 4, zeigt, wie körperliche Unterschiede in die kulturelle Differenzarbeit einbezogen werden. Durch die Anbindung an reale körperliche Differenz wird die Stabilität des Arrangements der Geschlechter besser erklärbar als durch die Metaphorik der Diskursivität.

17 Gitta Mühlen-Achs: *Wie Katz und Hund. Die Körpersprache der Geschlechter,* München 1993.

18 Harvey Sacks: *Lectures on Conversation.* Vol. I. Hrsg. von Gail Jefferson, Oxford/Cambridge 1992.

19 Ruth Wodak und Muriel Schultz: „Meine Mutter ist meine beste Freundin“, in: Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hrsg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich,* Frankfurt/M. 1991, S. 333-361.

20 Candace West /Don Zimmermann, Fußnote 13.

21 Siehe Fußnote 4, Goffmann 1977, 1979.

22 Siehe Fußnote 4, Goffman 1977, 1979.

23 Pamela Fishman: „Interaction: the work women do“, in: Barrie Thorne/ Cheris Kramarae / Nancy Henley (Hrsg.): *Language, gender, and society.* Rowley, Mass. 1983, S. 219-227.

24 West und Zimmerman 1989, Fußnote 13.
25 Ebd., S. 145.
26 Emanuel Schegloff: „Between micro and macro: contexts and other connections“, in: Jeffrey Alexander/ Bernhard Giesen et al. (Hrsg.): *The Micro-Macro-Link,* Los Angeles 1987, S. 207-234.
27 Stefan Hischauer: „Dekonstruktion oder Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten“, in: *Feministische Studien* 2/1993, S. 55-68.
28 Senta Trömel-Plötz: *Frauensprache: Sprache der Veränderung.* Frankfurt/ M. 1982 und Senta Trömel-Plötz (Hrsg.): *Gewalt durch Sprache,* Frankfurt/M. 1984.
29 Siehe zur Auseinandersetzung mit den frühen Ansätzen in der linguistischen und kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung Susanne Günthner/Helga Kotthoff, Hrsg. 1991, *Von fremden Stimmen*, Frankfurt/M., Susanne Günthner/ Helga Kotthoff: *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen.* Stuttgart 1992, Mary Crawford: *Talking Differences. On Gender and Language.* London 1995, die Arbeiten in Helga Kotthoff/Ruth Wodak (Hrsg.): *Communicating Gender in Context,* Amsterdam 1997, die Arbeiten in Ruth Wodak: *Gender and Discourse,* London 1997 und in Bettina Baron/Helga Kotthoff (Hrsg.): *Gender in Interaction.* Amsterdam, Erscheint 2002.
30 Helga Kotthoff: „The interactinal achievement of expert status“, in: Helga Kotthoff/Ruth Wodak (Hrsg.): *Communicating gender in context,* Amsterdam 1997, S. S. 139-179.
31 Susanne Günthner: „Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation?“, in: *Linguistische Berichte* 138, 1992a, S. 123-143. Dies.: Die kommunikative Konstruktion der Geschlechterdifferenz: Sprach- und kulturvergleichende Perspektiven. *Muttersprache* (erscheint 2001).
32 Erläuterungen dazu finden sich in Peter Berger/Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie,* Frankfurt/M. 1966/1977.
33 Stefan Hirschauer: „Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4/1994, S. 676.
34 Helga Kotthoff: „Unruhe im Tabellenbild? Zur Interpretation weiblichen Sprechens in der Soziolinguistik“, in: Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen,* Stuttgart 1992, S. 126-147.
35 Ebd.
36 Stefan Hirschauer: „Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4/1994, S. 677.
37 Ebd., S. 678.
38 Bettina Heintz/Eva Nadai: „Geschlecht und Kontext. Deinstitutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27, 1998, S. 75-93.
39 Zu Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten von *gender* in Lexik, Se-

mantik, Grammatik und Pragmatik unterschiedlichen Sprachen siehe z.B. Susanne Günthner 2001.

40 Pierre Bourdieu: *La domination masculine.* Actes de la recherche en science sociales 84 (masculin/feminin 2) 1990, S. 2-3001 und Pierre Bourdieu: La distinction. Critique sociale du jugement. 1979.

41 Hans-Peter Martin/Harald Schumann: *Die Globalisierungsfalle,* Reinbek 1996.

42 Darunter verstehen wir Intonation, Lautstärke, Rhythmus.

43 In der Literatur werden häufig *chest register, moderate register und falsett register* unterschieden, wobei das letztgenannte das höchste darstellt.

44 David Graddol/Joan Swann: *Gender Voices,* Oxford 1989, S. 20.

45 Anne Fichtelius et al.: „Three Investigations of Sex-Associated Speech Variation in Day School", in: Cheris Kramarae (Hrsg.): *The Voices and Words from Women und Men,* Oxford 1980, S. 219-227.

46 John Local: „Modelling Intonational Variability in Children's Speech", in: Suzanne Romaine (Hrsg.): *Sociolinguistic Variation in Speech,* London 1982, S. 73-81.

47 Intonation wird hauptsächlich als Tonhöhenbewegung wahrgenommen, womit in der Regel auch Veränderungen in der Lautstärke einhergehen.

48 Sally Mc Connell-Ginet: „Intonation in a Man's World", in: *Sign* 3,2, 1978, S. 541-559.

49 Zitiert nach McConell-Ginet: „Intonation in a Man's World", in: *Sign* 3,2, 1978, S. 550.

50 Die Unterscheidung von drei- bis vier Tonstufen muss als Vereinfachung betrachtet werden. Tonhöhen liegen nicht kontinuierlich auf einer bestimmten Stufe, sondern stehen in relationalen Beziehungen zueinander. Siehe Elisabeth Couper-Kuhlen, *An Introduction to English Prosody*, Tübingen 1986 zur Prosodie-Forschung.

51 Ruth Brend: „Male-Female Intonation Patterns in American English", in: Barrie Thorne and Nancy Henley (Hrsg.): *Language and Sex: Difference and Dominance.* Rowley, Mass. 1975, S. 86.

52 Elisabeth Couper-Kuhlen: *An Introduction to English Prosody,* Tübingen 1986.

53 Zeitmagazin Nr. 44, 1993.

54 Vor allem trifft dies auf Politikerinnen zu.

55 Daniel Maltz/Ruth Borker: „Mißverständnisse zwischen Frauen und Männern – kulturell betrachtet", in: Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hrsg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich,* Frankfurt/M. 1982/ 1991, S. 52-75.

56 Helga Kotthoff: „Kommunikative Stile, Asymmetrie und ‚Doing Gender'", in: *Feministische Studien* 2/1993a, 79-96 und Helga Kotthoff: „The interactional achievement of expert status" in Helga Kotthoff/Ruth Wodak (Hrsg.): *Communicating Gender in Context,* Amsterdam 1997, S. 139-178.

57 Helena Leet-Pellegrini: „Conversational dominance as a function of gender and expertise", in: Giles, Howard et al. (Hrsg.): *Language.*

Social Psychological Perspectives. Oxford 1980, S. 97-104, Janet Holmes: „Women's Talk in Public Contexts", in: *Discourse&Society* 1/1992, S. 131-150; Claudia Schmidt „Dieser Emil immer destruktiv. Eine Untersuchung über weibliches und männliches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen", in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch,* Stuttgart 1992, S. 73-91; Bettina Baron, „‚Freiwillige Selbstkontrolle' im Fachgespräch", in: Schoenthal, Gisela (Hrsg.): *Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung,* Hildesheim/Zürich 1998, S. 175-201.

58 Emanuel Schegloff: „Whose text? Whose context?", in: *Discourse&Society* 8/1997.

59 Siehe Fußnote 56, Kotthoff 1993a, 1997.

60 Ich hatte im Laufe der Forschung die Gelegenheit, einige der Expertinnen, die an den Fernsehgesprächen teilgenommen hatte, zu dem Gespräch zu interviewen.

61 Diese sind in der Linguistik vielfältig beschrieben worden, z.B. Maltz/Borker 1982/1991, vgl. Fußnote 55; Deborah Tannen: *Du kannst mich einfach nicht verstehen,* Hamburg 1991; Deborah Tannen, „The Relativity of Linguistic Strategies: Rethinking Power and Solidarity in Gender and Dominance", in: Tannen, Deborah (Hrsg.): *Gender and Discourse,* Oxford 1993, S. 19-53; Deborah Tannen: *Job Talk,* Hamburg 1994; Gisela Schoenthal (Hrsg.): *Feministische Linguisik - Linguistische Geschlechterforschung.* Sonderheft der Zeitschrift „Germanistische Linguisik", Hildesheim Zürich,1998.

62 Z.B. Senta Trömel-Plötz (Hrsg.): *Gewalt durch Sprache,* Frankfurt/M. 1984.

63 Armin Burkhard: „Das ist eine Frage des Intellekts, Frau Kollegin. Zur Behandlung von Rednerinnen in deutschen Parlamenten", in: Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch,* Stuttgart 1992, S. 287-311.

64 Gisela Schoenthal (Hrsg.): *Feministische Linguisik - Linguistische Geschlechterforschung.* Sonderheft der Zeitschrift „Germanistische Linguisik", Hildesheim Zürich 1998.

65 Susan Gal: „Between speech and silence: The problematics of research on language and gender", in: *IprA Papers in Pragmatics* 3,1, 1989, S. 1-38 und Susan Gal: „Language, gender and power: an anthropological review", in: Kira Hall/Mary Buchotz (Hrsg.): *Gender Articulated: Language and the Socially constructed Self,* London 1995, S. 153-161.

66 Siehe die kritische Diskussion verschiedener Studien zur Verteilung von Redezeit von Deborah James und Janice Drakich: "Understanding Gender Differences in Amount of Talk: A Critical Review of Literature", in: Deborah Tannen (ed.) *Gender and Conversational Interaction,* Oxford University Press, Oxford 1993, S. 281-312. Sie kommen nicht zu dem Schluss, dass Männer grundsätzlich mehr reden als Frauen und auch nicht zu dem, viel Redezeit sei immer ein Zeichen von Machtausübung.

67 Candace West: „Against our will: male interruptions of females in cross-sex conversation“, in: *Annals of the New York Acadamy of Science* 327/ 1979, S. S. 81-97.

68 Candance West und Don Zimmermann: „Small insults: a study of interruptions in cross-sex conversations between unascquainted persons“, in: Barrie Thorne/Cheris Kramarae/Nancy Henley (Hrsg.): *Language, gender and society. Rowley* 1983, S. 102-117.

69 Deborah James/Mary Clarke: „Women, Men and Interruptions: A Critical Review“, in: Deborah Tannen (Hrsg.): *Gender and Conversational Interaction,* Oxford 1993, S. 231-280 und Helga Kotthoff: „Unterbrechungen, Überlappungen und andere Interventionen“, in Deutsche Sprache 2/1993, S. 162-185.

70 Mary Crawford 1995, Kotthoff/ Wodak 1997, Baron/Kotthoff 2001, Fußnote 29.

71 Mary Crawford 1995, Fußnote 29.

72 Robin Lakoff: „Language and Woman‘s Place“, in: *Language in Society* 2/1973 und Mary Ritchie Key: *Male/ Female Language,* Metuchen 1975.

73 Birgit Richard: „Die oberflächlichen Hüllen des Selbst. Mode als ästhetisch-medialer Komplex“, in: *Kunstforum* Bd. 141, 9/1998, S. 48-96.

74 Stefanie Würtz/Roland Eckert: „Aspekte modischer Kommunikation“, in: Herbert Willems/Martin Jurga (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 177-193.

75 Die Gestaltung des Äußeren ist in Frauenzeitschriften eines der Hauptthemen, in Männerzeitschriften nicht; Bettina Stuckard: *Das Bild der Frau in Frauen- und Männerzeitschriften*, Frankfurt/M./Bern/New York, 2000.

76 Stefanie Würtz/Roland Eckert 1998, Fußnote 74.

77 Uta Zybell: *Zum Zusammenhang von weiblicher Moralentwicklung und Berufsorientierung junger Frauen.* Darmstädter Beitrage zur Berufspädagogik, Band 21, Alsbach/Bergstraße 1998.

78 Rebecca Branner: *Scherzkommunikation unter Mädchen.* Dissertation, TU Darmstadt 2001.

79 Jeff Kintzelé: „Das Theater der Begegnungen. Zur Soziologie der Anmache“, in: Herbert Willems/Martin Jurga (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 125-133.

80 Kintzelé 1998, Fußnote 79.

81 Emanuel Schegloff, 1997. Fußnote 11.

82 Siehe dazu auch das Vorwort von Kotthoff und Wodak zu Kotthoff/ Wodak 1997, S. vi-xxv, und das Vorwort von Baron und Kotthoff zu Baron/Kotthoff 2001. Fußnote 29.

83 Bettina Heintz/Eva Nadai: „Geschlecht und Kontext. Deinstitutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27, 1998, S. 75-93.

84 Zur Werbungsanalyse siehe Christiane Schmerl (Hrsg.): *Frauenzoo der Werbung.* München 1992 und Herbert Willems/York Kautt: „Der Körper in der Werbung: Überlegungen zu den Sinnbezügen und Formen seiner Inszenierung“, in: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 26, 2/2000, S. 345-372.

85 Erving Goffmann 1979, Fußnote 4.

86 Hans-Peter Martin/Harald Schumann: *Die Globalisierungsfalle,* Reinbek 1996.

87 Erving Goffman: *Forms of Talk,* Philadelphia 1981, S. 115.

88 Erving Goffman 1981, S. 116, Fußnote 87.

89 Herbert Willems und York Kautt: 2000, S. 349. Fußnote 84.

90 Ebd., S. 350.

91 Adrian Furnham/Sandra Schofield: „Sex Role Stereotyping in British Radio Adveritsement“, in: *Britisch Journal of Social Psychology* 2/1986, S. 165-171 und Helga Kotthoff: „Nachwort: Geschlecht als Interaktionsritual“, in: Erving Goffmann: *Interaktion und Geschlecht.* Hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M. 1994, S. 159-194.

92 Emanuel Schegloff, 1997. Fußnote 11.

93 Pierre Bourdieu, Fußnote 8.

94 Hartmann Tyrell: „Überlegungen zur Universität geschlechtlicher Differenzierung“, in: Jochen Martin und Renate Zoepfel (Hrsg.): *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann,* Freiburg 1989, S. 37-78.

95 Siehe Günthner 2001 zu „Gender Deixis“, bzw. zu geschlechtsexklusiven Markern. Fußnote 31.

Literatur

Baron, Bettina: „‚Freiwillige Selbstkontrolle‘ im Fachgespräch“, in: Schoenthal, Gisela (Hrsg.): *Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung,* Hildesheim/Zürich 1998, S. 175-201.

Baron, Bettina/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Gender in Interaction,* Amsterdam.

Berger, Peter/Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie,* Frankfurt/M. 1966/1977.

Bilden, Helga: „Geschlechtsspezi-fische Sozialisation“, in: Hurrelmann, Klaus/Ulrich, Dieter (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung,* Weinheim 1991, S. 279-303.

Billig, Michael: „Whose terms? Whose ordinariness? Rhetoric and ideology in Conversation Analysis“, in: *Discourse&Society,* 4/1999, S. 543-582.

Bourdieu, Pierre: *La distinction. Critique sociale du jugement,* 1979. Dt.: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft,* Frankfurt/M. 1982.

Bourdieu, Pierre: *La domination masculine. Actes de la recherche en science sociales 84* (masculin/feminin 2) 1990, S. 2-31.

Branner, Rebecca: *Scherzkommunikation unter Mädchen.* Dissertation, TU Darmstadt 2001.

Brend, Ruth: „Male-Female Intonation Patterns in American English“, in: Thorne, Barrie and Henley, Nancy (Hrsg.): *Language and Sex: Difference and Dominance,* Rowley, Mass. 1975, S. 84-87.

Burkhard, Armin: „Das ist eine Frage des Intellekts, Frau Kollegin. Zur Behandlung von Rednerinnen in deutschen Parlamenten“, in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch,* Stuttgart1992, S. 287-311.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter,* Frankfurt/M. 1991.

Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts,* Berlin 1995.

Cahill, Spencer: „Childhood Socialization as a Recruitement Process“, in: *Sociological Studies of Child Development* 1/1986, S. 163-186.

Cameron, Deborah: „Theoretical Debates in Feminist Linguistics: Questions of Sex and Gender“, in: Wodak, Ruth (Hrsg.): *Gender and Discourse,* London 1997, S. 21-37.

Couper-Kuhlen, Elisabeth: *An Introduction to English Prosody,* Tübingen 1986.

Crawford, Mary: *Talking Difference. On Gender and Language,* London1995.

Crystal, David: „Prosodic and Paralinguistic Correlates of Social Categories“, in: Ardener, Edwin (Hrsg.): *Social Anthropology and Language,* London 1971, S. 185-206.

Eckert, Penelope and McConnell-Ginet, Sally: „Think practically and look locally: language and gender as community based practice“,

in: *Annual Review of Anthropology* 21 1992, S. 461-490.

Fichtelius, Anne et al.: „Three Investigations of Sex-Associated Speech Variation in Day School“, in: Cheris Kramarae (Hrsg.): *The Voices and Words from Women und Men,* Oxford 1980, S. 219-227.

Fishman, Pamela: „Interaction: the work women do“, in: Thorne, Barrie/Cheris Kramarae, Cheris/Henley, Nancy (Hrsg.): *Language, gender, and society.* Rowley, Mass. 1983, S. 219-227.

Furnham, Adrian/Schofield, Sandra: „Sex Role Stereotyping in British Radio Advertisement“, in: *British Journal of Social Psychology* 2/1986, S. 165-171.

Gal, Susan: „Between speech and silence: The problematics of research on language and gender“, in: *IPrA Papers in Pragmatics* 1/1989, S. 1-38.

Gal, Susan: „Language, gender and power: an anthropological review“, in: Hall, Kira/Bucholtz, Mary (Hrsg.): *Gender Articulated: Language and the Socially Constructed Self,* London 1995, S. 153-161.

Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology,* Cambridge 1967.

Goffman, Erving: *Interaktionsrituale,* Frankfurt/M. 1971.

Goffman, Erving: *Rahmen Analyse,* Frankfurt/M. 1977.

Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht,* hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M. 1994, S. 105-159.

Goffman, Erving: *Geschlecht und Werbung,* Frankfurt/M. 1981.

Goffman, Erving: *Forms of Talk,* Philadelphia 1981.

Goodwin, Marjorie: *He said & She said,* Pennsylvania 1990.

Graddol, David/Swann, Joan: *Gender Voices*, Oxford 1989.

Günthner, Susanne: „Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation?“, in: *Linguistische Berichte* 138, 1992a, S. 123-143.

Günthner, Susanne: „Die interaktive Konstruktion von Geschlechterrollen, kulturellen Identitäten und institutioneller Dominanz. Sprechstundengespräche zwischen Deutschen und Chines/innen“, in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch Kommunikation in Institutionen,* Stuttgart 1992b, S. 91-126.

Günthner, Susanne: *Die kommunikative Konstruktion der Geschlechterdifferenz: Sprach- und kulturvergleichende Perspektiven, Muttersprache.*

Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich.* Einleitung, Frankfurt/M. 1991, S. 7-52.

Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen,* Stuttgart 1992.

Hagemann, Carol: „Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht“, in: *Feministische Studien* 2, 1993, S. 68-79.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva: „Geschlecht und Kontext. Deinstitutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27, 1998, S. 75-93.

Hirschauer, Stefan: „Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, 1994, S. 668-693.

Hirschauer, Stefan: „Geschlechtsneutralität. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, erscheint in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 2001.

Hitzler, Ronald: „Das Problem, sich verständlich zu machen“, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 93-107.

Holmes, Janet: „Women‘s Talk in Public Contexts“, in: *Discourse&Society* 1/1992, S. 131-150.

Irigaray, Luce: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts,* Frankfurt/M. 1980.

James, Deborah/Clarke, Sandra: „Women, Men and Interruptions: A Critical Review“, in: Deborah Tannen (Hrsg.): *Gender and Conversational Interaction*, Oxford 1993, S. 231-280.

James, Deborah / Drakich, Janice: „Understanding Gender Differences in Amount of Talk: A Critical Review of Literature“, in: Deborah Tannen (Hrsg.): *Gender and Conversational Interaction,* Oxford 1993, S. 281-312.

Key, Mary Ritchie: *Male/Female Language,* Metuchen 1975.

Kintzelé, Jeff: „Das Theater der Begegnungen. Zur Soziologie der Anmache“, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 125-133.

Kotthoff, Helga: „Unruhe im Tabellenbild? Zur Interpretation weiblichen Sprechens in der Soziolinguistik“, in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen,* Stuttgart 1992, S. 126-147.

Kotthoff, Helga: „Kommunikative Stile, Asymmetrie und ‚Doing Gender‘“, in: *Feministische Studien* 2/1993a, S. 79-96.

Kotthoff, Helga: „Unterbrechungen, Überlappungen und andere Interventionen“, in: *Deutsche Sprache* 2/ 1993b, S. 162-185.

Kotthoff, Helga: „Geschlechtertypisierung in der kindlichen Kommunikationsentwicklung“, in: Bracht, Ulla et al. (Hrsg.): *Jahrbuch für Pädagogik,* Frankfurt/M./Bern/New York 1994a.

Kotthoff, Helga: „Nachwort: Geschlecht als Interaktionsritual?“, in: Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht*, hrsg. von Hubert Knoblauch. Frankfurt/M. 1994b, S. 159-194.

Kotthoff, Helga: „The interactional achievement of expert status“, in: Kotthoff, Helga/Wodak, Ruth (Hrsg.): *Communicating gender in context,* Amsterdam 1997, S. 39-178.

Kotthoff, Helga / Wodak, Ruth (Hrsg.): *Communicating Gender in Context,* Amsterdam 1997.

Lakoff, Robin: „Language and Women‘s Place“, in: *Language in Society* 2/1973, S. 45-79.

Leet-Pellegrini, Helena: „Conversational dominance as a function of gender and expertise“, in: Giles, Howard et al. (Hrsg.): *Language. Social Psychological Perspectives.* Oxford 1980, S. 97-104.

Van Leeuwen-Turnovcová, Jirina: *Rechts und Links in Europa: Ein Beitrag zur Semantik und Symbolik der Geschlechterpolarität,* Berlin 1990.

Local, John: „Modelling Intonational Variability in Children‘s Speech“, in: Romaine, Suzanne (Hrsg.): *Sociolinguistic Variation in Speech*, London 1982, S. 73-81.

Malone, Martin J.: *Worlds of Talk: the Presentation of Self in Everyday Conversation,* Cambridge 1997.

Maltz, Daniel / Borker, Ruth: „Mißverständnisse zwischen Frauen und Männern - kulturell betrachtet“, in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Spre-chen im Kulturvergleich,* Frankfurt/M. 1982/ 1991, S. 52-75.

Martin, Hans-Peter / Schumann, Harald: *Die Globalisierungsfalle*, Reinbek 1996.

McConell-Ginet, Sally: „Intonation in a Man‘s World“, in: *Sign* 2/1978, S. 541-559.

Mühlen-Achs, Gitta: *Wie Katz und Hund. Die Körpersprache der Geschlechter,* München 1993.

Richard, Birgit: „Die oberflächlichen Hüllen des Selbst. Mode als ästhetischmedialer Komplex“, in: *Kunstforum* Bd. 141, September 1998, S. 48-96.

Sacks, Harvey: *Lectures on Conversation.* Vol. I. Hrsg. von Gail Jefferson, Oxford/Cambridge 1992.

Sacks, Jacqueline: „Cues to the Identification of Sex in Children‘s Speech“, in: Thorne, Barrie/Henley, Nancy (Hrsg.): *Language and Sex: Difference and Dominance.* Rowley, Mass. 1975, S. 152-171.

Schegloff, Emanuel A.: „Between micro and macro: contexts and other connections“, in: Giesen, J. Alexander B. et al. (Hrsg.): *The Micro-Macro-Link,* Los Angeles 1987, S. 7-234.

Schegloff, Emanuel: „Whose text? Whose context?“, in: *Discourse-&Society* 8/1997, S. 165-187.

Schmerl, Christiane (Hrsg.): *Frauenzoo der Werbung,* München 1992.

Schmidt, Claudia: „Dieser Emil immer destruktiv. Eine Untersuchung über weibliches und männliches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen“, in: Günthner, Susanne/ Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Die Geschlechter im Gespräch,* Stuttgart 1992, S. 73-91.

Schoenthal, Gisela (Hrsg.): *Feministische Linguistik - Linguistische Geschlechterforschung.* Sonderheft der Zeitschrift „Germanistische Linguistik“, Hildesheim/Zürich 1998.

Stuckard, Bettina: *Das Bild der Frau in Frauen- und Männerzeitschriften*, Frankfurt/M./Bern/New York 2000.

Tannen, Deborah: *Du kannst mich einfach nicht verstehen.* Hamburg 1991.

Tannen, Deborah: „The Relativity of Linguistic Strategies: Rethinking Power and Solidarity in Gender and Dominance“, in: Tannen, Deborah (Hrsg.): *Gender and Discourse,* Oxford 1993, S. 19-53.

Tannen, Deborah: *Job Talk,* Hamburg 1994.

Trömel-Plötz, Senta: *Frauensprache: Sprache der Veränderung,* Frankfurt/M. 1982.

Trömel-Plötz, Senta (Hrsg.): *Gewalt durch Sprache,* Frankfurt/M. 1984.

Tyrell, Hartmann: „Überlegungen zur Universalität geschlechtlicher Differenzierung“, in: Martin, Jochen und Zoepfel, Renate (Hrsg.): *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann,* Freiburg 1989, S. 37-78.

Veblen, Thorstein: *Theorie der feinen Leute,* Frankfurt/M. 1986.

Wetherell, Margaret: „Positioning and interpretive repertoires: conversation analysis and poststructuralism in dialogue“, in: *Discourse&Society* 3/1998, S. 387-412.

West, Candace: „Against our will: male interruptions of females in cross-sex conversation“, in: *Annals of the New York Acadamy of Science* 327/1979, S. 81-97.

West, Candance/Zimmerman, Don: „Small insults: a study of interruptions in cross-sex conversations between unascquainted persons“, in: Thorne, Barrie/Kramarae, Cheris/Henley, Nancy (Hrsg.): *Language, gender, and society.* Rowley 1983, S. 102-117.

West, Candace/Zimmerman, Don: „doing gender“, in: *Gender&Society* 2/1989, S. 125-151

West, Candace / Fenstermaker, Sarah: „Doing Difference“, in: *Gender&Society* 1/1995, S. 8-37.

Willems, Herbert/Kautt, York: „Der Körper in der Werbung: Überlegungen zu den Sinnbezügen und Formen seiner Inszenierung“, in: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 26, 2/2000, S. 345-372.

Wodak, Ruth/Schulz, Muriel: „Meine Mutter ist meine beste Freundin“, in: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich,* Frankfurt/M. 1991, S. 333-361.

Wodak, Ruth (Hrsg.): *Gender and Discourse,* London 1997.

Würtz, Stefanie / Eckert, Roland: „Aspekte modischer Kommunikation“, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft,* Opladen 1998, S. 177-193.

Zybell, Uta: *Zum Zusammenhang von weiblicher Moralentwicklung und Berufsorientierung junger Frauen.* Darmstädter Beiträge zur Berufspädagogik, Band 21. Alsbach/Bergstraße 1998.

Corinna Genschel

Queer Meets *Trans Studies*: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen in *Queer* Theorie

Als ich eingeladen wurde, im Rahmen der Vorlesungsreihe „Dimensionen von *Gender Studies*“ den *queer* theoretischen Zugang zu *Gender Studies* vorzustellen, habe ich mich zunächst gefreut. Denn bislang ist es in der bundesdeutschen Theoriebildung nicht unbedingt üblich, Geschlecht aus der Perspektive der sozialen, politischen und kulturellen Organisation und Regulierung von und durch Sexualität zu untersuchen und diese Herangehensweise als integralen Bestandteil institutionalisierter Frauen- und Geschlechterforschung zu sehen. Nichts anderes aber symbolisiert es, wenn *Queer* Studies oder *Queer* Theorie einen eigenständigen Platz in einer Einführungsveranstaltung zu *Gender Studies* bekommt. Bei dem Gedanken jedoch einer Einführung in *Queer* Theorie drängten sich Fragen auf. In der Reihung anerkannter disziplinärer Zugänge wie der Literaturwissenschaften, Politikwissenschaften und Soziologie taucht nun auch *Queer* Theorie als eigenständige Disziplin auf. Handelt es sich aber bei *Queer* Studien um eine Disziplin, wenn sie sich doch selbst durch das Zusammentreffen unterschiedlicher Disziplinen, Methoden und theoretisch-politischer Impulse auszeichnet? Und wichtiger, sehe ich *Queer* Studien als eine eigene Disziplin, die womöglich eine Substanz im Sinne einer festgelegten Methode oder eines definierten Gegenstands hat und sich von anderen disziplinär abgrenzt? Auch wenn es sicher eine Tendenz zur Etablierung als Disziplin gibt, möchte ich doch an dieser Stelle einen Moment innehalten.

Ich beginne deshalb meinen Beitrag zu *Queer* Theorie und dem Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen mit einer Einleitung, in der ich den Ort problematisiere, von dem aus ich spreche. Denn wenngleich es notwendig ist, Theorien zu entwickeln, die die theoretischen und alltagsweltlichen Voraussetzungen und Wirkweisen offen zu legen in der Lage sind, die in die Kategorien Sexualität und Geschlecht eingeschrieben sind – gerade in deren konstitutiver Verwobenheit – wie es sich die VertreterInnen queerer Wissenschaftspolitiken zum Ziel gesetzt haben, ist es doch gleichzeitig zentral, darüber nachzudenken, wie diese Interventionen erfolgen. Denn wie Sabine Hark sagt, ist die

> „Institutionalisierung von Wissen ein machtgetränkter Prozess, der auch anderen Logiken als der Erkenntnisvermehrung folgt und Effekte von In- und Exklusion zeitigt, die oft genug im starken Kontrast zu den etablierten Absichten steht“.[1]

An einem Beispiel aus der jüngeren feministischen Wissenschaftspolitik, der Internationalen Frauenuniversität (IFU), die im Sommer 2000 u.a. in Hannover stattfand, nähere ich mich der Konzeptionalisierung von Geschlecht und Sexualität von einer anderen Seite. Vor dem Hintergrund der IFU – und hier des Projektbereichs ‚Körper' – möchte ich zunächst hervorheben, dass queere Interventionen in die heterosexuell strukturierte Geschlechterordnung nach wie vor notwendig sind. Denn das Curriculum des Projektbereichs Körper zeigte sich als nahezu unberührt von den „neueren Studien der Sexualität".[2] Gleichzeitig soll das Beispiel IFU auch verdeutlichen, dass dieser ‚Missstand' nicht einfach durch die Addition einer ‚fehlenden' Kategorie – hier der (Hetero)Sexualität – zu beheben ist. In den Blick geraten muss, inwieweit spezifische Konzeptionen von Sexualität – als selbstverständlich heterosexuell – den Diskurs und das Wissen um und über Geschlecht auch im Feminismus strukturieren.

Nach diesen Versuchen, Eckpunkte des queeren Feldes zu bestimmen, komme ich zum eigentlichen Gegenstand meines Beitrags im engeren Sinne: dem problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen in der *Queer* Theorie und den Möglichkeiten des *Gender Trouble*, der Verwirrung der Geschlechter. Queere Interventionen haben feministische Geschlechtertheorien in Bezug auf das Verhältnis von Sexualität, Geschlecht und Körper durchgeschüttelt. Die Annahme des „permanenten Scheiterns des Geschlechts"[3] erwies sich als produktive Position, von der aus verworfene Geschlechter sowie die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit in ihrer Verwobenheit mit dem Regime der (Hetero)Sexualität zum Thema gemacht werden konnten. Allerdings – so meine These – haben geschlechtliche Transgressionen zumeist den Status eines diskursiven Zeichens sowie einer Widerständigkeit innerhalb der ‚Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität', die von sozialen und politischen Existenzweisen sowie einer Ausarbeitung der je konkreten institutionellen Zwänge absieht. In der Konfrontation mit dem zum Teil von *Queer* Theorie selbst aufgeworfenen Feld, den *Trans Studies*, steht *Queer* Theorie deshalb jetzt vor der Herausforderung, seine eigenen Leerstellen zu reflektieren und Denkbewegungen voranzutreiben.

Der Aufbau einer Disziplin als Disziplinierung?

In dem Aufsatz „Against Proper Objects" hat Judith Butler[4] die Kämpfe um die wissenschaftspolitische Etablierung lesbisch-schwuler Studien als Disziplin problematisiert. Anlass ihrer Überlegungen ist das Vorwort des 1993 erschienenen *The Lesbian and Gay Studies Reader*[5] – eine Anthologie, die sicherlich durch die sehr breite Textauswahl eine der besten Zusammenstellungen lesbischer und schwuler Theoriebildung darstellt. Die HerausgeberInnen des *Rea-*

ders unterscheiden zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht lesbisch-schwule Studien von *Queer* Studien. Dies ist m.E. jedoch an dieser Stelle nicht so zentral, da die AutorInnen sich in der Tradition einer konstruktivistischen Lesben- und Schwulenforschung verstehen, also ähnlich wie *Queer* Theorie Sexualität als regulatives Regime fassen. Wichtig ist an dieser Stelle insofern nicht die genaue Unterscheidung zwischen lesbisch-schwuler und queerer Theoriebildung, sondern in welcher Weise in dem Vorwort zum *Reader* das eigene Feld als ein Eigenständiges begründet wird und welche Fragen sich hieraus bezüglich der Etablierung von *Queer* Theorie als Disziplin stellen.

In dem Anliegen, lesbisch-schwule Studien als eigenes und notwendiges Feld des Wissens und als neue Problemformulierung zu legitimieren, mit deren Hilfe es möglich ist, in nicht reflektierte Voraussetzungen und theoretische Vorannahmen von Sexualität zu intervenieren, weisen die HerausgeberInnen des *Readers* lesbisch-schwule Theorie als ein Feld aus, das von anderen nicht bearbeitet werde und deswegen Legitimität beanspruche. Vor dem Hintergrund der Selbstverständlichkeit von (Hetero)Sexualität in einem Großteil feministischer (und anderer) Theoriebildung klingt eine solche Begründung sehr nahe liegend, und so formulieren die AutorInnen, dass feministische Theorie „includes any research that treats *gender* (whether female or male) as a central category of analysis“, und führen weiter aus, dass „lesbian/gay studies does for *sex* and *sexuality* approximately what women‘s studies does for gender“.[6] Abgesehen von der einfachen disziplinären Ausweisung der Gegenstandsfelder *Sex* und *Gender* macht Butler auf eine weitere Bewegung aufmerksam. Indem die AutorInnen ‚*gender*‘ mit dem Zusatz ‚männlich und weiblich‘ versehen, wird Feminismus quasi auf die Theorie der Geschlechterdifferenz reduziert. Für lesbisch-schwule Studien dagegen wird eine größere Komplexität behauptet, denn der Begriff des Sexes umfasst im englischen sowohl das Begehren wie auch die (anatomische) Binarität männlich/weiblich. Lesbisch-schwule Studien beschäftigen sich demnach im Gegensatz zu Feminismus sowohl mit Sexualität als auch mit Geschlecht – allerdings nicht mit ‚gender‘.[7] Feminismus wird – um das eigene Feld zu behaupten – auf die Beschäftigung mit einem engen Konzept von ‚gender‘ reduziert, seiner Komplexität beraubt und um die, wenngleich stark umkämpfte, Dimension sexueller Politiken verkürzt. Von meiner heutigen Position aus muss folglich die Frage gestellt werden, wohin denn dann die Auseinandersetzung mit Transsexualität, Transvestismus, Geschlechtertransgressionen gehören, die ja gerade im Spannungsfeld des so genannten anatomischen und sozialen Geschlechts und der Sexualität liegen – oder ob es dafür eine weitere Disziplin geben muss?

Dass lesbisch-schwule Studien, bzw. *Queer* Theorie u.a. als Reaktion auf denjenigen Feminismus entstanden ist, der Geschlecht als primäre Kategorie

der Analyse gesetzt und andere Achsen sozialer Differenzierung – wie zum Beispiel Sexualität – vernachlässigt bzw. dem Geschlecht nachgeordnet hat, scheint vergessen.[8] Nun sind lesbisch-schwule Studien sicherlich nicht mit *Queer* Theorie in eins zu setzen. Waren doch die allerersten ProtagonistInnen der *Queer* Theorie Feministinnen wie Teresa de Lauretis und Judith Butler und haben sie doch gerade die Arbeitsteilung zwischen den Disziplinen zum Anlass der Revision feministischer und lesbisch-schwuler Geschlechter- und Sexualitätstheorien genommen. Insbesondere *Das Unbehagen der Geschlechter* kann in diesem Zusammenhang als herrschaftskritischer Versuch gelesen werden, die Übernahme zugewiesener Gegenstandsfelder als gesellschaftlich notwendige – d.h. für die Aufrechterhaltung des Status Quo der heterosexuellen Geschlechterordnung – Identitätsversicherung zu problematisieren, die einem Normalisierungsimperativ folgt. Im Zentrum der Butler'schen Analyse steht insofern auch nicht nur das Verhältnis von Sexualität und Geschlecht, sondern beide Kategorien werden nach ihren ‚internen' Operationen und ihrem regulativen Zusammenhang befragt. Wenn aber *Queer* Theorie durch die Infragestellung der Unterscheidung in anatomisches (*sex*) und soziales (*gender*) Geschlecht sowie der Kritik am Konzept ‚homo/heterosexueller Identität' scheinbar jenseits des bisher Problematisierten steht, sind Butlers Ausführungen von einer Bedeutung, die auch auf *Queer* Theorie zutreffen. Denn sie wirft das Problem auf, wie einer Komplexität von Machtverhältnissen Rechnung zu tragen ist? Wie ist der Komplexität und Vermittlung, die dem Begriff bzw. der Realität von Geschlecht als so genanntes anatomisches UND soziales Geschlecht, als Existenzweise UND Strukturkategorie, als gelebter Körper, Habitualisierung UND Institution zu denken und wie wollen wir dies ins Verhältnis zu anderen Achsen der Differenzierung stellen? Für den Gegenstand dieses Beitrags stellt sich zudem die Frage nach (Selbst-)Repräsentation: Wer hat in der Theoriebildung zu Geschlecht die Macht zu sprechen, wer wird in welchen Kontexten zum Sprechen ermächtigt und wozu? Und was sagt das über die Machtdifferenzen im eigenen Feld?

Ziel dieses Beitrags ist es deshalb auch nicht, *Queer* Studien als Disziplin darzustellen, die eine Art gesichertes Wissen *hat*, sondern als ein produktives Spannungsfeld verschiedener konzeptioneller Denkbewegungen zu sehen, die Sexualität und Geschlecht jenseits von Identität als regulatives Regime neu zu verstehen trachten. Ein produktives Spannungsfeld, das sich durch ein Verhältnis von Ermöglichung und Verhinderung, durch das Eröffnen und Schließen von Räumen auszeichnet. Um *Queer* Theorie derart in Bewegung zu halten, ist nach Sabine Hark eine Praxis nötig, die in der Lage ist, die Werkzeuge, Gegenstände und Fundamente, die sich das Feld gegeben hat bzw. die in es eingegangen sind, kritisch zu hinterfragen.[9] Ausgehend von der Thematisierung geschlechtlicher Transgressionen werde ich von daher im letzten Teil den

Begriff des Geschlechts – so wie er in *Queer* Studien dominant geworden ist – wieder aufnehmen und verkomplizieren.

Die Bedeutung queerer Kritiken

Dass queere Kritiken an der Selbstverständlichkeit von (Hetero)Sexualität dringend erforderlich sind, soll ein Beispiel aus der jüngeren feministischen Wissenschaftsgeschichte verdeutlichen: der IFU, und hier des Projektbereichs Körper.[10] Das Programm sowie das Curriculum waren international und interdisziplinär angelegt. Die Dekanin formulierte zudem, dass das Programm definitiv „nicht als bindendes Curriculum über den problematischen Status von Frauenkörpern an der Wende zum nächsten Jahrtausend" zu verstehen sei.[11] Denn der Frauenkörper entziehe sich der Festlegung, es gebe keinen privilegierten Zugang zum Körper, und dies müsse sich in der Weigerung, kanonisiertes Wissen zu produzieren, niederschlagen. Dennoch war schnell deutlich, dass bestimmte Zugänge ‚zum Körper' ausgeschlossen waren. Nicht dass ‚Sexualität' überhaupt kein Thema gewesen wäre oder nur in naturalisierter Form auftauchte. Ihre Konzeptualisierung aber als Heterosexualität wurde nicht in Frage gestellt. Die traditionsreiche Verknüpfung von Sexualität und Reproduktion blieb fast durchgängig erhalten, und die produktive Dimension von Sexualität in der Formung von Körpern und Geschlechtern blieb außen vor. Es wurden keine Anstrengungen unternommen, (Hetero)Sexualität als Struktur zu problematisieren, die Gesellschaften, Wissen, Praktiken und Institutionen wie auch Subjektivitäten organisiert und hervorbringt. Insofern hat das IFU Programm ein „heterosexuelles Imaginäres"[12] entfaltet. Damit meine ich eine Art des Denkens und der Repräsentation, die die Wirkweise von Heterosexualität in der Strukturierung von Geschlecht und Körper im besonderen und der Gesellschaft im allgemeinen verdeckt. Der Effekt einer derartigen „Körperakademie" war, dass sowohl Heterosexualität als auch die rigide Zweigeschlechtlichkeit als selbstverständlich und natürlich reproduziert wurde. Und solange diese Prämissen unhinterfragt blieben, konnte auch nicht gefragt werden, welche Bedeutung diese Auslassung in der Entwicklung feministischer Theorien und ihrem Blick auf die Welt – und im Kontext der IFU für feministische Analysen im globalen Kontext – hätten. So hat fatalerweise diese Zur-Norm-Setzung der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit es unmöglich gemacht, die Verschiedenheit von Geschlechterregimen im globalen Rahmen zu thematisieren. Dadurch wurde einerseits die „moderne Geschlechterdifferenz"[13] enthistorisiert und entlokalisiert, andererseits in seiner Wirkmächtigkeit als hegemonialer Diskurs ‚auf die Welt' entpolitisiert.

Damit verbunden war ein weiterer Effekt, einer, der nicht gleich erkennbar ist, weil er sich in die Art des Sprechens bzw. des Schweigens, in die Möglichkeit von Auseinandersetzung einschreibt: Auffallend war nämlich, dass es nicht gelang, in diese Anordnung in mehr oder weniger kollektiver Form einzugreifen und die Zur-Norm-Setzung der Heterosexualität in Fragen der Reproduktion, der Organisation von Verwandtschaft oder Nation und in Fragen der Gewalt – um nur einige Beispiele zu nennen – nachhaltig zu problematisieren. Heterosexualität und die Zwei-Geschlechter-Ordnung war zum normalisierten Ideal des Wissen geworden, von der einige ‚andere' – die jetzt zur Minderheit geworden waren – abwichen. Lesbische, schwule, trans- und andersgeschlechtliche Verkörperungen und Existenzweisen waren in diesem Schema nur als Abweichungen vom Normalzustand zu repräsentieren. Keine angenehme Position! Denn als Minderheit zu sprechen, bedeutet zunächst, von einer fixierten sexuellen Position aus zu sprechen – wie z.B. „für mich als Lesbe stellt sich das Problem aber anders dar...". Wer aber, und das ist wohl die weitaus wichtigere Frage, hätte sich denn im Rahmen der Internationalität der IFU als Minderheit konstituieren können, und was hätte dies bedeutet? Zudem kann die Konstruktion der Mehrheit als Mehrheit nicht befragt werden. Gerade das aber wäre notwendig gewesen, um die Etablierung der Norm und die daraus entstehenden hierarchischen Strukturierungen des Wissens zu hinterfragen.

Weswegen gehe ich auf die IFU so ausführlich ein? Zunächst wollte ich hervorheben, wie wichtig es ist, sich auch in feministischen Kontexten für die Auseinandersetzung mit der Bedeutung der Heterosexualität stark zu machen. Das Beispiel der IFU hat zudem deutlich gemacht, dass nicht-reflektierte theoretische Voraussetzungen den Diskurs strukturieren. Sie ordnen das Feld nach Sprechbarem und Nicht-Sprechbarem, nach dem Intelligiblen und Nicht-Intelligiblen, und unterscheiden das sozial Legitimierte vom Verworfenen. Sie ordnen schlussendlich das, um was – und in welcher Form – überhaupt gestritten werden kann.

Damit habe ich mich bereits einiger queerer Denkbewegungen für die Kritik an der Wissensproduktion der IFU bedient. Wichtig war hier ein Regime der Normalisierung von Sexualität als Heterosexualität, das sich mit Geschlecht als Zweigeschlechtigkeit verschränkt hat. Heterosexualität wird hierdurch unhinterfragt tradiert und nicht als Struktur der Regulierung erkannt. Wichtiges Prinzip der Normalisierung ist dabei die Konstruktion von Mehrheit und Minderheit, Norm und Abweichung, Zentrum und Ränder, die sich in die Möglichkeit von Sprechen, Denken und Handeln – in Selbst- und Gruppenverhältnisse – einschreibt.

Queere Denkbewegungen

Damit komme ich zu *Queer* Studien, bzw. Queeren Denkbewegungen. Was sich seit 1991 selbstbewusst *Queer* Theorie nennt, ist ein Zusammentreffen verschiedener Theoriestränge und Traditionen, die sich der (Hetero)Sexualität als regulativer Praxis annehmen. Gewöhnlich im Diskurs als herabwürdigender Begriff gebraucht, insbesondere gegen diejenigen, die sichtbar den Normen geschlechtlicher und (hetero)sexueller Identitäten nicht entsprechen, wurde *queer* als trotzige Umarmung der dem Begriff innewohnenden Verwerfung neu bedeutet. *Queer* ist nicht als Gegensatz zu heterosexuell oder als Synonym von lesbisch und schwul zu verstehen. Es ist der politische Dissens gegen eine Normgesellschaft, die durch Benennung homogenisiert und entnennt, marginalisiert, ableitet und ausgrenzt, der jenseits von Identitätskonstrukten – so das Versprechen – zum verbindenden Element wird.[14]

Der Kampf um Sexualität und ihre Regulierung, so die zentrale These, sei unabdingbar verbunden mit der Genese und Reproduktion moderner sozialer Institutionen wie Familie, Staat, individuelle Freiheit, Zensur, Öffentlichkeit und Privatheit, moderne Geschlechterdifferenz, Bevölkerungspolitik, nationale Identität oder kulturelle Körpervorstellungen.[15] *Queer* markiert eine Verschiebung in der Analyse der modernen Konstruktionen von Geschlecht und Sexualität. Diese werden als Moment gesellschaftlicher Ordnung und Macht betrachtet. Sie sind nicht genuin natürlich, intim oder privat, sondern im Anschluss an poststrukturalistische Theorien von Repräsentation werden sie als Effekte bestimmter moderner Bezeichnungs- , Regulierungs- und Normalisierungsverfahren begriffen. Sie gehen Kultur nicht voraus, sondern sind gleichursprünglich mit ihr. Gegenstand und Ausgangspunkt kulturtheoretischer wie politischer Überlegungen und Eingriffe sind dann genau diese Verfahren. Wissenschaftlich liegt die Bedeutung von *queer* vor allem im Zugriff auf die vernachlässigte Dimension heterosexuell begründeter und Heterosexualität begründender Herrschaft. Denn die Entnaturalisierung von (Hetero)Sexualität macht offensichtlich, dass Heterosexualität als Heteronormativität in grundlegende Gesellschaftskonzepte eingeschrieben ist und gerade dadurch ihre Wirkmächtigkeit entfalten kann. Heteronormativität umfasst also mehr als nur das Sexuelle. Sie organisiert, was als Sexualität gilt, und fasst Sexualität als ein Wissenssystem, welches u.a. das Selbst als selbstverständlich Sexuelles und sexuelle Identitäten als zentrale Marker ‚wahrer Individualität und Persönlichkeit' konstruiert. Heteronormativität meint das Privileg, die Macht und den normativen Status der Heterosexualität, die Welt als selbstverständlich heterosexuell darzustellen.

Im Anschluss an poststrukturalistische Theorien wird davon ausgegangen, dass es nie vollständig gelingen kann, soziale Gruppen zu unterscheiden und zu homogenisieren. Repräsentation kann nie ganz bezeichnen, ist bestimmt durch die Differenz zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem, ist immer in Bewegung. Das Versprechen von Substanz und Identität ist immer seiner eigenen Niederlage ausgesetzt, ist *queer by nature*. Folglich geht es auch weniger um Kämpfe nach Akzeptanz und Integration des ‚Anderen' als vielmehr um die Analyse, Funktion und Herstellungsverfahren des ‚Anderen', die den Ausgrenzungsmechanismen als Legitimationspraktiken dienen. Der Konstruktion ‚des untergeordneten Anderen' liegt ein strukturelles Moment zugrunde. Heterosexualität hat aus sich selbst heraus keine Lebensberechtigung. Um den Status als Natur und Ursprung abzusichern, benötigt diese Institution das ‚Andere' als Abgrenzungsfolie, als schlechte Kopie ihrer selbst.

Kritisch betrachtet werden von daher auch Minderheitenpolitiken, die daran festhalten, Gruppen zu definieren und zu klassifizieren, um deren Schutz oder Gleichstellung zu erwirken. Identitätspolitisch organisierte Bewegungen und Minderheitenpolitik würden gerade diejenigen sozialen und politischen Prozesse ignorieren, in denen (sexuelle) Identitäten und (marginalisierte) Gruppen überhaupt erst hervorgebracht und zugewiesen werden. Nicht Identitäten sind deshalb zu politisieren, so die Konsequenz aus queerer Sicht, sondern gesellschaftliche Praktiken und Kontexte, in denen diese hervorgebracht und stabilisiert werden. Denn wie u.a. das Beispiel IFU gezeigt hat, war ‚Identitätspolitik' keine angemessene Antwort auf die Herausforderungen des heteronormativen Curriculums.

Queer artikuliert einen Widerstand gegen Regime der Normalisierung und kann als Zeichen des Ringens um gesellschaftliche Deutungsmuster verstanden werden, deren Gültigkeit immer wieder und an den unterschiedlichsten Orten in Frage steht.[16] Das Konzept der Normalisierung, respektive des Regimes der Normalisierung, das gesellschaftliche Diskursanordnungen als selbstverständlich erscheinen lässt und damit Sprechpositionen reguliert, ist allerdings an verschiedenen Punkten auch innerhalb von *Queer* Theorie auf Kritik gestoßen.

Cathy Cohen[17] hat beispielsweise darauf hingewiesen, dass es in queerer Politik und Theoriebildung eine Tendenz gibt, das Regime der Normalisierung aus einem monolithischen Konzept von Heterosexualität zu entwickeln, als sei diese nicht berührt von anderen Achsen sozialer Differenzierung. Am Beispiel der derzeitigen Dämonisierung heterosexueller armer schwarzer Frauen in den USA als so genannte *Welfare Mothers,* die nach konservativer Propaganda dem Staat durch ihre „exzessive sexuelle Aktivität", deren Folge (zu) viele Kinder seien, auf der Tasche lägen, führt sie aus, dass es eben nicht eine Heterosexua-

lität an sich sei, die den privilegierten Status habe. In der Geschichte der USA (und es bliebe zu fragen, wie das für die BRD ist) meint Heteronormativität die Privilegierung einer spezifischen auf der weißen Mittelschichtskleinfamilie basierenden Heterosexualität. Diese Einsicht bedeute nicht, dass nicht auch schwarze heterosexuelle Frauen gegenüber schwarzen Lesben oder Schwulen privilegiert seien, es bedeute aber zu verstehen, dass Heteronormativität eine spezifische Machtartikulation ist, in die sich die Geschichte der Rassisierung, des Sklavereisystems und der ökonomischen Ausbeutung eingeschrieben hat. Heteronormativität sei insofern auch nicht effektiv zu bekämpfen oder zu destabilisieren, wenn diese nicht auch auf ihre rassistischen Anteile hin analysiert werde.[18]

Eine andere kritische Anmerkung führt Rosemary Hennessy[19] aus. Sie problematisiert, dass sich *Queer* in Bezug auf die Forderung nach Destabilisierung und Verflüssigung von Identitätskonzepten (so sehr sie die Kritik daran auch befürwortet) nicht der eigenen Möglichkeitsbedingungen, solches Wissen zu produzieren, bewusst ist und damit ein anderes Regime der Normalisierung mit trägt. Hennessy bezieht sich hierbei auf die Gefahr der Eingliederung queerer Theorie oder Versatzstücke – insbesondere des Theorems Begehren – in die postmoderne Konsumkultur, die sich durch Diversifizierung der Produktpalette sowie der KonsumentInnenschaft auszeichnet. In einer Zeit, in der die „Grenzen zwischen Psychischem und Gesellschaftlichem, zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Körper und Markt neu geordnet werden“[20] sei es dringend notwendig, Begehren nicht als etwas Abgekoppeltes zu betrachten, sondern in den ihm „zugrunde liegenden gesellschaftlichen Produktionen und Transformationen“[21]zu verorten. *Queer* biete zwar als Identitätskritik die Möglichkeit, in die Verdinglichung sexueller Identitäten mit dem entsprechenden Begehrenskonzept zu intervenieren, allerdings bleibe die „Tyrannei des Eigenen“, auf dem Individualismus und Kapitalismus basiere, letztendlich unangetastet, wenn Begehren eine nur in engen diskursiven Begrifflichkeiten gedachte Kategorie bleibe.[22]

Queere Denkbewegungen, so möchte ich vorläufig zusammenfassen, verdeutlichen die Notwendigkeit der Integration von (Hetero)Sexualität in jede Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse. Wie Letztere verstanden werden, ist in *Queer* Theorie selbst Gegenstand der Auseinandersetzung. Und wie weit in *Queer* die Kritik am Identitätskonzept und dem Regime der Normalisierung geht, bzw. was sich letztendlich als Queeres Wissen durchsetzt, ist wiederum abhängig von den gesellschaftlichen Produktionen und sozialen Differenzierungen, in denen *Queer* Theorie, wie jede andere Theorie auch, lokalisiert ist.

Die Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität

Queer verursacht *Gender Trouble,* so heißt es – und in der Tat haben verschiedene VertreterInnen der *Queer* Theorie die Vorstellung von Geschlecht als eindeutig, naturhaft und unveränderbar massiv durcheinander gebracht und damit die Herleitung sexueller Identitäten aus einer vermeintlich sicheren Geschlechtsidentität in Frage gestellt. Das Projekt, Geschlecht zu verqueeren, ist sicherlich am augenscheinlichsten von Judith Butler vorangetrieben worden. Judith Butler ist selbstverständlich nicht die einzige queere Theoretikerin, die sich des Verhältnisses von Sexualität und Geschlecht angenommen hat. Zu nennen sind an dieser Stelle auch die Arbeiten von Eve Sedgwick, Teresa de Lauretis und Diana Fuss als eben solche Versuche, die „Zwangsordnung von Geschlecht und Sexualität" theoretisch zu fassen.[23]

Ich beziehe mich dennoch auf Butler, weil sich viele der Weiterbearbeitungen – in kritischer und affirmativer Absicht – an ihrer Identitätskritik, dem Konzept der Performativität sowie an den von ihr theoretisch artikulierten Geschlechterverwirrungen festmachen. Ich will in meiner abschließenden Kritik dann auch nicht an die Mitte der neunziger Jahre in der BRD scharf diskutierten ‚Grundsätzlichkeiten' anknüpfen, wie sie in der Auseinandersetzung mit der ‚Materialität des Körpers' Thema waren.[24] Denn ich halte die von Butler und anderer *Queer* Theorie stark gemachte Kritik für wichtig und produktiv. Ich lese ihre Arbeit als Aufforderung, der Komplexität gelebter Geschlechterrepräsentationen wie auch der Gewaltförmigkeit des heterosexuellen Geschlechterdiskurses Rechnung zu tragen. Dies sage ich u.a. vor dem Hintergrund derjenigen Existenzweisen,[25] deren Geschlechterentwürfe verworfen und die in den Pathologien der Zweigeschlechtlichkeit und Sexualität ‚zwischengelagert' wurden und werden. Wenn es darum geht, Zwänge und Absicherungen der Geschlechterordnung einerseits und Gestaltungsräume andererseits zu verstehen, muss insbesondere das Verhältnis von Zentrum und Rand, von Norm und Abweichung in den Blick genommen werden.

Wo also liegt Butlers Intervention in die heterosexuelle Geschlechterordnung? Im Rückgriff auf Gayle Rubin[26] unterscheidet sie zunächst einmal *analytisch* die Kategorien Sexualität und Geschlecht voneinander. Dass jedoch eine kategoriale Trennung mit Problemen beladen ist, haben wir am Anfang gesehen, und so wird gerade die Verschränkung beider Kategorien zum Ausgangspunkt ihrer Analyse. Diese Verschränkung wird mit dem Begriff der „heterosexuellen Matrix" bearbeitet. In der heterosexuellen Matrix werden drei Dimensionen der Geschlechterordnung – *sex*, *gender*, Begehren – als eine kausale Kette angeordnet. Kausal meint hier, dass eine Dimension von der anderen abgeleitet wird und so den Schein der Natürlichkeit erhält. Butler hält dagegen, dass *gender*

nicht der Natur (*sex*) nachgelagert sei und ein spezifisches sexuelles Begehren zur Folge habe, sondern dass *gender sex* als vordiskursiv, als natürlich und in einer hierarchischen Anordnung produziert.

Zweigeschlechtlich bestimmte Identität und Verkörperung begreift sie als Effekt der regulierenden Praxis der Zwangsheterosexualität, was sich mit dem von Foucault beschriebenen Identitätskonzept des Sexus – der Hetero/Homoaufteilung – verbindet.[27] Die Differenzierung von Frau und Mann vollendet sich nach Butler im heterosexuellen Begehren. Sinnhaft, realitätsmächtig und materiell sind nur solche ‚Identitäten', welche die Kohärenz zwischen *sex*, *gender*, Begehren und sexuellen Praktiken zum Ausdruck bringen und die Identifizierung mit dem einen Geschlecht vom Begehren nach dem anderen Geschlecht unterscheiden. D.h. die an sich nicht neue Erkenntnis einer heterosexualisierten Geschlechterordnung wird ausgeweitet auf die Macht der (Hetero)Sexualität zwei sich ausschließende, unabänderbare und eindeutig festlegbare Geschlechter[28] hervorzubringen. Das moderne Geschlecht ist notwendigerweise an das heterosexuelle Begehren geknüpft und folgt dem Ideal der Kohärenz von anatomischem und sozialem Geschlecht. Das biologische Geschlecht ist also nicht dem sozialen Geschlecht vorgängig, sondern übernimmt als vermeintlich natürlicher Referenzpunkt eine regulierende Funktion.

„Das ‚biologische Geschlecht'", schreibt Butler,

> „ist Teil einer regulierenden Praxis, die die Körper herstellt, die sie beherrscht, das heißt, deren bindende Kraft sich als eine Art produktive Macht erweist, als Macht, die von ihr kontrollierten Körper zu produzieren – sie abzugrenzen, zirkulieren zu lassen und zu differenzieren. Das ‚biologische Geschlecht' ist demnach ein regulierendes Ideal, dessen Materialisierung erzwungen ist, und zu dieser Materialisierung kommt es (oder kommt es nicht) infolge bestimmter, höchst regulierter Praktiken."[29]

Die kulturelle Matrix, die nur bestimmte Selbstverhältnisse intelligibel macht, schließt gleichzeitig

> „die Existenz anderer Selbstverhältnisse aus, nämlich genau jene, in denen sich das soziale Geschlecht nicht aus dem anatomischen Geschlecht herleitet, oder in denen die Praktiken des Begehrens, weder aus dem einen noch dem anderen folgen."[30]

Die Regulierung von Geschlecht als zweigeschlechtlich und heterosexuell bedeutet insofern auch immer die Verwerfung anderer Selbstverhältnisse, und zwar derjenigen, die sie als Abweichung erst konstituiert.

Da also Geschlecht nicht 'natürlich', sondern die 'Natürlichkeit' eine politisch angewiesene ist, ist das Kohärenzideal immer durch das Gespenst seiner eigenen Inkohärenz bedroht.[31] Die Vormachtstellung muss gegen ständige Übertretungen, gegen Widersprüche und Brüche gesichert bzw. wiederhergestellt werden. Butler führt aus, dass dies durch wiederholende Handlungen geschieht, die Geschlecht als performativen Effekt produzieren. Performativität bedeutet, dass etwas durch Äußerungen oder Praktiken konstituiert wird, die angeblich ihr Resultat sind.

Performativität darf aber nicht als bewusster Akt eines Individuums verstanden werden. Die Konstruktion von Kausalität und Substanz findet durch diskursive Mechanismen statt, die sozialen Sinn produzieren, wirkmächtig werden und in ihrer Macht, Realität zu definieren, das Subjekt anrufen. Ein Beispiel ist die Medizin. Sie definiert und leitet ab, pathologisiert und macht auch krank, macht sichtbar und darüber notwendigerweise etwas unsichtbar. Über die Ordnung des Diskurses werden Sprechpositionen reguliert, die von den Individuen aufgegriffen werden (müssen), wenn sie sich intelligibel machen wollen. Um also soziale Sichtbarkeit oder eine Sprechposition zu erlangen, muss man etwas tun, und nur durch diese Handlungen gelangt man als Person als solche ins Leben.

Performativität ist bei Butler also durch einen komplexen Prozess von Wiederholungen geregelter, historisch abgelagerter und restringierter Normen – oder Deutungsmuster – definiert; und die Einordnung der Subjekte durch wiederholende Akte in diese Diskurse ist nichts, was „*vom* Subjekt performativ ausgeführt wird, sondern was die zeitliche Bedingtheit des Subjektes ermöglicht".[32] Geschlechterperformativität bedeutet insofern auch nicht, Geschlecht als Kleidung zu betrachten, die qua einfacher Willensentscheidung aus dem Schrank genommen und nach Belieben gewechselt werden kann. Performativität ist ein Prozess ritualisierter Handlungen in einem spezifisch historischen Gesellschaftskontext. Handlungen werden unter Zwang und durch den Zwang wiederholt – bei Androhung von Ächtung, Verwerfung und sozialer Illegitimität. Performativität also meint ein kontingentes, historisch produziertes ‚Selbstverhältnis' und die Verkörperung zweigeschlechtlicher und sexueller Normen.[33]

Nun geht Butler nicht davon aus, dass die Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität unveränderbar sei. Im Gegenteil, gerade der Zwang permanenter Wiederholungen bedeute prinzipiell das Scheitern von Geschlecht und Identität als essentiellen und authentischen Gegebenheiten. Die Diskurse beispielsweise der Medizin, der Sexualwissenschaften aber auch sexueller Minderheiten sind dementsprechend nicht nur Äußerungen einer existierenden Macht, sondern

müssen ebenso als Absicherungsbestrebung gelesen werden. Absicherungen einer Ordnung, die die durch sie selbst produzierten Irritationen in Formen der Abweichung gießt, um ihren Status als Original zu erhalten. Wichtig ist es deshalb, in das Verhältnis von Original und Kopie, von Norm und Abweichung einzugreifen.

Ein Ort, wo dies geschehen kann, ein Moment, in dem die Brüchigkeit der vermeintlichen Naturhaftigkeit und der Charakter von Geschlecht als unerreichbarem Ideal sichtbar wird, ist nach Butler Travestie in lesbischen und schwulen Kontexten. Dort wird die Ableitung von Geschlechtskörper, Geschlechtsidentität und Begehren bewusst durcheinander gebracht und mit der Übertretung eines Normensystems gespielt, *Gender Trouble* gemacht. Travestie, so hebt Butler hervor, ist nicht essentiell subversiv, hat aber das Potential, Kritik an der heterosexuellen Matrix zu üben. Denn „indem die Travestie Geschlecht imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur von Geschlecht als solchem wie auch dessen Kontingenz".[34]

Dies ist wichtig zu betonen, denn Butlers Theorie wurde oft verstanden, als sei Travestie an sich subversiv oder eine Avantgardeposition, von der aus sich die Geschlechterordnung ‚umstürzen' ließe. Was Travestie für Butler interessant macht, ist eben, dass diese die Einheit von Geschlecht als Ideal offen legt. Es geht ihr um die Möglichkeiten, die inhärente Instabilität der ‚Normalität' hervorzuheben, wie auch die kulturellen Anstrengungen zu zeigen, die die Sicherung der Stabilität verlangt.

Tatsächlich ist es der erste Aspekt, die ‚inhärente Instabilität', die in den sich hieran anschließenden Arbeiten zum Gegenstand der Analyse wurde. Die Zahl der Arbeiten über geschlechtliche Transgressionen, über Subversion und Parodie scheint explodiert zu sein und es ist unmöglich, den Überblick zu behalten.[35] Man könnte vermuten, dass sich u.a. durch Butlers Theorie ein Raum für Orte und Strategien, für Existenzweisen und Repräsentationen von Geschlecht geöffnet hat, die bisher dem subkulturellen Rand zugeschrieben und damit als unwichtig erklärt wurden, oder aber als krankhafte, frauenverachtende, homophobe oder eben unreale (Körper-) Praxen denunziert worden sind. Eine oberflächliche Durchsicht dieser Arbeiten aber zeigt schnell, dass die neue Sichtbarkeit kultureller Praxen eine sehr beschränkte ist.

So kritisiert Ki Namaste in einem Aufsatz mit dem aufschlussreichem Titel „Tragic Misreadings: *Queer* Theory's Erasure of Transgender Subjectivity",[36] dass *Queer* Theorie sich zwar auffällig mit Geschlechtertransgressionen beschäftigt, gleichzeitig aber bislang wenig Mühe zeigt herauszuarbeiten, wie denn die Alltäglichkeit des Lebens jenseits der Sicherheit geschlechtlicher

Kohärenz aussieht.[37] So verweist sie auf den prekären Platz, den Mann-zu-Frau Crossdresser in der schwulen Community haben. Denn deren gelebte Geschlechterüberschreitung werde in der schwulen Subkultur als Abweichung von der schwulen Identität gesehen, sie werden nicht als gleichwertige – sexuelle und politische – Subjekte betrachtet. Der einzige Platz, der ihnen in der schwulen Subkultur zur Verfügung stehe, sei eben die Bühne bzw. die zur Schau gestellte Inszenierung der Inkohärenz von Geschlecht. Wenn zudem noch der Tatsache Rechnung getragen werde, dass viele der Inszenierungen dem Lebensunterhalt dienen, da es wenig ökonomische Überlebensmöglichkeiten für transgeschlechtlich lebende Menschen gibt, stellt sich die Frage, wo denn überhaupt in die Verstetigung der Zweigeschlechtlichkeit eingegriffen werde. Namastes Einordnung von Drag Shows in den historischen Kontext von ‚schwulem Entertainment' zeigt in jedem Fall, dass dem Destabilisierungsversprechen von Geschlechternormen durch Drag Grenzen gesetzt sind. Und zwar nicht, weil Drag frauenfeindlich ist, wie ein Großteil feministischer Kritik meint, sondern weil Drag *als Entertainment* in den Geschlechter- und Sexualitätsentwurf von Schwulen eingespannt werden kann, und sich Letzterer dadurch als vorgängiger, als wahre schwule Identität – als Original – etablieren kann. *Queer* Theorie, so Namaste weiter, sei diesbezüglich keine effektive Theorie der Destabilisierung oder des Eingriffs in die heterosexuelle und zweigeschlechtliche Ordnung. Indem nämlich Drag oder Travestie losgelöst werde vom Kontext, in dem es stattfindet, werde es lediglich zu einem diskursiven Zeichen der prinzipiellen Instabilität der Sprache.

Auch wenn Namaste tendenziell essentialistisch bzw. minderheitenpolitisch argumentiert, indem sie queere und transgeschlechtliche Existenzweisen einander so radikal gegenüberstellt, ist einiges an ihrer Argumentation überzeugend. Es ist auffällig, dass in den seltensten Fällen Subjektivitäten ‚auf der Bühne der Theorie' auftauchen oder die sozio-politischen Technologien und Institutionen, die an der Absicherung zweigeschlechtlicher Macht beteiligt sind, genauer durchgearbeitet werden. Dies mag der geisteswissenschaftlichen oder kulturtheoretischen Ausrichtung von *Queer* Studien geschuldet sein. Ich glaube aber, dass es auf ein tiefer gehendes konzeptionelles Problem verweist.

Da die Stilisierung von Widerständigkeit in und durch Drag von der Alltäglichkeit der Lebenspraxen, den Kämpfen um soziale Legitimität sowie den je konkreten institutionellen Zwängen und sozialen Technologien absieht, ignoriert *Queer* Theorie häufig die Besonderheiten und Differenzen in gesellschaftlichen Positionierungen innerhalb der Zwangsordnung Sexualität und Geschlecht. Dadurch kann *Queer* Theorie sich die von ihr stilisierte dekontextualisierte Widerständigkeit aneignen, innerhalb einer queeren Anti-Normativität rekontextualisieren und sich selbst darin verorten, ohne die eigene

– durch verschiedenste Instanzen abgestützte – Verwurzelung im normativen Geschlechterdiskurs zu befragen: Kontextlose Transgression als Fluchtpunkt von Geschlecht.

Hier schließt sich ein weiteres Problem an. Die prominent gewordene Anti-Normativität basiert häufig auf einer Gegenüberstellung von Konformität und Nicht-Konformität, die sich in *sichtbaren* Differenzen zeigt. Es ist das *sichtbare* Crossing von Geschlechterpositionen und Identifikationen, das Mobilität innerhalb und die Differenz zur normativen Geschlechterordnung zum Ausdruck bringt. Was aber bedeutet Sichtbarkeit und ist diese nicht abhängig von dem, wie Sichtbarkeit hegemonial reguliert ist? Und weiter, ist die Sichtbarkeit in queerer Anti-Normativität nicht viel zu sehr an der Oberfläche des ‚Körpers' festgemacht? Wenn also die Nichterfüllung sexueller und geschlechtlicher Normen – zum Beispiel bei lesbischen Femmes, wie Biddy Martin herausstellt – nicht sichtbar wird, bedeutet dies dann umgekehrt, dass sie die Geschlechterordnung reproduzieren? Und wie sieht es aus für Transsexuelle, die eine Übereinstimmung von Geschlechtskörper und Geschlechtsidentität anstreben, weil ihr Geschlechterentwurf mit den Anforderungen des regulierenden Ideals des biologischen Geschlechts, um mit Butler zu sprechen, in Konflikt geraten ist? Bedeutet ihre Praxis, dass sie die imaginäre Geschlechterordnung aufrechterhalten?

Einige Äußerungen innerhalb der *Queer* Theorie legen eine solche Sichtweise nahe.[38] In meiner Erfahrung mit Diskussionen um *Queer* und Geschlecht werden tatsächlich häufig Geschlechterpraktiken nach ‚guten' und ‚schlechten' unterteilt. Dabei ist es zum einen die fehlende Einbettung in soziale und politische Praxen und Zwänge, die beunruhigt, zum anderen, dass von sehr konkreten Praxen und Entscheidungen, z.B. des *Passings*, des Durchgehens im ‚neuen' Geschlecht, auf die Gesamtheit der Position geschlossen wird. In dem Bemühen, sexuelle und geschlechtliche Differenzen sowie die Widerständigkeit gegenüber Normen auf ‚die Bühne zu bringen', verschwinden die unsichtbaren Differenzen und Handlungsweisen aus dem Bild, genauso wie auch die nicht so schnell erkennbaren Momente des *Gender Trouble*. Liegt zum Beispiel nicht gerade in der Transsexualität – so könnte man vorsichtig fragen – die Möglichkeit der Denaturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit? Wenn nämlich Transsexualität bzw. Transsexuelle gesellschaftlich dazu verurteilt sind, zu verschwinden, weil sie ‚richtige' Frauen oder Männer werden sollen, wie insbesondere die Medizin und das Recht vorschreiben und institutionell verfügen,[39] wenn also Transsexualität ein kulturelles Projekt des *Passings* ist, bedeutet das Gelingen der Transsexualität gewissermaßen auch eine Entnaturalisierung von Geschlecht. Denn wissen wir dann noch, wer überhaupt ein ‚natürliches' Geschlecht hat? Umgekehrt ist die Transsexualität eines der am stärksten regu-

lierten Projekte. Ein Blick in Medizinbücher und Gesetze zeigt, wie sehr das Kohärenzideal Ausgangspunkt, Gegenstand und Ziel von ‚Behandlung' ist.[40] Und so zeigt sich hier der materielle Zwang der zweigeschlechtlichen Ordnung in aller Schärfe, gerade in der Macht bestimmte Geschlechterentwürfe als kontinuierlich oder diskontinuierlich zu legitimieren oder zu verwerfen.

Vor diesem Hintergrund sind die Queeren Interventionen von *Transgender* AktivistInnen und TheoretikerInnen wie Susan Stryker oder Kate Bornstein aufgegriffen worden.[41] Da der Körper als Grund von Geschlecht selbst problematisch geworden ist, könne die *queer*e Herangehensweise der Entnaturalisierung von Geschlecht dabei helfen, geschlechtliche Diskontinuität zu entproblematisieren. Aus dieser Perspektive kritisieren auch sie die häufig allzu glatten Geschlechterrepräsentationen von Transsexuellen beispielsweise in Autobiografien als Praktiken der Unterwerfung. Allerdings machen sie gleichzeitig deutlich, dass andere Geschlechtergeschichten erst dann erzählt werden können, wenn das Leben ‚zwischen den Geschlechtern' – und damit meine ich wiederum auch eins, das sich anders erzählt – sozial lebbar ist. Das bedeutet, die Mechanismen in den Blick zu nehmen, die soziale Lebbarkeit regulieren und sanktionieren, wie physische Gewalt, Armut, verbale Verhöhnung, Ausschluss von BürgerInnenrechten, Nicht-Benennung, öffentliche und private Isolation. Denn diese beeinträchtigen nicht nur die individuellen Lebensmöglichkeiten, sondern darüber hinaus auch die Möglichkeiten politischer Gestaltbarkeit, d.h. die Möglichkeit in die Geschlechterordnung einzugreifen.

Zusammengefasst tendiert Queere Anti-Normativität dazu, das Regime der Geschlechternormalisierung sowie ihre Irritationen in eine simple Logik zu bringen und im Umkehrschluss die ‚Äußerlichkeiten' dieser Ordnung als Widerstandsstrategie gegen sie zu propagieren. Auch wenn ich die queere Einsicht teile, dass Geschlecht Effekt diskursiver Praxen ist, und ich mit Diskurs nicht nur die Sprache meine, wird doch in den queeren Arbeiten häufig ein verkürztes Subjekt- und Praxisverständnis deutlich. Damit greife ich nicht zurück auf das Konzept des Subjekts, das sich selbst weiß, bewusst entscheidet und das ein Geschlecht vor seiner Konstruktion besitzt. Das Subjekt, oder besser Subjektivität ist Ergebnis komplexer Geschichten von Herrschaft, Unterwerfung und Widerstand. Es muss folglich darum gehen, diejenigen Diskurse und Praktiken zu verstehen, die versuchen, uns als soziale Subjekte bestimmter Diskurse in bestimmte Positionen zu rufen – oder dieses eben nicht tun – und um diejenigen Prozesse, durch die wir zu handelnden Subjekten werden. Nur so lässt sich der Spannungsbogen zwischen selbsttätiger Aneignung, produktiver Widerständigkeit und lebenspraktischer Unterwerfung, zwischen Sozialität und Subjektivität, Realem und Imaginärem innerhalb eines widersprüchlich

geordneten Ganzen als problematischer aufrechterhalten, ohne ihn nach einer Seite hin aufzulösen.

Eine Konzeptualisierung von Geschlecht, wie *Queer* Theorie es vorschlägt, die die Einheit von Geschlecht nicht voraussetzt, sondern auf seine Funktion befragt, ist der erste Schritt. Werden geschlechtliche Inkohärenzen aus Denkmodellen der Medizin und der Devianz gelöst und als Symptom der Geschlechterordnung wie auch als Widerstand dagegen verstanden, verändert sich das theoretische Verständnis von politischem Raum und der Neuordnung von Geschlecht und Sexualität. Die theoretische Umorientierung entspricht in diesem Sinne dem gewachsenen politischen Selbstbewusstsein und den Organisierungsanstrengungen der *Transgender Communities* in den USA.[42] Diese fechten zunehmend den Ausschluss aus und die Unterordnung unter lesbisch-schwule und feministische Bewegungen an, an denen sie seit Beginn beteiligt waren. Genau damit wird sich Queere Theorie auseinander setzen müssen, wenn es nicht zu neuen disziplinären Abgrenzungen kommen soll.

Es ist deutlich geworden, dass eine einfach gedachte anti-normative *Queerness* nicht unbedingt der beste Ausgangspunkt ist, von dem aus dies geschehen kann. Die Rekonfiguration von Geschlecht erfordert ein Neu-Entwerfen der institutionellen und diskursiven Bedingungen, die regulative Normen strukturieren und durch diese strukturiert sind, aber auch ein Neudenken der Selbstverhältnisse sowie der Verteilung von Macht, Autonomie und Verletzlichkeit. Das Produktive am Zusammentreffen von *Queer* und *Trans Studies* liegt darin, dass der Versuch, Geschlecht anders zu denken, weitergetrieben wird – gerade auch in der Konfrontation. Er verdeutlicht den umfassenden Zugriff auf ‚uns' und politisiert die Zwänge der Geschlechterordnung. Es steht jetzt an, diese genauer zu fassen, in ihrer Wirkweise zu spezifizieren und über Eingriffsmöglichkeiten nachzudenken, die die Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität nachhaltig verändern.

Anmerkungen

1 Sabine Hark: „Umstrittene Wissenschaftsterritorien: Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ursula Ferdinand/ Andreas Pretzel/Andreas Seeck (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft?*, Münster 1998, S. 14.

2 Domna Stanton: „Introduction: The Subject of Sexuality“, in: dies. (Hrsg): *Discourses of Sexuality: From Aristotle to AIDS*, Ann Arbor 1992, S. 21.

3 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

4 Dies: „Against Proper Objects“, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6/2 (1994), S. 1-26.

5 Henry Abelove/Michéle Aina Barale/ David Halperin: „Introduction“, in: dies. (Hrsg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*, London/New York 1993, S. xv-xviii.

6 Ebd., S. xv, Hervorhebung im Original.

7 Judith Butler 1994, Anm. 4, S. 6.

8 Sabine Hark 1998, Anm. 1, S. 19.

9 Ebd.

10 Der Projektbereich Körper war einer von insgesamt sechs Bereichen: Arbeit, Migration, Wasser, Stadt, Information und Körper. Ich danke Antke Engel und den anderen Teilnehmerinnen der IFU für produktive Diskussionen über Bedeutung und Effekte von Heteronormativität an und innerhalb der IFU.

11 Barbara Duden: „Introduction“, in: *body academy. workbook # 1*, 2000, S. 3 (im Eigenverlag der IFU).

12 Chrys Ingraham: „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steve Seidman (Hrsg): *Queer Theory/ Sociology*, Cambridge/Oxford 1996, S. 168-193.

13 Vgl. u.a. Hannelore Bublitz (Hrsg.): *Das Geschlecht der Moderne*, Frankfurt/M. 1998.

14 Für eine ausführliche Einführung in Queer Theorie vgl. A. Jagoses *Queer Theory. Eine Einführung* (2001) und insbesondere das Nachwort der HerausgeberInnen der deutschen Ausgabe mit einer ausführlichen, aktuellen Übersicht der Wissens- und Politikfelder von *Queer* Theorie mit einer ausführlichen Bibliografie (Genschel/ Lay/Wagenknecht/Woltersdorff). Für eine Diskussion um politische Perspektiven, um die Problematik von ‚Minderheitenpolitik‘ und demokratietheoretische Impulse der *Queer* Theorie, vgl. quaestio (Hrsg.): *Queering Demokratie*, Berlin 2000.

15 Michael Warner: „Introduction: Fear of a Queer Planet“, in: ders. (Hrsg): *Fear of a Queer Planet*, Minneapolis 1993, S. vii-xxxi.

16 Vgl. Corinna Genschel: „Fear of a Queer Planet: Dimensionen lesbischer und schwuler Gesellschaftskritik“, in: *Das Argument 216*, 38:4 (1996), S. 525-538.

17 Cathy Cohen: „Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens. The Radical Potential of Queer Politics?“, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies 3*, 4 (1997), S. 437-466.

18 Vgl. hierfür auch Siobhan Somerville: „Scientific Racism and the Invention of the Heterosexual Body“,

in: Beemyn/Eliason (Hrsg.): *Queer Studies. A Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Anthology*, New York 1996, S. 241-262 und Jennifer Terry/Jacquline Urla (Hrsg.): *Deviant bodies. Critical perspectives on difference in science and popular culture*, Bloomington 1995.

19 Rosemary Hennessy: „Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung", in: *Das Argument 216*, 38:4 (1996), S. 539-550.

20 Ebd., S. 548

21 Ebd.

22 Vgl. hierfür auch David Evans: „Zwischen „moralischem" Staat und „amoralischem" Markt. Die materiellen Dimensionen und politischen Dilemmata homosexueller BürgerInnenschaft in der Spätmoderne", in: quaestio (Hrsg.): *Queering Demokratie*, Berlin 2000, S. 67-82.

23 Eve K Sedgwick: *Epistemology of the Closet*, Berkely 1990; Teresa de Lauretis: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities", in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3, 2 (1991), S. iii- xviii; Diana Fuss (Hrsg.): *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*, New York/London 1991; dies.: *Essentially Speaking. Feminism, Nature, and Difference*, New York/London 1989.

24 Vgl. hierfür insbesondere die Feministischen Studien 2/93 zur „Kritik der Kategorie Geschlecht".

25 Zum Begriff der Existenzweise vgl. Andrea Maihofer: „Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des „Geschlechts", in: Theresa Wobbe/Gera Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 236-263.

26 Gayle Rubin: „Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality", in: Carole Vance (Hrsg): *Pleasure and Danger,* NY/London 1984, S. 267-319.

27 Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1983.

28 Vgl. u.a. Adrienne Rich: „Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz", in: Dagmar Schultz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit*, Berlin 1991; Gayle Rubin: „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy' of sex", in: Rayna Rapp (Hrsg.): *Towards an Anthropology of Women*, New York 1975.

Dass die beiden Geschlechter dabei immer als sich ergänzend gedacht sind, ist Teil der Hetero-Logik. Dies geht bis hin zu sich ergänzenden Körperkonzeptionen, wie Diane Richardson hervorhebt; vgl. Diane Richardson: „Heterosexuality and social theory", in: dies (Hrsg): *Theorising Heterosexuality*, Buckingham 1996, S. 6/7.

29 Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Berlin 1995, S. 21.

30 Judith Butler, 1991, S. 38/9.

31 Ebd., S. 217.

32 Judith Butler, 1995, S. 133.

33 Ebd.

34 Ebd., S. 133.

35 Vgl. paradigmatisch dafür die Position von Judith Halberstam: *Female Masculinity*, Durham 1998.

36 Ki Namaste: „Tragic Misreadings: Queer Theory's Erasure of Transgender Subjectivity", in: Brett Beemyn

und Mickey Eliason (Hrsg.): *Queer Studies*, New York 1996, S. 183-203.

37 Für weitere Kritiken an *Queer* Theorie vgl. u.a. Jacob Hale: „Consuming the Living, Dis(Re)Membering the Dead in the Butch/FTM Borderlands“, in: *GLQ* 4 (2) 1998, S. 311-348; Jay Prosser: *second skins: the body narratives of transsexuality*, New York 1998; Susan Stryker: „The Transgender Issue: An Introduction“, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 4 (2) 1998, S. 145-158.

38 Auch bei Butler, die ansonsten recht vorsichtig formuliert, wie ihre Lesweise der Transsexuellen Venus Extravaganza im Film „Paris is Burning“ nahe legt, Anm. 29, S. 175ff, für eine Kritik vgl. Namaste, Anm. 36 und Prosser, Anm. 37, S. 21ff.

39 Vgl. u.a. Sandy Stone: „The Empire Strikes Back: a Posttranssexual Manifesto“, in: Julia Epstein und Kristina Straub (Hrsg.): *Body Guards*, New York/London 1991, S. 280-304.

40 Vgl. u.a. Corinna Genschel: „Wann ist ein Körper ein Körper mit (Bürger) Rechten?“, in: quaestio (Hrsg.), *Queering Demokratie*, Berlin 2000, S. 113-129.

41 Vgl. Kate Bornstein: *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*, New York 1994; Susan Stryker, Anm. 37.

42 Vgl. Corinna Genschel: „Die Formierung der Transgender Bewegung in den USA: Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten“, in: Ursula Ferdinand, Andreas Pretzel und Andreas Seeck (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft*, Münster 1998, S. 309-320.

Literatur

Abelove, Henry / Barale, Michéle A./Halperin, David M.: „Introduction“, in: dies. (Hrsg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*, London/New York 1993, S. xv-xviii.

Bornstein, Kate: *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*, New York 1994.

Bublitz, Hannelore (Hrsg.): *Das Geschlecht der Moderne*, Frankfurt/M. 1998.

Butler, Judith: *Körper von Gewicht*, Berlin 1995.

dies: „Against Proper Objects“, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6/2 (1994), S. 1-26.

dies: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M 1991.

Cohen, Cathy: „Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens. The Radical Potential of Queer Politics?“, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies 3*, 4 (1997), S. 437-466.

de Lauretis, Teresa: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities“, in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3, 2 (1991), S. iii-xviii.

Duden, Barbara: „Introduction“, in: *body academy. workbook # 1*, 2000, S. 3-5 (im Eigenverlag der IFU).

Evans, David: „Zwischen „moralischem“ Staat und „amoralischem“ Markt. Die materiellen Dimensionen und politischen Dilemmata homosexueller BürgerInnenschaft in der Spätmoderne“, in: quaestio (Hrsg.): *Queering Demokratie*, Berlin 2000, S. 67-82.

Feministische Studien 2/93: Kritik der Kategorie „Geschlecht“.

Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1983.

Fuss, Diana (Hrsg.): *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*, New York/London 1991.

dies.: *Essentially Speaking. Feminism, Nature, and Difference*, New York/London 1989.

Genschel, Corinna/Lay, Caren/Wagenknecht, Nancy / Woltersdorff, Volker: „Anschlüsse“, in: Jagose, Annamaria/Genschel, Corinna et al.: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 167-194.

Genschel, Corinna: „Wann ist ein Körper ein Körper mit (Bürger) Rechten?“, in: quaestio (Hrsg.), *Queering Demokratie* 2000, S. 113-129.

dies.: „Die Formierung der Transgender Bewegung in den USA: Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten“, in: Ferdinand, Ursula/Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft*, Münster 1998, S. 309-320.

dies.: „Fear of a Queer Planet: Dimensionen lesbischer und schwuler Gesellschaftskritik“, in: *Das Argument 216*, 38:4 (1996), S. 525-538.

Halberstam, Judith: *Female Masculinity*, Durham 1998.

Hale, Jacob: „Consuming the Living, Dis(Re)Membering the Dead in the Butch/FTM Borderlands“, in: *GLQ* 4 (2) 1998, S. 311-348.

Hark, Sabine: „Umstrittene Wissensterritorien: Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ferdinand, Ursula/ Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft*, Münster 1998a, S. 13-24.

dies.: „Technologien – Disziplinierung – Subjektivierung. Politik der KörperBilder. Stone Butch Blues“, in: *kea: Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 11 (1998b), S. 99-112.

Hennessy, Rosemary: „Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung“, in: *Das Argument 216*, 38:4 (1996), S. 539-550.

Ingraham, Chrys: „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steve Seidman (Hrsg): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/Oxford 1996, S. 168-193.

Jagose, Annamarie: *Queer Theory. Eine Einführung,* Berlin 2001 (herausgegeben und übersetzt von Genschel, Corinna / Lay, Caren/ Wagenknecht, Naney/Woltersdorff, Volker).

Maihofer, Andrea: „Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des „Geschlechts“, in: Wobbe, Theresa/ Lindemann, Gera (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 236-263.

Martin, Biddy: *Femininity Played Straight. The Significance of Being Lesbian*, New York/London 1996.

Namaste, Ki: „Tragic Misreadings: Queer Theory‘s Erasure of Transgender Subjectivity“, in: Beemyn, Brett/Eliason, Mickey (Hrsg.): *Queer Studies*, New York 1996, 183-203.

quaestio (Hrsg.): Beger, Nico/ Hark, Sabine/Engel,Anthe/Genschel,Corinna/Schäfer, Eva: *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin 2000.

Prosser, Jay: *second skins: the body narratives of transsexuality*, New York 1998

Rich, Adrienne: „Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz“, in: Schultz, Dagmar (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit*, Berlin 1991.

Richardson, Diane: „Heterosexuality and social theory“, in: dies (Hrsg): *Theorising Heterosexuality*, Buckingham 1996, S. 1-20.

Rubin, Gayle: „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy‘ of sex“, in: Rapp, Rayna (Hrsg.): *Towards an Anthropology of Women*, New York 1975.

dies: „Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality“, in: Vance, Carole (Hrsg): *Pleasure and Danger,* NY/London 1984, S. 267-319.

Sedgwick, Eve K.: *Epistemology of the Closet*, Berkely 1990.

Somerville, Siobhan: „Scientific Racism and the Invention of the Heterosexual Body“, in: Beemyn, Brett/Eliason, Mickey (Hrsg.): *Queer Studies. A Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Anthology*, New York 1996, S. 241-262.

Stanton, Domna (Hrsg): *Discourses of Sexuality: From Aristotle to AIDS*, Ann Arbor 1992.

Stone, Sandy: „The Empire Strikes Back: a Posttranssexual Manifesto“, in: Epstein, Julia/Straub, Kristina (Hrsg.): *Body Guards*, New York/ London 1991, S. 280-304.

Stryker, Susan: „The Transgender Issue: An Introduction“, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 4 (2) 1998, S. 145-158.

Terry, Jennifer / Urla, Jacquline (Hrsg.): *Deviant bodies. critical perspectives on difference in science and popular culture*, Bloomington 1995.

Warner, Michael: „Introduction: Fear of a Queer Planet“, in: ders. (Hrsg): *Fear of a Queer Planet*, Minneapolis 1993, S. vii-xxxi.

Franziska Schößler

Gender Studies in der Literaturwissenschaft

I. Theoretische Konzepte

Geschlecht als Kultur – Eine Vorüberlegung

In der feministischen Theorie wie auch in den *gender studies* wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass kulturelle Akte und Repräsentationen, von Literatur über Filme, Feste, Riten bis hin zu Architektur, in ganz entscheidendem Maße geschlechtlich semantisiert sind. In patriarchalen Gesellschaften allerdings bleibt die männliche Position vielfach unmarkiert und wird als neutrale proklamiert. Diese geschlechtsspezifische Markierung von kulturellen Prozessen führt bei Marjorie Garber im Anschluss an Judith Butler so weit, dass das entlarvende Spiel mit Geschlechtsidentitäten, genauer der überschreitende Gestus des Transvestiten, als initiatorischer kultureller Akt verstanden wird. Marjorie Garber kehrt in ihrem Kompendium *Vested Interests* den Ausschluss des Geschlechts aus der kulturellen Ordnung um und beschreibt Kultur als Effekt einer Überschreitung der binären Geschlechtermatrix. Der Transvestit/die Transvestitin als ‚Drittes' evoziere Kategorienkrisen, das Misslingen definitorischer Distinktionen, die Überschreitung festgelegter Demarkationslinien und stehe damit für so etwas „wie die Urszene von Kulturproduktion".[1] Der Geschlechterdiskurs soll also, so das Anliegen der Frauenforschung, als Fundament kultureller Prozesse zur Erscheinung gebracht werden. Claudia Liebrand führt mit dem Fokus auf literarische Texte aus:

> „Die Frage nach der erzählten *gender*-Konfiguration, nach den Weiblichkeitsrepräsentationen kann mithin nicht als zufällig angesehen werden, sondern ist grundlegend für die Verfasstheit der symbolischen Ordnung (deren Konstitution und Verwerfungen die Texte ja beschreiben)",

grundlegend also für die kulturelle Matrix überhaupt.[2] Die Frage nach dem Geschlecht ist dabei zugleich die nach dem Umgang einer Kultur mit Differenzen, nach der „Art und Weise, wie in unserer westlichen Kultur Unterscheidungen getroffen, Dichotomisierungen (Gegensätzlichkeiten) eingeführt und Hierarchien produziert werden".[3]

Bevor diesem Aspekt, der einen Zusammenhang von *gender studies* und kulturwissenschaftlichem Interesse nahe legt, genauer nachgegangen wird, sollen zunächst die Begriffe *feministisch* und *gender* geklärt werden.

Feministische Theorie und *Gender Theory* – Eine mögliche Unterscheidung

Im Gegensatz zu einer binären Matrix, einer eindeutigen Opposition von Mann und Frau, wie sie der amerikanische Feminismus der 70er Jahre im Zuge seines politischen Engagements unterstellt,[4] setzen die *gender studies* auf eine Differenzierung dieser Binarität sowie auf eine Neudefinition.[5] Die Homogenität der Kategorie ‚Frau' wird in Frage gestellt, die Essentialisierung von Weiblichkeit und Männlichkeit durch den Hinweis auf kulturelle performative Akte abgewiesen. Geschlecht gilt im Sinne Beauvoirs als etwas Produziertes. Zweigeschlechtlichkeit wird in Butlers *Gender trouble*, einer Studie, die für die *gender studies* in Deutschland maßgeblich geworden ist,[6] als historisch bedingte Lesart deutlich. Dies wird aus einem anderen Blickwinkel bestätigt: Greenblatt etwa weist in seinen Shakespeare-Analysen auf das bis zum 18. Jahrhundert gültige Konzept der Eingeschlechtlichkeit hin.[7] Und Karin Hausen zeigt in ihrem einschlägigen Aufsatz über die Genese der Geschlechtscharaktere, dass die spezifische Form von biologisierter Zweigeschlechtlichkeit, wie wir sie auch heute noch kennen, ein Produkt des medizinischen Diskurses zu Beginn des 19. Jahrhunderts darstellt.[8] Diese Darlegungen führen m.E. nicht etwa zur Konstruktion einer „Frau ohne Unterleib", wie die Historikerin Barbara Duden moniert;[9] sie insistiert auf genuin weiblichen Leibeserfahrungen, die sie aus historischen Quellen vornehmlich des 18. Jahrhunderts zu rekonstruieren versucht. Butlers Ausführungen regen vielmehr dazu an, auch Körperbilder und -erfahrungen in Anlehnung an Michel Foucault als historisch codierte zu beschreiben, als eingebunden in eine kulturelle diskursive Praxis, wie z.B. Isabell Lorey betont.[10]

Die Aufkündigung von essentialistisch-biologistischen Konzepten, die Geschlechtlichkeit naturalisieren und binarisieren, führt zugleich dazu, dass die Normativität der Heterosexualität sichtbar wird. In einer schmucken Umkehr wird diese als Effekt ihrer Subversion behauptet; erst die Parodie, die Überschreitung produziere die homogenisierende Norm, wie auch Marjorie Garber in ihrem neuen Buch über Bisexualität hervorhebt[11] und bereits Freud in seinem Aufsatz „Das Unbehagen in der Kultur" verdeutlicht. Entsteht Geschlechtlichkeit durch die (zunächst nicht willentliche, sondern automatisierte) Imitation von Vorbildern, die erst durch diese imitierende Wiederholung zur Norm erhoben werden, so kann durch Parodie, durch die Entstellung zudem kenntlich gemacht werden, dass Geschlechter-Normen nicht Originale sind, sondern ausschließlich durch Imitationen konstituiert werden. Es ist dabei für Butler vor allem das *cross-dressing*, der Transvestit/die Transvestitin, der/die über seine/ihre vestimentären Akte die imitatorische Struktur von Geschlecht enthüllt. Seine/ihre Performance lässt deutlich werden, dass sich Geschlecht aus

Akten wie Gestik, Bewegung und Kleidung ergibt. Das Interesse, das die *gender studies* dem *cross-dresser* entgegenbringen, hat also im Wesentlichen damit zu tun, so führt Liebrand aus, dass die Transvestiten „gewissermaßen genuine Anti-Essentialisten und Radikalkonstruktivisten" sind, „sie manövrieren die Biologie aus, transgredieren die Geschlechtergrenze und machen ‚Weiblichkeit' und ‚Männlichkeit' als (theatralisches) Spiel, als (Bühnen-)Inszenierung kenntlich, als einen vestimentären und performativen *code*, der ‚Geschlecht' erst generiert."[12] Für die Literaturanalyse erweist sich dieser Ansatz als in hohem Maße fruchtbar, da eine Vielzahl an Texten die Fantasie des *cross-dressings* aufgreifen.[13]

Allerdings werden gegen dieses Modell auch Einwände erhoben, z.B. von Hilge Landweer. Sie argumentiert, dass über die Figur des Transvestiten die Geschlechterbinarität restituiert werde. Ist das „Oben" anders organisiert als das „Unten", das kulturelle Geschlecht anders als das anatomische, so ergibt sich die performative Visibilisierung von Geschlechtlichkeit allein durch den Rekurs auf eine binäre Geschlechtermatrix – diese werde auch vom Transvestiten in Anspruch genommen, so Landweer. Die Travestie brauche „ein Wissen oder die gezielte und gewollte Unsicherheit des Publikums hinsichtlich des anatomischen Geschlechts des/der Darstellenden [...], um den *performance*-Charakter der Situation überhaupt zur Geltung bringen zu können."[14] Butler hebt in *Körper von Gewicht*, ihre frühere Position leicht modifizierend, entsprechend hervor, dass *drag* nicht notwendigerweise als subversive Geste zu verstehen ist, „dass *drag* so gut im Dienst der Entnaturalisierung wie der Reidealisierung übertriebener heterosexueller Geschlechtsnormen stehen kann."[15]

Im Zentrum der *gender studies* steht also insgesamt die soziale Geschlechtwerdung (*genderization*). Nachgegangen wird den Geschlechteridentitäten (*gender identity*) und dem geschlechtlich gebundenen Handeln, der Performance, die die Geschlechteridentitäten produziert (*gender acts* und *gender performance*). Überlegt wird, auf welche Weise *gender* als kulturelle Größe in textuellen, allgemein in kulturellen Repräsentationssystemen konstruiert wird und ob eine Affirmation dieser Modelle oder aber ihre Dekonstruktion stattfindet. Dabei stehen die *gender studies* innerhalb eines theoretischen Koordinatensystems, das durch die Größen Psychoanalyse, Dekonstruktion, Diskursanalyse und *cultural studies* bestimmt wird.

Gender und *Cultural Studies*, Psychoanalyse, Dekonstruktion, Diskursanalyse

Die *gender studies* sind in Amerika, rein institutionell betrachtet, zusammen mit der Umstrukturierung der Departments und der Etablierung der *cultural studies* in den Vordergrund getreten (auf Kosten von traditionellen Disziplinen wie Fremdsprachen, z.B. der *german studies*). Entsprechend lassen sich Affinitäten zwischen *gender* und *cultural studies* ausmachen. Das Interesse der *gender studies* an soziokulturellen Geschlechtszuschreibungen, wie sie in der Literatur, aber auch in einer *popular culture*, in der Werbung, im Mainstream-Film, in der Mode etc. vorgenommen werden, bringt es mit sich, dass die traditionelle Grenze zwischen *high* und *low culture* aufgehoben wird, wie es den *cultural studies* entspricht. Das literarische Werk wird als semiotisches System unter anderen betrachtet. Damit basieren die *gender studies* auf der Annahme, die diversen kulturellen Systeme – bis hin zur Architektur, wie Roland Barthes gezeigt hat – seien als Code-Figurationen zu beschreiben;[16] Wirklichkeit sei immer schon zeichenhaft verfasst und Bedeutung werde lediglich innerhalb eines Zeichenensembles gestiftet;[17] im Hintergrund steht also der Ansatz der Semiotik. Die *gender studies* entgrenzen entsprechend, wie z.B. auch der *new historicism*, „den Textbegriff und vertextualisieren zugleich die Kulturgeschichte, wenn sie nicht nach Fakten, sondern nach der Beschaffenheit von Bedeutungszusammenhängen fragen."[18] Damit können beispielsweise auch Filme, Modeerscheinungen, Werbung, Behandlungsmethoden, Krankheitsbilder und anderes mehr zum Corpus der *gender studies* gerechnet werden. Aus diesem Semiosemodell ergibt sich zugleich die Interdisziplinarität, die gemeinhin als zentrale Leistung der *gender studies* betrachtet wird. Die besondere Akzentuierung kultureller Zuschreibungsakte ist dabei im Kontext einer Theoriedebatte zu betrachten, die mit der abendländischen Vorstellung eines integralen Subjekts gebrochen hat. Das Subjekt wird im Kontext dieser Ansätze, so ließe sich verallgemeinernd formulieren, als Schnittpunkt diskursiver Praktiken und Machtformationen verstanden, als Konstrukt diverser Einschreibungen, ein Konzept, das in der Psychoanalyse vorbereitet wird.

Das Verhältnis von *women* wie *gender studies* zur Psychoanalyse lässt sich als kritische Inversion beschreiben. Grundsätzlich moniert wird die phallozentrische Position Freuds. Denn der Wiener Analytiker billigt dem Weiblichen lediglich den Status des Rätsels zu, wie es z.B. in der Vorlesung *Die Weiblichkeit* heißt; Freud bedient damit einen klassischen Topos der abendländischen Weiblichkeitsrepräsentationen. Zudem gilt Freud die Frau lediglich in Ausnahmefällen als kulturschaffend; Rohde-Dachser merkt an: „In Freuds kulturtheoretischem Werk begegnen wir einer durchgängigen, nirgends hinterfragten Gleichsetzung von Männlichkeit und Kultur auf der einen, Weiblichkeit

und Natur auf der anderen Seite."[19] Mehr noch: Nach Irigaray kennt Freud im Grunde keine Geschlechterdifferenz: „Der Mensch ist männlich, die Frau ein mangelhafter Mann."[20] Darüber hinaus weist Christa Rohde-Dachser in ihrer einschlägigen Studie *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse* nach, dass Freud selbst ein klassisches binäres Bild von Weiblichkeit in seine Theorien einschreibt: Neben der kastrierten Frau stehe die Vorstellung einer allesverschlingenden Weiblichkeit, z.B. in Freuds Ausführungen zu Medusa. Dieser Dualismus verdanke sich, und damit wendet Rohde-Dachser eine Kategorie Freuds gegen diesen selbst, einem Akt der Verdrängung: Die Sterblichkeit wird auf das andere, auf die Frau projiziert, die zur todbringenden *femme fatale* stilisiert wird. Diese Denkfigur, dass nämlich das Bedrohliche kreatürlicher Existenz, Geburt und Tod, auf das Weibliche verschoben und damit aus der symbolischen Ordnung ausgegrenzt wird, liegt einer Vielzahl von *gender*-Analysen zugrunde. Elisabeth Bronfen z.B. führt in ihrer Untersuchung *Nur über ihre Leiche* aus:

> [Das] „weibliche *Andere* als ‚Schoß-Grab-Heimat' ist auf ambivalente Weise ein Ort des Todes. Es ist jener Ort, aus dem Leben als Antithese zum Tod hervorgeht, wie es auch jener Ort ist, der die tödliche Einschrift des Körpers bei der Geburt erzeugt: das Mal des Nabels."[21]

Entsprechend „fungieren Mutter und Geliebte als Allegorie für die Sterblichkeit des Mannes, als feststehendes Bild menschlichen Schicksals."[22] Die kreatürliche Angst des Mannes wird also auf das Weibliche verschoben und abgespalten. Insgesamt also ziehen die Kritikerinnen Freuds dessen eigene Kategorien heran, um gegen seine Theoreme Einspruch zu erheben. Jutta Osinski hält fest, dass

> „feministische Modelle und Literaturanalysen [...] häufig eine Begrifflichkeit [integrieren], die auf vereinfachte psychoanalytische Denk- und Erfahrungsmuster verweist. Wenn von ‚Verdrängung' oder ‚Abspaltung' des Weiblichen die Rede ist, von männlichen ‚Projektionen', von ‚Internalisierung', ‚Idealisierung', von ‚Ersatzhandlungen' oder ‚Männerfantasien', dann sind immer popularisierte Freudianische Subjektsvorstellungen damit verbunden."[23]

Darüber hinaus ist Freuds Hysteriediskurs für die *gender studies* von zentraler Bedeutung; die Psychoanalyse entsteht als Therapie von ‚Frauenkrankheiten'. Denn mit dem klinischen Krankheitsbild der Hysterica, wie es Freud um 1900 entwickelt, wird ein klassischer Weiblichkeitstopos medizinisch festgeschrieben, nämlich dass Weiblichkeit Theatralik, Uneigentlichkeit und Nicht-Identität sei, kurz dass sie ‚Anomalie' sei. Es handelt sich mithin um ein Konzept, so Christina von Braun, „in dem sich die symbolische Rolle des weiblichen Körpers in der abendländischen Geschichte widerspiegelt".[24] Die

Hysterica kann also als Rollenspielerin *par excellence* gelten, als theatralische Existenz jenseits des männlich codierten Subjektsstatus.[25] Diese Subjekts- und Formlosigkeit wird in diversen Schriften der Zeit propagiert, allem voran in Otto Weiningers misogyner Schrift *Geschlecht und Charakter*, in der die Summe aus sämtlichen Geschlechterzuschreibungen des 19. Jahrhunderts gezogen wird[26] und die ganz unmittelbar Spuren in der Literatur hinterlässt, beispielsweise in Canettis Babel-Roman *Die Blendung*.

Den Gedanken, Weiblichkeit sei Maskerade, greift die Psychoanalytikerin Joan Riviere um 1929 in einem einschlägigen Aufsatz auf. Sie beschreibt in diversen Fallstudien den Versuch von erfolgreichen Frauen, die ‚Übernahme des Phallus' durch eine Form weiblicher Maskerade zurückzunehmen. Auf die Frage, wie diese Maskerade von eigentlicher Weiblichkeit zu unterscheiden sei, stellt Riviere fest, dass eine solche Unterscheidung nicht bestehe. Weiblichkeit sei Maskerade.[27] Riviere bereitet damit den Gedanken vor, der später auch die Entwürfe von Männlichkeit beeinflussen wird, nämlich dass Geschlecht eine kulturelle Konstruktion sei.

Neben Freud ist vor allem Lacan für die *gender studies* von Bedeutung. Ich möchte das Lacansche Modell allerdings nicht im einzelnen vorstellen, sondern lediglich auf zwei zentrale Argumentationsfiguren verweisen. Zum einen begreift Lacan den Phallus als Differenz, die die Bedingung von Bedeutung überhaupt darstellt. Er steht somit bei Lacan für den kulturellen Signifikationsprozess selbst. Spricht Lacan davon, dass die Frau der Phallus *sei*, der Mann den Phallus aber *habe*, so beschreibt er in einem den (Un-)Ort der Frau innerhalb der symbolischen Ordnung. Als außerhalb dieser Ordnung Stehende ist sie die Differenz, der Phallus selbst; diese Vorstellung deckt sich mit Derridas Konzept von Weiblichkeit. Dabei besteht die Funktion des Phallus/der Frau darin, von der männlich-symbolischen Ordnung zur Genese von Bedeutung in Besitz genommen zu werden. Die andere zentrale Denkfigur Lacans ist die des Mangels und der spekularen Identitätsbildung. In dem stark rezipierten kurzen Aufsatz *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion* (1949)[28] beschreibt Lacan die Phasen der Ichbildung, die das Kind mit dem Verlassen der mütterlich-kindlichen Dyade durchläuft. Zentral ist die Spiegelphase, in der sich das ohnmächtige, abhängige Kind über seine spekulare Kontur, seine Spiegelbilder, als vollständig und autonom erfährt. In dieser Phase gilt das Kind als geschlechtlich uneindeutig; erst das Gesetz des Vaters führt die Geschlechterdifferenz ein, wobei der Phallus als Differenzmedium fungiert. Die Phase des Spiegelstadiums ist damit eine der Fülle und der ‚ganzheitlichen Zeichen'. Das Bild, welches das Kind sieht, entspricht seiner Bedeutung; Signifikant und Signifikat fallen zusammen. Erst mit dem Eintritt in die symbolische Ordnung treten diese Größen, also Signifikat und Signifikant, auseinander. Die symbo-

lische Ordnung ist also differenziell organisiert; Bedeutung entsteht durch den Aufschub, durch den Unterschied. Der symbolischen Ordnung, und das heißt auch der Sprache wie der Geschlechterordnung, ist damit eine permanente Mangelerfahrung einbeschrieben. Vor diesem Hintergrund ließen sich literarische Werke als Versuche beschreiben, das Reich der Fülle zu restituieren, durch fluktuierende ideale Bilder einen vorsymbolischen Zustand jenseits der eindeutigen Geschlechterordnung zu simulieren; das wäre der Bereich, den Kristeva als semiotischen bezeichnet.[29] Literarische Werke nämlich erzählen auch von ‚Selbstwerdungsversuchen' eines defizienten Subjekts, dem die symbolische Ordnung verschlossen bleibt. In Kellers Roman *Der grüne Heinrich* beispielsweise wird ein Protagonist entworfen, der sich, und zwar mit Hilfe gemalter Bilder, eine Identität zuzueignen versucht, der also an einer imaginativen Integralisierung arbeitet. Damit bewegt sich die Hauptfigur Heinrich entgegen den gängigen Interpretationen, die eine ödipale Rivalität zwischen Vater und Sohn annehmen, im Raum des Imaginären jenseits eindeutiger Geschlechterzuordnungen, im Raum spekularer Identitätsbildungen jenseits der symbolischen Ordnung, jenseits des Gesetzes des Vaters. Das Lacansche Modell kann also, obgleich der französische Analytiker durchaus als Cheftheoretiker der Geschlechterdifferenz gilt, dazu herangezogen werden, um Identitätsversuche jenseits der Geschlechterbinarität zu beschreiben.

Die Gleichsetzung von Weiblichkeit und Differenz, wie sie Lacan entwickelt, wird in dekonstruktivistischen Lektüren generell übernommen, z.B. in Derridas Nietzsche-Lektüre *Sporen – Die Stile Nietzsches*, in der der französische Philosoph eine Dekonstruktion der abendländischen Binarität von Wahrheit und Lüge vorzunehmen versucht.[30] Die Frau, die von Derrida im Anschluss an Nietzsche als Schauspielerin verstanden wird, lasse kenntlich werden, dass Wahrheit mit Maskerade zusammenfalle; die Frau als nichtmetaphysische Wahrheit setze Anführungsstriche um die Begriffe der abendländischen Philosophie.

> „Die Frau verkörpere bei Nietzsche eine Wahrheit, die sich bewusst geworden sei, dass sie Nicht-Wahrheit sei. Diese Funktion der Frau, so Derrida weiter, leite sich her von ihrer ‚Kastration', die sie zu einer immer währenden Verschleierung ihres zentralen Mangels zwinge".[31]

Lena Lindhoff weist allerdings darauf hin, dass Derridas Begrifflichkeit – er spricht von Stil, Stilett, Schreibfeder, Sporn, vom Dolch, der sich hinter dem weiblichen Hymen/Schleier verberge – zeige, „worum es Derrida eigentlich geht: um den ‚weiblich' gewordenen Mann";[32] seine Nietzsche-Lektüre, so Lindhoff, verbleibe im Zirkel imaginierter Weiblichkeit, wie sie Silvia Bovenschen in ihrer einschlägigen Analyse aus den späten Siebzigern (1979)

beschreibt.[33] Der Ausschluss der Frau aus dem Diskurs der Eigentlichkeit wird von Derrida also affirmiert und dazu genutzt, eine statische männliche Ordnung im Namen der Differenz und einer nichtmetaphysischen Wahrheit zu unterlaufen.

Als prototypisch für eine dekonstruierende Lektüre von literarischen Texten kann Shoshana Felmans Aufsatz *Weiblichkeit wiederlesen* gelten, eine Analyse der Balzacschen Erzählung *Das Mädchen mit den Goldaugen*. Gezeigt wird in dieser Interpretation, in welcher Weise die vordergründig etablierte Geschlechterbinarität unterlaufen wird, z.B. durch widersprüchliche Zuordnungen von Attributen, durch Inkohärenzen zwischen Eigennamen und Geschehnissen oder aber durch den wiederholten Tausch von geschlechtsspezifisch codierten Positionen. Das dekonstruierende Verfahren Felmans besteht darin, Diskontinuitäten zwischen den Oberflächenerscheinungen – die Frau wird als fetischisiertes Objekt narzisstischer Spiegelung behauptet – und den subtextuellen Einschreibungen nachzuweisen, die die Figurenverhältnisse im Sinne einer Fragmentierung durchziehen. Fazit ihrer Analyse ist, dass der männliche Protagonist Henri sich selbst als Frau erkenne.

> „Da Henri selbst das Gesicht einer Frau hat, ist das Weibliche, entdeckt Henri, nicht *außerhalb* des Männlichen, ist es nicht sein versicherndes heimliches *Gegenteil*; es ist *innerhalb* des Männlichen, es ist dessen unheimliche *Differenz von sich selbst*.“[34]

Das Weibliche fungiert damit wie bei Derrida als Metapher der Fragmentierung und weist die Männlichkeitsentwürfe als Mangelkonstruktionen aus.

Lindhoff hält allerdings auch in Bezug auf Felmans Interpretation fest, dass das kulturelle Paradigma, das Weiblichkeit mit Uneigentlichkeit gleichsetzt, affirmiert werde.[35] Diese dekonstruktivistischen Lektüren weisen also die grundsätzliche Problematik auf, dass sich die Subversionsbewegung tendenziell in der binären Geschlechterordnung verfängt, dass traditionelle Weiblichkeitszuschreibungen wiederholt werden, z.B. wenn das Weibliche mit dem Uneigentlichen, Theatralischen, Nicht-Identischen gleichgesetzt wird. Moniert werden könnte zudem, dass Weiblichkeit in diesen dekonstruktivistischen Ansätzen im wesentlichen als Metapher für Inkohärenz eingesetzt wird, damit die Diskrepanz zwischen real verschwindender, unterrepräsentierter Weiblichkeit und ihrer kulturellen ‚Überrepräsentation‘ fortgesetzt wird, eine Diskrepanz, wie sie z.B. Cornelia Klinger diagnostiziert.[36] Diesem Mangel wird in diskursanalytischen *gender*-Untersuchungen dadurch begegnet, dass der kulturellen Konstitution von Geschlecht innerhalb eines konkreten historischen Umfeldes und das heißt innerhalb einer spezifischen diskursiven Formation gesellschaftlichen

Lebens nachgegangen wird. Grundsätzlich bewegen sich die Theorien, die sich mit Weiblichkeitskonstruktionen beschäftigen, also zwischen zwei markanten Polen: Auf der einen Seite steht eine Analyse, die verstärkt sozialgeschichtliche Umstände in den Blick nimmt, allerdings meist im Kontext eines nicht-linearen Geschichtsverständnisses, das auf Foucault zurückgeht. Auf der anderen Seite befinden sich, wie eben gezeigt worden ist, die primär sprachorientierten, dekonstruktivistischen Lesarten.

Stand bislang die Theoriedebatte der *gender studies* im Vordergrund, so kann dieser Ansatz auch als literaturwissenschaftliche Methode fungieren. Aus den bislang vorgestellten Theoremen können Lektüremodelle abgeleitet werden, wie im Folgenden gezeigt werden soll. Genutzt werden soll dabei das gesamte Spektrum zwischen Sozial- sprich Kulturgeschichte und Zeichentheorie.

II. Methodik – Lektüremodelle

Sozialgeschichte als kulturelle Geschichte der Geschlechter

Wie bereits angedeutet, vollzieht sich um 1800 eine fundamentale Neucodierung von Geschlecht. Karin Hausen hält fest:

> [Seit] „dem ausgehenden 18. Jahrhundert treten an die Stelle der Standesdefinitionen Charakterdefinitionen [Geschlechtscharaktere]. Damit aber wird ein partikulares durch ein universales Zuordnungsprinzip ersetzt: statt des Hausvaters und der Hausmutter wird jetzt das gesamte männliche und weibliche Geschlecht und statt der aus dem Hausstand abgeleiteten Pflichten werden jetzt allgemeine Eigenschaften der Personen angesprochen.“[37]

Mit der einsetzenden Binarisierung, Biologisierung und Universalisierung der Kategorien Männlichkeit und Weiblichkeit, die die Ständehierarchie ablösen, geht eine grundsätzliche Vereinnahmung des Weiblichen einher, wie sie beispielsweise in Schlegels Roman *Lucinde* festzustellen ist, einem programmatischen Text in Sachen romantischer Liebeskonzeption. Sigrid Weigel weist nach, dass die Frau in Schlegels Entwurf lediglich als Erlösergestalt des gequälten Mannes fungiere, mithin Männerfantasie bleibe.[38] Diese Diagnose ließe sich auf eine Vielzahl der literarischen Texte aus dieser Zeit übertragen, die meist auch die Neuorganisation der Geschlechterordnung verhandeln und (subtextuell) kommentieren. So könnte z.B. Goethes Märchen *Die neue Melusine* aus den *Wanderjahren* (1829) auf diese soziohistorischen Prozesse, auf die Biologisierung und Essentialisierung von Geschlechtscharakteren, bezogen werden.[39] Denn lässt in Goethes Märchen gerade die Mutterschaft der

Melusine, ihr ‚anderer Zustand', den Konflikt zwischen den Geschlechtern aufbrechen, so trägt diese Konzentration auf leibliche Vorgänge der Biologisierung von Geschlecht Rechnung. Die Differenz der Geschlechter entspringt ihrer ‚biologischen' Ausstattung. Aufgerichtet wird, und das führt Goethes Märchen eindringlich vor, eine medizinisch sanktionierte, naturalisierte Grenze zwischen Mann und Frau. Wie unüberbrückbar diese Grenze ist, zeigt sich in Goethes Märchen darin, dass Mann und Frau je anderen Wesensbereichen zugehören: Melusine ist ein Fabelwesen, der Protagonist ein Mensch. Die Brücken zwischen den Geschlechtern werden abgebrochen. Hausens Aufsatz erweist sich also für eine revisionistische Lektüre der Literatur um 1800 als recht ergiebig.

Abspaltungs- und Projektionsverfahren – Die schöne Leiche

In den heutigen *gender studies* wird die Frauenbildforschung, wie sie u.a. Silvia Bovenschen angeregt hat und wie sie die *women studies* prägte, nicht mehr in gleichem Maße betrieben wie in den 70er Jahren. Die Diagnose binär organisierter Weiblichkeitsrepräsentationen [Hure/Heilige, Mutter/Prostituierte] hat sich erschöpft. Es geht heute eher um die Analyse von komplexen Projektionsverfahren, von Ausgrenzungsverfahren des Unheimlichen aus dem männlichen Identitätsdiskurs. Für dieses Abspaltungsmodell ist das Motiv der ‚schönen Leiche' zentral, das vor allem in der Literatur des 19. Jahrhunderts eine bedenkliche Karriere macht. Die von Elisabeth Bronfen einschlägig zusammengefasste Grundthese besagt, dass das eigentliche Thema der Kunst der tote Frauenkörper oder auch die schöne Frau sei. Nach Bronfen kann Schönheit als Deckbild des Todes fungieren; die schöne Frau repräsentiere die Tote. Über das Motiv der schönen Leiche, wie es z.B. in der Malerei der Präraffaeliten Legion ist, kann damit das Enigma des Todes verhandelt werden, also *die* fundamentale Störung der symbolischen Ordnung. Der Tod des männlichen Subjekts zeigt sich als Tod der anderen, kann also im Angesicht der schönen, toten Frau verschoben, veräußert und distanziert, betrachtet werden. Weil der patriarchalen Kultur

> „der weibliche Körper als Inbegriff des Andersseins, als Synonym für Störung und Spaltung gilt, benutzt sie die Kunst, um den Tod der schönen Frau zu *träumen*. Sie kann damit, *(nur) über ihre Leiche*, das Wissen um den Tod verdrängen und zugleich artikulieren, sie kann ‚Ordnung schaffen' und sich dennoch ganz der Faszination des Beunruhigenden hingeben."[40]

Ein Text, der diese Mortifikation des Weiblichen als Resultat des künstlerischen Prozesses vorführt, ist z.B. Edgar Allan Poes *The Oval Portrait*: Die

portraitierte Frau schwindet mit der Fertigstellung ihres Bildes zunehmend dahin, bis sie vor dem vollendeten Bild tot zusammensinkt. Dem Motiv der schönen Leiche kommt freilich auch in der bürgerlichen deutschen Literatur zentraler Stellenwert zu – z.B. in Max Frischs Roman *Stiller*, um einen Text unter vielen herauszugreifen. Hier weist der Freund des Protagonisten, Rolf, ausdrücklich darauf hin, dass der Tod Julikas lediglich das einlöse, was den Portraits Stillers von Beginn an inhärent gewesen sei: Stiller habe Julika immer nur als schöne Leiche gesehen. Julika erscheint Rolf in Stillers Papieren „auf erschreckende Weise vergewaltigt".[41] Entsprechend erweist sich die Präzision der Portraits im Angesicht ihrer Leiche; Rolf betrachtet die verstorbene Julika und zitiert in diesem Moment Stillers Schilderungen,[42] die sich im Angesicht der Toten als besonders stimmig erweisen. Kann für Stiller der eigene Tod, der misslungene Selbstmord als das Unaussprechliche gelten, als das Enigma seiner neuen Existenz, so entspricht es der von Bronfen dargelegten Logik, dass Stiller sich diesem Rätsel in Person seiner Frau nähert; diese erscheint bereits in ihrem ersten Portrait, wenn auch verdeckt, als Tote. An sie delegiert Stiller das Beunruhigende des Todes. In literarischen Werken, die das Phantasma der schönen Leiche in Szene setzen, lassen sich also gemeinhin komplexe Verschiebungs- und Abspaltungsbewegungen beschreiben, die für die Konstitutionsmechanismen der symbolischen Ordnung aufschlussreich sind, jedoch meist verdeckt bleiben.

Weiblichkeit, Maskerade und *Cross-Dressing*

Die Verbindung von Weiblichkeit und Theatralität, wie sie z.B. das Bild der Hysterica prägt, stellt ebenfalls eine ergiebige Analysekategorie für literarische Texte dar. Das lässt sich wiederum anhand von Frischs Roman *Stiller* zeigen. Bei der erneuten Begegnung des Ehepaares nach langen Jahren der Trennung beschreibt Stiller seine Ehefrau wie folgt, und damit wird das Portrait geliefert, von dem bereits die Rede war:

> „Ihre Haare sind rot, der gegenwärtigen Mode entsprechend sogar sehr rot, jedoch nicht wie Hagebutten-Konfitüre, eher wie trockenes Mennig-Pulver. Sehr eigenartig. Und dazu ein sehr feiner Teint; Alabaster mit Sommersprossen. Ebenfalls sehr eigenartig, aber schön. Und die Augen? Ich würde sagen: glänzend, sozusagen wässerig, auch wenn sie nicht weint, und bläulich-grün wie die Ränder von farblosem Fensterglas, aber natürlich beseelt und also undurchsichtig. Leider hat sie die Augenbrauen zu einem dünnen Strich zusammenrasiert, was ihrem Gesicht eine graziöse Härte gibt, aber auch etwas Maskenartiges, eine fixierte Mimik von Erstauntheit".[43]

Das, was innerhalb eines bürgerlichen Diskurses als Spiegel der Seele gilt, das Auge, wird mit leblosem Fensterglas verglichen. Damit wird Julika zugleich Innerlichkeit und Identität abgesprochen. Sie erscheint als opake Oberfläche ohne Hintergrund. Oder anders: Das Geheimnis der Weiblichkeit liegt an der Oberfläche. Mit dieser Oberflächlichkeit verbindet sich das Maskenhafte ihres Gesichtes. Weiblichkeit wird als (leblose) Maskerade ohne Tiefe dargestellt. Dieser Zuschreibung entspricht, dass Julika Tänzerin ist, also der Sphäre des Theaters, sprich der Uneigentlichkeit, zugeordnet wird. In Frischs frühem Tagebuch heißt es über die Affinität der Frau zum Theater entsprechend apodiktisch, wobei der misogyne Duktus durchaus an die Ausführungen Otto Weiningers erinnert: „Das Weib ist schauspielerisch von Natur".[44] Und weiter:

> „Das Widermännliche: das scheinbar Uneigene des Weibes, das sich formen lässt von jedem, der da kommt, das Widerstandslose, Uferlose, Weiche und Willige, das die Formen, die der Mann ihm gibt, im Grunde niemals ernst nimmt und immer fähig ist, sich anders formen zu lassen: das ist es, was der Mann als das Hurenhafte bezeichnet, ein Grundzug weiblichen Wesens, das Weiblich-Eigene, dem er niemals beikommt. Man könnte es auch das Schauspielerische nennen. Das Spiel der Verwandlung, das Spiel der Verkleidung. Der Mann, wenn er sich in Kostüme hüllt, hat er nicht immer einen Stich ins Verkehrte, ins Weibische, ins Widermännliche?"[45]

Frisch bildet die traditionelle Zuordnung von Theatralik und Weiblichkeit ab, in seinem Tagebuch affirmativ; in seinem Roman *Stiller* allerdings wird diese Zuordnung als Ausgrenzungsgeste und diffamatorischer Akt erkennbar.

Ein Motiv, das mit der Verbindung von Weiblichkeit und Theatralik in Zusammenhang steht, die Geschlechterordnung jedoch zum Tanzen bringt, ist das der Travestie, des Kleidertausches, ein in der Literatur überaus häufiges *sujet*: In Shakespeares Komödien wie *Die zwölfte Nacht* oder *Was ihr wollt* herrscht ein wahrer Reigen an sich multiplizierenden Kostümwechseln, die in ihrem Effekt dadurch potenziert werden, dass auf dem elisabethanischen Theater junge Frauen von *boy-actors* gespielt wurden. Baumarchais' *Figaro*-Oper mit der geschlechtlich uneindeutigen Gestalt des Cherubino ist in dieser Hinsicht ebenso interessant wie z.B. Goethes Mignon-Figur.[46] Und auch das 19. Jahrhundert kennt, allerdings in geringerem Maße, das *cross-dressing*, wie es z.B. in C.F. Meyers historischer Novelle *Gustav Adolfs Page* zum Thema wird. Zu diesem Katalog könnten darüber hinaus *Der Rosenkavalier* von Hofmannsthal sowie seine Erzählung *Lucidor* gerechnet werden.

Diese Kostümwechsel sind vor allem deshalb ergiebig, weil sie die vestimentären, gestischen und mimischen, kurz die performativen Akte in Erscheinung treten lassen, die Männlichkeit oder Weiblichkeit konstituieren. In Butlers

Worten hieße das: „[D]ie Akte, Gesten und Begehren erzeugen den Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz; doch erzeugen sie ihn *auf der Oberfläche* des Körpers.“[47] *Cross-dressing* macht also die Probe auf Butlers These von der kulturellen Verfasstheit des Geschlechts.

Produktions/Rezeptionsbedingungen und -fantasien

Bislang wurde vor allem den immanenten ästhetischen Konstellationen nachgegangen, der Frage, wie Geschlechtlichkeit innerhalb der literarischen Texte konstruiert wird. Doch es sind zwei weitere Faktoren zu berücksichtigen, die auf Geschlechterfragen hin fokussiert werden können: zum einen die Produktionsbedingungen von Literatur, zum anderen ihre Rezeption. Was die Genese von Literatur anbetrifft, so ist es beispielsweise aufschlussreich, die erschwerten Produktionsbedingungen von Autorinnen zu beschreiben. So hat sich Virginia Woolf in ihren Essays, vor allem in *A Room of One's Own*, mit den Konditionen weiblichen Schreibens auseinander gesetzt. Was jenseits der sozialgeschichtlichen Umstände ganz wesentlich zu diesem Themenkomplex gehört, ist die phantasmagorisch-kulturelle Besetzung von Autorschaft, wie sie nicht selten in den Texten selbst, also in ihren immanenten Poetologien, doch auch in autobiographischen Reflexionen, Briefen oder Essays verhandelt wird. Autorschaft setzt, so ließe sich verallgemeinernd sagen, die Fantasie einer (männlichen) Schöpfung frei und wird über ein breites Arsenal von Topoi auratisiert, die z.T. bis in die Antike zurückreichen. Zu diesen topischen Arrangements gehört beispielsweise die Musenanrufung, die die Frau zur Inspirationsquelle des männlichen Wortes erhebt. Diese geschlechtlich semantisierte Produktionsfantasie setzt sich bis in die Literatur der bürgerlichen Jahrhunderte fort. In E.T.A. Hoffmanns *Der goldene Topf* etwa gelingt dem Kopisten Anselmus das Abschreiben verschlungener Piktogramme, weil ihm Serpentina, die die Rundheit der Schrift geradezu verkörpert, ins Ohr flüstert. Zu diesen Produktionsfantasien gehört darüber hinaus die Gleichsetzung von Schreiben und Gebären und damit der Mythos vom androgynen Dichter. In Benjamins Denkbild *Nach der Vollendung* heißt es über diese Form produktiver Androgynie:

> „[E]in ‚Weibliches‘ in ihm ‚empfängt‘ die Idee zum Kunstwerk, während eine ‚männliche‘ Meisterschaft, die den ‚wahren‘ Künstler ausmacht, das Empfangene zum Werk vollendet. Der Produktionsprozess gipfelt in einer Vernichtung des ‚Weiblichen‘ im Künstler.“[48]

Diese Fantasie, die die Rede vom Gebärneid plausibel erscheinen lässt, kann geradezu als Stereotyp der bürgerlichen Literatur bezeichnet werden. Auch Kafka stilisiert die Aufschrift seiner ersten Erzählung *Das Urteil*, die

ihm den literarischen Durchbruch verschafft, zu einer Geburt und damit den Text zu seinem Kind. Zu dieser Produktionsfantasie gehört darüber hinaus die Vorstellung einer (männlich-autonomen) Selbstschöpfung aus dem Geist der Schrift, die das Faktum der Geburt (durch die Mutter) durchstreicht. Diese Autonomiegeste ließe sich ebenfalls anhand von Frischs Roman *Stiller* verdeutlichen. Denn der Protagonist träumt zum Schluss des siebten Heftes – die Siebenzahl der Genesis wird imitiert – von einer Selbstschöpfung aus eigenen Händen im Namen der Schrift.[49] Es ist also für die Interpretation literarischer Texte in hohem Maße aufschlussreich, die vielfach in die Texte eingeschriebenen und geschlechtlich semantisierten Produktions- und Kreativitätsfantasien zu dechiffrieren. Meist lässt sich eine Rivalität zwischen weiblichem und männlichen Produzieren feststellen (wobei Ersteres nicht das Gebären meint), beispielsweise auch in Goethes *Melusinen*-Märchen.

Neben diesen Produktionsfantasien sind auch der Leseakt selbst sowie der implizite Leser, von dem die Rezeptionstheorie spricht, geschlechtlich organisiert, wie Liebrand in ihrem Aufsatz *Als Frau lesen?* nachgewiesen hat. Sie zeigt auf, dass die immanenten Leseransprachen in E.T.A. Hoffmanns *Goldenem Topf* grundsätzlich männlich codiert sind, dass die lesende Frau jedoch in einem transvestitischen Akt, in einem ‚Als-ob'-Gestus, der dem fiktiven Text genuin ist, die männliche Position als Rolle zu übernehmen vermag. Gerade weil die Leserin nicht gemeint ist, vermag sie quer, auch im Sinne von *queer*, gegen den Text zu lesen; wir sind „in der Lektüre frei, uns unterschiedlicher Maskierungen zu bedienen, unterschiedliche Positionen einzunehmen";[50] der Butlersche Ansatz wird für die Rezeptionsbedingungen von Texten fruchtbar gemacht. Für die literaturwissenschaftliche Untersuchung könnte das bedeuten, die historischen Konzepte von Leser und Leserin zu rekonstruieren[51] oder aber die impliziten Leser(innen)rollen im Kontext der vom jeweiligen Text konstruierten Geschlechterkonfigurationen zu beschreiben.

Insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass die hier beschriebenen Topoi und Konfigurationen – die schöne Leiche, das *cross-dressing*, die Androgynie-Konzepte männlichen Schaffens, die Geburtsphantasmen, die Theatralik des Weiblichen und andere mehr – für die bürgerliche Literatur seit dem 18. Jahrhundert Geltung haben. Allerdings ergeben sich durch die historischen Konfigurationen je andere Schwerpunkte: Um 1800 sind die Essentialisierung der Geschlechterrollen sowie die Festschreibung des kleinfamilialen Musters zu diagnostizieren; die Mutter, so wird in den zahlreichen Erziehungsschriften deutlich, wird zur ersten pädagogischen Instanz im Haus. Um 1900 dominieren die medizinische Pathographierung des Weiblichen und die psychoanalytische Fundierung des Geschlechterdiskurses, die eine Vertiefung des Geschlechterkampfes wie eine Stereotypisierung der Frauenbilder mit sich bringt. Diese

spezifischen historischen Konstellationen sind für die Analyse von literarischen Texten in Rechnung zu stellen, auch wenn sich in der bürgerlichen Literatur der letzten zwei Jahrhunderte durchaus Konstanten innerhalb der Geschlechterkonstruktionen feststellen lassen.

Zum Schluss sei angemerkt, dass die theoretische *gender*-Debatte ihrerseits bereits ‚literaturfähig' geworden ist. Thomas Meinecke, Schriftsteller und Musiker, beschäftigt sich in seinen Texten und Musikstücken z.B. mit Theoremen von Weininger. Sein Roman *Tomboy* ist von Studierenden bevölkert, die sich mit Butlers und Garbers Konzepten auseinander setzen und intrikaten Fragen nachgehen wie der folgenden:

> „Ein Junge im Tanzkleid war, 1917 in Boston, kurz bevor er in den Kriegsdienst eingezogen wurde, so sehr ein Mädchen, dass auch sein bloßes Bein als das eines solchen gedeutet wurde, weshalb es, hauchdünn bestrumpft, welcher geschlechtlichen Bestimmung eigentlich zugeführt wurde? Einer doppelt feminisierten? [...] Der jungen Studierenden brummte der Kopf: Das Weibliche schien ihr nicht mehr zu sein als eine Hülle, ein Kostüm, ein Paar durchsichtiger Strümpfe."[52]

Gender theory goes literature.

Anmerkungen

1 Claudia Liebrand: „Prolegomena zu *cross-dressing* und Maskerade. Zu Konzepten Joan Rivieres, Judith Butlers und Marjorie Garbers – mit einem Seitenblick auf David Cronenbergs Film *M. Butterfly*“, in: *Freiburger FrauenStudien* 5 (1999), S. 17-31, S. 25. Vgl. dazu auch Marjorie Garber: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*, Frankfurt/M. 1993, S. 544f.

2 Claudia Liebrand: „Als Frau lesen?“, in: *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, hrsg. v. Heinrich Bosse, Ursula Renner, Freiburg 1999, S. 385-400, S. 393.

3 *Gender Studien. Eine Einführung*, hrsg. v. Christina von Braun, Inge Stephan, Stuttgart 2000, Einleitung, S. 10. Vgl. dazu auch Renate Hof: *Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie der Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M., New York 1995, S. 122.

4 Vgl. zu einer ausführlichen historischen Darstellung Jutta Osinski: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1998, S. 25f.

5 In den eher spärlichen Einführungen zur feministischen Theorie und zu *gender studies* wird wiederholt über das Verhältnis beider Ansätze nachgedacht; konstatiert wird ein Abfolgeverhältnis (vgl. dazu ebd., S. 9), betont wird das augenblickliche Nebeneinander der Modelle, vermieden wird meist eine Rivalität (*Gender Studien*, hrsg. v. von Braun, Stephan, S. 11), auch wenn sich das theoretische Fundament in gravierender Hinsicht unterscheidet. M.E. ist es für die literaturwissenschaftliche Analyse von Vorteil, auf Modelle beider Ansätze zu rekurrieren.

6 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

7 Stephen Greenblatt: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Frankfurt/M. 1993.

8 Karin Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1978, S. 363-393.

9 Barbara Duden: „‘Die Frau ohne Unterleib‘. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in: *Feministische Studien* 11/2 (1993): Kritik der Kategorie *Geschlecht*, S. 24-33.

10 Isabell Lorey: „Immer Ärger mit dem Subjekt. Warum Judith Butler provoziert“, in: *Verwirrung der Geschlechter: Dekonstruktion und Feminismus*, hrsg. v. Erika Haas, München, Wien 1995, S. 19-34.

11 Vgl. dazu Marjorie Garber: *Die Vielfalt des Begehrens. Bisexualität von Sappho bis Madonna*, Frankfurt/M. 2000.

12 Liebrand: „Prolegomena zu *cross-dressing* und Maskerade“, S. 18.

13 Vgl. dazu z.B. Andrea Stoll/Verena Wodtke-Werner (Hrsg.): *Sakkorausch und Rollentausch. Männliche Leitbilder als Freiheitsentwürfe von Frauen*, Dortmund 1997. Gertrud Lehnert: *Wenn Frauen Männerkleider tragen.*

Geschlecht und Maskerade in Literatur und Geschichte, München 1997.

14 Hilge Landweer: „Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und Transsexualität“, in: *Geschlechterverhältnisse und Politik*, hrsg. vom Institut für Sozialforschung Frankfurt, Frankfurt/M. 1994, S. 139-167, S. 144.

15 Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, S. 169f.

16 Renate Hof hält fest: „Als ein Phänomen der Repräsentation wahrgenommen, beinhaltet das Konzept *gender* nicht nur die sozio-kulturelle Konstruktion des Körpers, sondern auch ein semiotisches System, mit Hilfe dessen Differenzialität produziert wird“; Hof: *Die Grammatik der Geschlechter*, S. 20.

17 Vgl. dazu Osinski: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, S. 106f.

18 Ebd., S. 107.

19 Christa Rohde-Dachser: *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Berlin, Heidelberg 1991, S. 133.

20 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995, S. 64.

21 Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994, S. 94.

22 Ebd., S. 101.

23 Osinski: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, S. 139f.

24 Christina von Braun: „Gender, Geschlecht und Geschichte“, in: dies./Stephan (Hrsg.): *Gender Studien*, S. 16-57, S. 27.

25 Lacan setzt Frau und Hysterikerin gleich; Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, S. 85.

26 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, München 1997.

27 Joan Riviere: „Weiblichkeit als Maskerade“, in: *Weiblichkeit als Maskerade*, hrsg. v. Liliane Weissberg, Frankfurt/M. 1994, S. 34-47.

28 Jacques Lacan: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“, in: *Schriften I*. Ausgewählt und hrsg. von Norbert Haas, Weinheim, Berlin 1991, S. 61-70.

29 Julia Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/M. 1978.

30 Jacques Derrida: „Sporen. Die Stile Nietzsches“, in: *Nietzsche aus Frankreich*, hrsg. v. Werner Hamacher, Frankfurt/M., Berlin 1986, S. 129-168, S. 135.

31 Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, S. 101f.

32 Ebd., S. 103.

33 Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979.

34 Shoshana Felman: „Weiblichkeit wiederlesen“, in: *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, hrsg. v. Barbara Vinken, Frankfurt/M. 1992, S. 33-61, S. 57.

35 Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, S. 90f.

36 Cornelia Klinger: „Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen.

Genus im Diskurs der Philosophie“, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hrsg. v. Renate Hof u.a., Stuttgart 1985, S. 35-59.

37 Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, S. 370f.

38 Vgl. dazu Sigrid Weigel: „Die Verdoppelung des männlichen Blicks und der Ausschluß der Frauen aus der Literaturwissenschaft“, in: *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, hrsg. v. Karin Hausen, Helga Nowotny, Frankfurt/M. [3]1990, S. 43-61, S. 50f.

39 Vgl. dazu Verf.: „Aufbrechende Geschlechterrivalitäten und die ‚Verzwergung‘ der Frau – Zu Goethes Märchen *Die neue Melusine*“, in: *Bei Gefahr des Untergangs. Phantasien des Aufbrechens*. Festschrift für Irmgard Roebling, hrsg. v. Ina Brueckel, Dörte Fuchs, Rita Morrien, Margarete Sander, Würzburg 2000, S. 77-90.

40 Bronfen: *Nur über ihre Leiche*, S. 10.

41 Max Frisch: *Stiller. Roman*, Frankfurt/M. 1973, S. 411.

42 Ebd., S. 437.

43 Ebd., S. 55f.

44 Max Frisch: *Tagebuch 1946-1949*, Frankfurt/M. 1985, S. 280.

45 Ebd.

46 Vgl. dazu Verf.: „‘Als sie ein Knabe war‘. *Cross-dressing* und Poetik in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Woolfs *Orlando*“, in: *Freiburger FrauenStudien* 5 (1999), S. 61-74.

47 Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 200.

48 Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, S. 22.

49 Vgl. dazu seinen Traum; Frisch: *Stiller*, S. 381f.

50 Liebrand: „Als Frau lesen?“, S. 398.

51 Liebrand verdeutlicht, dass die Frau als Leserin ein Produkt der bürgerlichen Kultur des 18. Jahrhunderts ist und klassischen Weiblichkeitsstereotypien entspricht; die Frau lese identifizierend, einfühlsam, emotional; ebd., S. 389.

52 Thomas Meinecke: *Tomboy*, Frankfurt/M. 1999, S. 9.

Literatur

Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979.

von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000.

dies.: „Gender, Geschlecht und Geschichte“, in: ebd., S. 16-57.

Bronfen, Elisabeth: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

dies.: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995.

Derrida, Jacques: „Sporen. Die Stile Nietzsches“, in: *Nietzsche aus Frankreich*, hrsg. v. Werner Hamacher, Frankfurt/M., Berlin 1986, S. 129-168.

Duden, Barbara: „‚Die Frau ohne Unterleib.‘ Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in: *Feministische Studien* 11/2 (1993): Kritik der Kategorie *Geschlecht*, S. 24-33.

Felmann, Shoshana: „Weiblichkeit wiederlesen“, in: *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, hrsg. v. Barbara Vinken, Frankfurt/M. 1992, S. 33-61.

Frisch, Max: *Tagebuch 1946-1949*, Frankfurt/M. 1985.

ders.: *Stiller. Roman*, Frankfurt/M. 1973.

Garber, Marjorie: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*, Frankfurt/M. 1993.

dies.: *Die Vielfalt des Begehrens. Bisexualität von Sappho bis Madonna*, Frankfurt/M. 2000.

Greenblatt, Stephen: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Frankfurt/M. 1993.

Hausen, Karin: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, hrsg. v. Werner Conze, Stuttgart 1978, S. 363-393.

Hof, Renate: *Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie der Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M., New York 1995.

Klinger, Cornelia: „Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen. Genus im Diskurs der Philosophie“, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hrsg v. Renate Hof u.a., Stuttgart 1985, S. 35-59.

Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/M. 1978.

Lacan, Jacques: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“, in: *Schriften I.* Ausgewählt und hrsg. von Norbert Haas, Weinheim, Berlin 1991, S. 61-70.

Landweer, Hilge: „Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und

Transsexualität“, in: *Geschlechterverhältnisse und Politik*, hrsg. vom Institut für Sozialforschung Frankfurt, Frankfurt/M. 1994, S. 139-167.

Liebrand, Claudia: „Prolegomena zu *cross-dressing* und Maskerade. Zu Konzepten Joan Rivieres, Judith Butlers und Marjorie Garbers - mit einem Seitenblick auf David Cronenbergs Film *M. Butterfly*“, in: *Freiburger FrauenStudien* 5 (1999), S. 17-31.

dies.: „Als Frau lesen?“, in: *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, hrsg. v. Heinrich Bosse, Ursula Renner, Freiburg 1999, S. 385-400.

Lindhoff, Lena: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995.

Lehnert, Gertrud: *Wenn Frauen Männerkleider tragen. Geschlecht und Maskerade in Literatur und Geschichte*, München 1997.

Lorey, Isabell: „Immer Ärger mit dem Subjekt. Warum Judith Butler provoziert“, in: *Verwirrung der Geschlechter: Dekonstruktion und Feminismus*, hrsg. v. Erika Haas, München, Wien 1995, S. 19-34.

Meinecke, Thomas: *Tomboy*, Frankfurt/M. 1999.

Osinski, Jutta: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1998.

Rohde-Dachser, Christa: *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Berlin, Heidelberg 1991.

Riviere, Joan: „Weiblichkeit als Maskerade“, in: *Weiblichkeit als Maskerade*, hrsg. v. Liliane Weissberg, Frankfurt/M. 1994, S. 34-47.

Schößler, Franziska: „‘Als sie ein Knabe war‘. *Cross-dressing* und Poetik in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Woolfs *Orlando*“, in: *Freiburger FrauenStudien* 5 (1999), S. 61-74.

dies.: „Aufbrechende Geschlechterrivalitäten und die ‚Verzwergung‘ der Frau - Zu Goethes Märchen *Die neue Melusine*“, in: *Bei Gefahr des Untergangs. Phantasien des Aufbrechens*. Festschrift für Irmgard Roebling, hrsg. v. Ina Brueckel, Dörte Fuchs, Rita Morrien, Margarete Sander, Würzburg 2000, S. 77-90.

Stoll, Andrea/Wodtke-Werner Verena (Hrsg.): *Sakkorausch und Rollentausch. Männliche Leitbilder als Freiheitsentwürfe von Frauen*, Dortmund 1997.

Weigel, Sigrid: „Die Verdoppelung des männlichen Blicks und der Ausschluß der Frauen aus der Literaturwissenschaft“, in: *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, hrsg. v. Karin Hausen, Helga Nowotny, Frankfurt/M. 1990, S. 43-61.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, München 1997.

Roswitha Badry

Gender-Studien in der Islamwissenschaft

1. Allgemeine Vorbemerkungen

Die Islamwissenschaft, als eigenständige Disziplin kaum älter als 150 Jahre, hat sich seit den 1970er Jahren rasant entwickelt. Größere Materialkenntnis und Spezialisierung eröffneten neue Perspektiven und erhöhten die Bereitschaft, Methoden aus verwandten Fächern wie Sozialwissenschaften, Anthropologie oder Vergleichende Religionswissenschaft anzuwenden. Neu erschlossene Quellen haben zusammen mit modernen Fragestellungen dazu geführt, Forschungsergebnisse und frühere Paradigmen über Bord zu werfen oder kritisch zu betrachten und zu modifizieren. Das gilt für die klassischen islamischen Wissenschaften Theologie, Recht oder Mystik ebenso wie für die lang vernachlässigten ‚Frauenstudien'.

Wegen der sprachlichen, geografischen und thematischen Bandbreite des Faches verstehen sich Spezialisierung und Interdisziplinarität eigentlich von selbst: Die Islamwissenschaft beschäftigt sich mit dem Zeitraum vom 7. Jahrhundert bis zur Gegenwart, und zwar mit Sprachen, Literaturen, Geschichte, Religion und Kultur einer Region, die sich von der Atlantikküste Nordafrikas bis zur Arabischen Halbinsel, von der Türkei über Iran bis nach Zentralasien und Indonesien erstreckt. Bereits die philologischen Anforderungen für die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem riesigen Raum setzen Grenzen. Den Schwerpunkt bilden seit jeher die, historisch gesehen, wichtigsten Literatursprachen Arabisch, Persisch, Osmanisch/Türkisch. Neben der Philologie galt immer schon die Geschichtswissenschaft als Basis des Faches. Ohne fundierte Kenntnisse in mindestens einer islamischen Literatursprache sowie über die Geschichte der entsprechenden Länder und die Entstehung und Entwicklung der zahlreichen Strömungen im Islam sind neue Forschungsergebnisse nicht zu erwarten und Missverständnisse unvermeidbar.

Eingedenk der Tradition des Faches und der Ausrichtung der Islamwissenschaft in Deutschland werde ich mich im Folgenden vornehmlich auf historische Studien zu den so genannten ‚Kernländern' Nordafrikas und des Nahen Ostens beschränken.

Frauenstudien haben in der Islamwissenschaft besonders in den letzten 20 Jahren einen Boom erlebt. Dieser ist u.a. der wachsenden Bedeutung des islamischen Fundamentalismus seit Ende der 1970er Jahre zuzuschreiben. Von *Gender*-Studien kann erst seit den 90er Jahren gesprochen werden. Sie sind, wie die Literaturliste erkennen lässt, eine Domäne der anglo-amerikanischen Forschung. In den USA wurden Joan W. Scotts Plädoyer für Geschlecht als historische Kategorie und die Studien namhafter *Gender*-Theoretikerinnen wie Judith Butler oder Teresa de Lauretis von den Orientwissenschaften schneller rezipiert als in Europa. Die Weichen für die zügige Durchsetzung von *gender* als grundlegende wissenschaftliche Analysekategorie hat ohne Frage der Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft von der politischen zur Sozialgeschichte gestellt.[1] Die Entdeckung der sozialen Dimension in der Kunstgeschichte, der Literatur- und Kulturwissenschaft sensibilisierte die Forschung u.a. für den bisher kaum wahrgenommenen Alltag oder für marginalisierte Gruppen, darunter Frauen. Bemerkenswerte Beiträge zur Geschichte von Frau und Familie im Nahen und Mittleren Osten wurden infolge dieser Entwicklung geleistet; diese nahmen bedeutenden Einfluss auf die Konzeption der Sozialgeschichte der Region, die bis dahin den *gender*-Aspekt weitgehend außer Acht gelassen hatte. Wegen der mittlerweile vorliegenden Mikroanalysen ist es jetzt nicht mehr möglich, allgemeine Aussagen über die soziale, religiöse, politische und ökonomische Rolle von Frauen im Islam zu treffen. Die neuen Untersuchungen haben bewiesen, dass trotz der Beschränkungen durch den patriarchalischen Rahmen Frauenschicksale sich u.a. aus ethnischen, religiösen, sozialen und regionalen Gründen erheblich voneinander unterscheiden.

Die Publikationsflut zum Thema Frau und *gender* erschwert es dem Einzelnen, sich einen angemessenen Überblick über Forschungsstand, Gegenstände und Perspektiven der Forschung zu verschaffen. Das liegt zum einen an der starken Fragmentierung der zu berücksichtigenden Literatur, denn abgesehen von den Monografien findet sich eine große Zahl wichtiger Artikel in zum Teil entlegenen Zeitschriften oder in Sammelbänden. Zum anderen spiegelt diese Sekundärliteratur die Vielfalt des Faches wider. Darüber hinaus stammt die einzige Spezialbibliografie meines Wissens nach aus dem Jahre 1989,[2] sie enthält folglich die in mancher Hinsicht bahnbrechenden Publikationen der 90er Jahre nicht mehr. Überblicksartikel zu Frauen- bzw. *Gender*-Studien in der Islamwissenschaft fehlen ebenso wie ein umfassendes Werk zur Sozial- und Kulturgeschichte der Region unter Einbeziehung der *Gender*-Kategorie.[3] Deswegen werden im Folgenden nur ausgewählte Forschungsgebiete anhand einiger einschlägiger Publikationen skizziert.[4]

Vorab sind allerdings Bemerkungen zur Geschichte des Faches und den Folgen verbreiteter Stereotypen zu Frau und Familie im Islam unabdingbar, denn sonst lässt sich die Abwehrhaltung gegen Frauen- und *Gender*-Studien z.B. in der deutschen Islamwissenschaft nicht erklären und das Weiterleben von Vorurteilen nicht aufdecken.

2. Stereotypen und ihre Folgen

Wie in der europäischen Geschichtsschreibung gingen Islamwissenschaftler erst in den vergangenen 20 Jahren dazu über, im größeren Ausmaß Frauen als Subjekte der Geschichte in die Forschung einzubeziehen. Dass sie Frauenforschung jahrzehntelang als irrelevant betrachteten, hatte nicht unbedingt nur mit der Dominanz der Männer im Fach oder mit dem Konservativismus auf methodischem Gebiet zu tun.[5] Vielmehr ist dafür wohl das tief verwurzelte stereotype Bild von der öffentlich unsichtbaren, verschleierten, passiven Muslimin verantwortlich, die nicht dazu in der Lage sei, unabhängig von ihren männlichen Verwandten zu handeln. Das Interesse an ‚harten Fakten und Daten' und die Konzentration auf die ‚große Literatur' haben dazu geführt, den Beitrag von Frauen zu Geschichte, Religion und Kultur zu ignorieren bzw. zu marginalisieren – gehörten sie doch bis ins 20. Jahrhundert nicht zu den sichtbaren maßgeblichen Persönlichkeiten und hatten sie doch keine einschlägigen Werke verfasst. Wurden Frauen dennoch in Primärquellen erwähnt, so stellte man sie als Ausnahmen dar. Ein Blick in Handbücher und Standardwerke der Islamwissenschaft zeigt, dass Frauen weiterhin aus der historischen Betrachtung regelrecht ausgeklammert und höchstens in einem Unterkapitel abgehandelt werden. Allgemeine, wenig differenzierte Darstellungen über die Stellung der Frau im Islam – also unabhängig von Zeit und Raum – sind gängig. In solchen Rundumschlägen werden meist die Themen abgehandelt, welche die Unterdrückung der Muslimin am ehesten verdeutlichen: selektive Auszüge aus dem Koran, der prophetischen Tradition und der Rechtsliteratur mit besonderer Betonung der Verschleierung, der Polygynie, der Segregation usf. Kaum ein Thema der Islamwissenschaft ist mit so vielen Pauschalurteilen besetzt und so wertbeladen wie das Thema ‚Frau im Islam'. Bewusst oder unbewusst fließen bis heute in so manche allgemein gehaltene wissenschaftliche Traktate, ganz zu schweigen von Medienberichten, explizite oder implizite Annahmen ein, die von der Kultur des Autors/der Autorin und der Leser- bzw. Hörerschaft abgeleitet sind. Diese beeinflussen Wahl des Themas, Auswahl der Quellen, Methodik, Bewertung und Präsentation des Materials. Es empfiehlt sich deshalb immer, auf die Primärquellen zurückzugehen. Der Reichtum der islamischen Kultur und der Autoritätsanspruch des Islam als göttliche Offenbarungsreligion vergrößern das Problem. Ethische und rechtliche Regelungen, die in den Primärquellen

des Islam, dem Koran und den normativen Worten und Taten des Propheten Muhammad, der Sunna, enthalten sind, wurden über die Jahrhunderte je nach persönlicher Ausrichtung bzw. historischem, sozialem, regionalem Kontext unterschiedlich ausgelegt. Theorie und Praxis lagen häufig weit auseinander. Trotzdem entstand ein gewisser Konsens über das ererbte Geschlechtersystem, das die Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann vorschrieb. Deswegen werden sich wohl alle Muslime darüber einig sein, dass der Islam eine definitive Haltung über Fragen des Status der Frau einnimmt, aber sie werden divergierende Meinungen über die genaue Bestimmung dieser Position vertreten.

Das verzerrte Bild der Frau im Islam geht bis auf die anfängliche Rezeption dieser Religion im christlichen Europa zurück. Die mittelalterliche Literatur zu diesem Thema stammte fast ausschließlich aus der Feder christlicher Kleriker und war weitgehend polemisch.[6] Zudem wurde das Bild der Muslimin über viele Jahrhunderte, zuweilen bis heute, von der europäischen Reiseliteratur von Missionaren, Reisenden und Abenteurern, von Kolonialbeamten und Diplomaten geprägt. Vom ersten Kontakt mit der muslimischen Welt an waren die Europäer fasziniert, ja besessen vom andersartigen Status der Frau in der muslimischen Gesellschaft. Kaum ein Reisender vergaß, in seinen Berichten auf die sichtbaren Unterschiede zwischen der Position der Frau im Orient, wie sie sie sahen, und derjenigen der Frau im Okzident hinzuweisen. Das Bild der Muslimin als einer verschleierten und unterdrückten Frau und als Opfer einer misogynen Religion, das hier oft in dramatischen, immer aber in überzeichneten Worten vermittelt wurde, hat sich bis heute in der Öffentlichkeit gehalten. Das einseitige, entstellte Image des Islam und besonders der Stellung der Frau diente vornehmlich der finanziellen Unterstützung der christlichen Mission, die im Großen und Ganzen erfolglos blieb, und der Legitimation politischer Einmischung, die vorgab, die Muslimin befreien zu wollen.

Ein Beispiel bietet das Buch *The Women of the Arabs* des protestantischen Missionars Henry Harris Jessup,[7] der sich im 19. Jahrhundert jahrzehntelang in Libanon/Syrien aufhielt. Jessup wählte das im Koran angelegte Recht des Mannes auf Züchtigung seiner Ehefrau als Symbol für die Einstellung des Islam zur Frau. Schlagen von Frauen stellte Jessup als Prinzip des islamischen Glaubens heraus und dem christlichen Ideal der Liebe, nicht der Praxis im christlichen Westen, entgegen. Vereinzelt treffen wir auf sozialkritische Stimmen, die auf gleichzeitige Missstände im Westen hinweisen.[8]

Die Art und Weise des Kontakts mit Frauen im Orient war diktiert vom Geschlecht der meisten Reisenden, ihrer Schichtzugehörigkeit und dem Zweck ihrer Reise. Männer aus der Ober- oder mittleren Oberschicht hatten keine Möglichkeit, Stadtfrauen ihres sozialen Milieus zu treffen, denn diese unterlagen der Segregation; deshalb entwickelten sie sexuelle Fantasien, welche die verborgenen und damit exotischen Attraktionen der Bewohnerinnen des Harems mit Freizügigkeit und Zügellosigkeit verbanden.[9] Die wenigen

Berichte über das Leben im Harem stammen von weiblichen Reisenden, häufig Schwestern und Ehefrauen der Konsuln. Die Bilder der Haremsfrau, die sie zeichnen, kindlich, oberflächlich, sich nur mit äußerem Tand beschäftigend, ähnelten einander so sehr, dass viele der Autorinnen vermutlich voneinander abgeschrieben haben – eine übliche Praxis in der Reiseliteratur. Frauen wie Männer der Unterschichten wurden gewöhnlich in dieser Literaturgattung, wenn überhaupt, dann stereotyp beschrieben. Ausnahmen stellen dagegen die wertvollen Berichte des Orientalisten Edward Lane (1801-76, lebte in Ägypten 1825-49) oder von Frauen wie Lady Wortley Montagu (1688-1762) dar.[10] Sie bieten verlässliche Informationen über die urbane Mittelklasse und über Frauen der Unterschicht, auch auf dem Land. Lady Montagu, Gattin des britischen Botschafters bei der ‚Hohen Pforte', reiste 1717 nach Istanbul und schrieb wohl zu enthusiastisch, dass Frauen die „einzig freien Personen im Osmanischen Reich' seien.[11] Sie war fasziniert vom Recht der Frauen auf Eigentum, Erbschaft und Verwaltung von Besitzständen, das die Engländerinnen erst im 20. Jahrhundert erhalten sollten. Insgesamt aber vermittelt die europäische Reiseliteratur eher einen Einblick über die damaligen europäischen Sichtweisen zu *gender* als über die tatsächliche Situation im muslimischen Orient.

Das stereotype Negativimage sollte zumindest unterschwellig lange überleben. Dem angesprochenen Orientalismus-Diskurs[12] unterlagen starre, sozialgeschichtliche Geschlechterdichotomien und -determinismen, die erst in der jüngeren Forschung als konstruiert entlarvt wurden: Die Dichotomie der öffentlichen männlichen gegenüber der privaten weiblichen Sphäre sollte noch nach 1945 hartnäckig fortbestehen und eine Art Neuauflage im Modernisierungsdiskurs erfahren, der ebenfalls von diesem und ähnlichen Dualismen (‚Tradition' - ‚Moderne', mündliche - schriftliche Kultur) ausging. Ethnologen hielten jahrelang an der Dichotomie zwischen ‚kleiner', dem weiblichen Geschlecht vorbehaltenen ‚Tradition', sprich Volksglauben, und ‚großer Tradition', der von Männern dominierten ‚Orthodoxie', fest. Neue Ansichten zu einer Anthropologie des Islam versuchen, diese Dichotomien aufzulösen und setzen die Riten und symbolischen Formen, die Frauen und Männer vollziehen bzw. benutzen, in Bezug zueinander und begreifen sie als Teil eines Gesamtsystems; sie sind bemüht, die Syntax der Gesamtsymbolik herauszuarbeiten.[13]

Erst *Gender*-Studien der vergangenen Jahre haben den Widersprüchen, dem so genannten *cross gendering*, der „gesellschaftlichen Chemie unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit und der Bandbreite möglicher Abweichungen"[14] und Überlappungen, mehr Rechnung getragen. Diese werden allerdings – zumindest in der deutschen Islamwissenschaft – zu selten registriert.

Auch wenn viele Publikationen neuerdings den Begriff *gender* im Titel führen, widmen sie sich doch eher ‚traditioneller Frauenforschung'. Es geht also primär darum, Frauen sichtbar zu machen; dies ist wegen der jahrelangen Vernachlässigung des Themas und der zahlreichen Forschungslücken weiterhin notwendig. Um dem Vorwurf des „Etikettenschwindels"[15] zu entgehen, sollte man sich besser zum Eigenwert „traditioneller Frauenforschung" bekennen und vermeiden, nur um des allgemeinen Trends willen, eine Mogelpackung zu verkaufen.

3. Ausgewählte Forschungsthemen

Die Geschichte von ‚Frau' und ‚*gender*' im Nahen und Mittleren Osten ist also ein Forschungsfeld, das in der Entwicklung begriffen ist und sich mancherorts zu Unrecht noch nicht als würdiges Untersuchungsobjekt durchgesetzt hat.

Vier Forschungsfelder sind vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten in den Mittelpunkt gerückt:

1. Lebenswelten berühmter Persönlichkeiten – Biografien und autobiografische Zeugnisse; dieser Bereich bildet den Schwerpunkt der eigenen Forschung und der folgenden Ausführungen.
2. Politische Geschichte: Politische Systeme und Frauenbewegungen seit Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts,
3. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte,
4. Kulturgeschichte und Geschlechterdiskurs.

3.1 Biografien und Autobiografien

Studien über Biografien haben sowohl im muslimischen Orient als auch in der Islamwissenschaft Tradition. Biografische Werke stellen in der islamischen Literaturgeschichte ein altes und beliebtes Genre dar. Zwei Arten von Sammlungen sind zu unterscheiden.[16] Erstens ‚allgemeine biografische Lexika': Diese meist sehr umfangreichen Werke enthalten Biografien von Personen aus allen Lebensbereichen, unabhängig von Beruf, Epoche, Ort, Rang, Glaubensrichtung usw. Der zweite Typ, die ‚begrenzten Lexika', behandelt dagegen das Leben von Personen, die ein gemeinsames, spezifisches Merkmal teilen – ob nun Wohnsitz, Beruf, theologische oder rechtliche Orientierung, Herkunftsregion oder auch ein körperliches Gebrechen (Blindheit u.a.). Entstanden sind diese Lexika im 9. Jahrhundert; danach sind sie kontinuierlich verfasst und ergänzt worden. Es ist zu bedenken, dass diese Werke bis Ende des 19. Jahrhunderts

von Männern geschrieben wurden und auf eine Epoche zurückgehen, in der sich feste Grundannahmen zum Geschlechterverhältnis herauskristallisiert hatten und von der überwiegenden Mehrheit akzeptiert worden waren. Erst in der Neuzeit entstanden Frauenbiografien durch Frauen, die dabei notgedrungen auf frühere Kompilationen zurückgriffen.[17]

Biografien über Frauen finden sich in den Sammlungen vor dem 19. Jahrhundert entweder in einem separaten Kapitel bzw. Band am Schluss des Werkes oder sind in den fortlaufenden Text integriert. Diese Biografien sind bisher kaum ausgewertet worden, obwohl sie uns u.a. Aufschluss über politisch einflussreiche Frauen, religiöse Gelehrte, Wohltäterinnen, Dichterinnen, Künstlerinnen oder Mystikerinnen geben. Pionierarbeit in der Auswertung dieses umfangreichen Materials hat Ruth Roded (1994) geleistet. Sie kommt zu folgenden Ergebnissen, die noch im Einzelnen zu überprüfen sind:[18] Seit dem 16. Jahrhundert haben Zahl und Umfang der Einträge zu Frauen in den biografischen Lexika drastisch abgenommen. Als Gründe zieht Roded die wachsende Bürokratisierung der Gelehrtenkarrieren in osmanischer Zeit und die Institutionalisierung der Mystik in Sufi-Bruderschaften in Betracht.[19] Ob die viel zitierte Stagnation in der islamischen Gelehrsamkeit und die damit einhergehende striktere Sichtweise zum Geschlechterverhältnis dafür verantwortlich war, ist fraglich.[20] Alles in allem weist die Auswertung der Biografien, so Roded in ihrem Fazit, auf die Bedeutung der semi-matrilinearen Linie bei der Wissensvermittlung auf vielen Gebieten hin.[21]

Der problematische Informationswert der biografischen Lexika sei nicht verschwiegen.[22] Aus den meist dürftigen und nüchternen Einträgen repetitiven und formalistischen Charakters ist im Allgemeinen nichts über die Person als Individuum, höchstens als Mitglied des Gelehrtenkollektivs, zu erfahren. Bei den Frauenbiografien stehen wir zudem oft vor dem Problem der Identifizierung. Die Angaben sind in der Regel knapp und stereotyp, beruhen auf wenigen, gleich lautenden Quellen. Wichtige Eckdaten fehlen, die Begriffe sind nicht immer eindeutig. Üblich ist die Nennung des Wohnorts, der Ausbildung, des Ehemannes und berühmter Nachkommen, so weit vorhanden, und der schriftstellerischen oder weiteren Tätigkeiten. Dass die Werke gelehrter Frauen entweder verloren gegangen oder nur in Privatarchiven zugänglich sind, ist ein weiteres Manko. Es ist zu hoffen, dass die Städtepartnerschaft von Isfahan mit Freiburg einige verschlossene Türen öffnet. Aus den genannten Gründen bietet sich zunächst die quantitative Auswertung der Biografien an. Wie ich in meinem Artikel zu gelehrten Frauen aus Iran gezeigt habe, können sie aber auch jetzt schon qualitativ, inklusive Typologisierung,[23] erfasst werden.

Bei den politisch einflussreichen Frauen können wir dagegen auf eine breitere Materialgrundlage zurückgreifen: neben den Einträgen in den Lexika auf Angaben in historiografischen Werken, unter Umständen auf Inschriften an Baudenkmälern oder Münzen. Als Pionierin auf dem Gebiet der Frauengeschichte ist bezeichnenderweise die arabisch-amerikanische Wissenschaftlerin Nabia Abbott (1897-1981) zu nennen:[24] Als Tochter eines christlichen arabischen Kaufmanns verbrachte sie ihre Jugend im Orient; Stationen waren die Türkei, der Irak und Bombay. Später lehrte sie u.a. in Chicago. Sie schrieb über verschiedene Themen (Epigrafik, Numismatik, Papyrologie), aber auch als erste Wissenschaftlerin in den 1940er Jahren über prä-islamische arabische Königinnen, Frauen und Staat zu Beginn des Islam (1941), über Aischa, die Lieblingsfrau des Propheten (1942), und schließlich (1946) über Mutter und Ehefrau des auch in der europäischen Geschichtsschreibung bekannten abbasidischen Kalifen Harun ar-Raschid im 8. Jahrhundert.[25] Bereits 1928 hatte M. Smith eine ausführliche Monografie zu Leben und Lehren der frühen Mystikerin Rabi‘a von Basra (gest. 801) vorgelegt.[26] Diese Studien, wie auch die zeitgleich erschienenen von Ilse Lichtenstaedter, haben bis heute ihren Stellenwert als wertvolle, gewissenhaft recherchierte Arbeiten nicht verloren, allerdings verheimlichen sie nicht ihre explizit aufklärerische Botschaft: Die westliche Frauenbewegung hat hier eindeutig ihre Spuren hinterlassen.[27]

Nachfolgerinnen ließen länger auf sich warten. Für die islamische Mystik war es 1975 A. Schimmel, die dem „weiblichen Element im Sufismus“ Aufmerksamkeit schenkte.[28]

Abbott fand ihre Nachfolgerin in Ann K. S. Lambton. Ein Kapitel ihres Sammelbandes *Continuity and Change in Medieval Persia* widmet sich der politischen und ökonomischen Rolle von Frauen in der Seldschuken- und Ilchan-Dynastie im Irak und Iran des 11.-14. Jahrhunderts.[29] Neuere Studien wie die von L. Ahmed oder die eher populärwissenschaftliche von F. Mernissi[30] verbergen zwar ebenso wenig ihre feministische Intention, haben aber zweifellos weiterführende Forschungen inspiriert.

Einen exzellenten Einblick in den momentanen Forschungsstand zum Themenkomplex Lebenswelten von Frauen im islamischen Mittelalter bietet der von Gavin Hambly 1998 herausgegebene Sammelband;[31] die einzelnen Beiträge von so namhaften Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen wie Leslie Peirce, Farhad Daftary oder Maria Szuppe behandeln die Rolle von Frauen aus verschiedenen Schichten in Politik, Gesellschaft, Religion, Recht und Kultur von der vorislamischen Zeit bis zum 19. Jahrhundert. Szuppe hat sich bereits 1994/95 in zwei längeren Aufsätzen in *Studia Iranica* mit der Position von Frauen der in Iran von 1501 bis 1722 souverän herrschenden Dynastie der Safawiden beschäftigt. Sie behandelt in erster Linie das 16. Jahrhundert, als die alte turko-mongolische Tradition noch präsent war und man die politische Partizipation der Ehefrauen und Prinzessinnen nicht nur akzeptierte, sondern sogar

erwartete. Bedeutende Faktoren für den hohen Status dieser herrschaftlichen Damen stellten ihre umfassende Ausbildung, selbst im Reiten und im Umgang mit Waffen, die Aufrechterhaltung eines eigenen Hofstaats und große finanzielle Unabhängigkeit dar. Sie waren am königlichen Hof und in den Provinzen als Beraterinnen und in gewisser Weise als Partnerinnen in Diplomatie, Krieg und Regierung involviert.

Zumindest eine Studie hat zur Neubewertung der Ausübung von Macht geführt: Leslie Peirces Monografie über die Elitefrauen des osmanischen Sultanharems.[32] Von 1520 bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts haben besonders die Mütter, aber auch die Ehefrauen, Töchter und Konkubinen des Herrschers, mehr als je zuvor und danach, die Politik des Reiches maßgeblich beeinflusst. Wie ihre Geschlechtsgenossen kannten sie sich in den Machtstrategien aus: Sie schufen und manipulierten politische Fraktionen durch Amtseinsetzung und Patronage, verhandelten mit ausländischen Mächten, herrschten als Regentinnen für ihre minderjährigen Söhne, förderten strategische Heiraten und partizipierten an imperialen Zeremonien, welche ihnen die Loyalität der Untertanen sicherten. Ausgeprägtes Mäzenatentum, Finanzierung von Monumentalbauten und religiösen Stiftungen[33] dienten der Imagepflege der Dynastie. Versagt blieb den Regentinnen jedoch das Oberkommando über das osmanische Militär. Im 17. Jahrhundert wurden diese politisch einflussreichen Haremsdamen von Fraktionen der herrschenden osmanischen Schicht beschuldigt, die Macht zu usurpieren und den Staat zu unterminieren – ein Vorwurf, der von späteren Historikern aufgegriffen wurde. Peirce entschlüsselt diese Schuldzuweisungen als Teil eines Diskurses über *gender*, der als Metapher für die Unzufriedenheit mit anderen politischen und sozialen Wandlungen zu sehen ist. Der Vergleich zu früheren und späteren Epochen zeigt, dass es in Krisen- und Übergangssituationen die einfachste und typische Antwort auf öffentliche Ängste vor der Erschütterung sozialer Strukturen, moralischer Grenzen und vor Chaos war, sozial Untergeordneten die Schuld zu geben und ihnen Beschränkungen aufzuerlegen. Neben den Frauen waren meist die religiösen Minderheiten betroffen. Solche Defensivmaßnahmen zielten aber nicht auf die fortdauernde Kontrolle, sondern auf Machtdemonstration. Die Geschichte zeigt, dass es sich auch bei anderen Beschuldigungen gegen Regentinnen und politische Akteurinnen – Inkompetenz, Verschwendungssucht, Unmoral oder Blutrünstigkeit – um Topoi handelt, die ihnen als Repräsentantinnen ihres Geschlechts, nicht aber ihren mächtigen Geschlechtsgenossen zukamen. Die gleichermaßen anzutreffenden Lobpreisungen auf die Tugenden und die herausragenden Qualitäten mancher Herrscherinnen[34] bilden sozusagen das Gegengewicht zu den Verleumdungen.

Peirce erklärt die Macht des ‚politischen Harems' folgendermaßen: Erstens war diese Periode von dem Übergang des osmanischen Staates von der Expansion mit dem ‚Soldatensultan' an der Spitze zu einem territorial stabilen bürokratischen Staat, regiert von einem ansässigen ‚Palastsultan', gekennzeichnet.

Zwei Entwicklungen haben die Steigerung des Einflusses der Osmanenfrauen begünstigt: zum einen die wachsende Bedeutung des Königspalastes als Zentrum der Regierung und damit die größere physische Nähe zum Herrscher; zum anderen resultierte der Wandel im Thronfolgesystem in der zentralen Rolle der Königinmutter, der *valide sultan*.

Frauen, die tatsächlich versuchten, direkte Souveränität auszuüben, sind dagegen in der islamischen Geschichte seltener. Das mag die lang anhaltende Ablehnung der explizit öffentlichen Rolle der Frauen im Gegensatz zum geduldeten impliziten Einfluss hinter dem Vorhang widerspiegeln. Eine Ausnahme bildet z.B. die siebener-schiitische, sulayhidische Herrscherin Sayyida Hurra, die im Jemen des 11. Jahrhunderts über 50 Jahre die Fäden der Macht in den Händen hielt.[35]

Die Forschungsarbeiten zur politischen Macht von Frauen geben Anlass zu komparativen Studien unter politologischen und soziologischen Fragestellungen. Auch mit Bezug auf die Neuzeit stellt sich die Frage, ob wir nicht immer schon die Mechanismen der Macht im muslimischen Orient falsch verstanden haben. Insgesamt haben wir uns bisher zu sehr auf formale Organisationen und Staatsinstitutionen verlassen, ohne dem für alle gesellschaftspolitischen Bereiche bedeutenden personenbezogenen Element genügend Rechnung zu tragen. Weder der klassischen islamischen Herrschaftstheorie und formalen Staatsorganisation noch modernen Parteiprogrammen, Gesetzestexten oder Parlamenten ist je die entscheidende Position zugekommen, die ihnen von westlichen Wissenschaftlern beigemessen wurde. Die Bedeutung der Klientel- und Verwandtschaftsbeziehungen wurde zwar z.B. im sozialwissenschaftlichen Ansatz vom (Neo-)Patrimonialismus erkannt; die Chancen ‚matrimonialer Einflussnahme' wurden dabei aber nicht bedacht.

Weitere in den vormodernen Biografien erwähnte berühmte Frauen wie Dichterinnen, Künstlerinnen, Musikerinnen, Kalligrafinnen[36] sind wenig erforscht. Eine Ausnahme stellt die wie immer philologisch-historisch akribische Untersuchung des kürzlich verstorbenen Basler Professors Fritz Meier (1912-98) über die persische Dichterin Mahsati aus dem 12. Jahrhundert dar.[37] Seine Studie verdeutlicht die speziellen Probleme bei der Erforschung von Dichterinnen. Der Gedichtband (Diwan) der Sängerin und Poetin Mahsati ist verschollen. Es ist nicht auszuschließen, dass er wegen Grenzüberschreitung gestrengen Sittenrichtern anheim fiel, denn die Gedichte enthalten manche – für eine Frau als unschicklich empfundene – offenherzige Passagen. Wegen des Verlustes der direkten Überlieferung des poetischen Nachlasses ist man auf Notizen anderer Autoren, vor allem in Anthologien, angewiesen. Mahsati gilt als Meisterin des Vierzeilers. Diese kurze, volkstümliche Dichtung ist leicht zu behalten; sie wurde in erster Linie mündlich tradiert.[38] In keinem

Genre der persischen Poesie gibt es so viele anonyme oder falschen Autoren zugeschriebene Gedichte wie unter den Vierzeilern. Deshalb ist die Zuordnung eines Vierzeilers zu einer Person schwierig. Echt und unecht lassen sich nur in den seltensten Fällen eindeutig unterscheiden; diese Aufgabe erfordert fundierte philologische Kenntnisse und enorme Belesenheit im Genre. Ein weiteres Problem ist die Lebensbeschreibung der Mahsati:[39] Sie wurde zur Legende und taucht in novellistischen Erzählungen als romanhafte Persönlichkeit auf.

Weitere Fragen, die sich im Zusammenhang mit den gelehrten Frauen ergeben, betreffen in erster Linie den Zugang zur Bildung vor dem 19./20. Jahrhundert und der Möglichkeit, öffentliche Schulen zu besuchen. Studien über Damaskus oder Kairo zeigen, dass gebildete Frauen in der religiösen und politischen Elite die Norm waren.[40] Sie wurden zu Hause von männlichen oder weiblichen Verwandten, Hauslehrerinnen oder Hauslehrern unterrichtet. Weitere Detailstudien könnten die Relevanz der innerfamiliären Verhältnisse und von Vater, Mutter sowie anderen Verwandten, die im Haushalt lebten, für die Förderung und den Umfang der Wissensvermittlung verdeutlichen.

Als besonders lohnend hat sich in den letzten Jahren die verstärkte Nutzung von Autobiografien, Memoiren, Tagebüchern und Briefen erwiesen. Auch hier haben Freiburger Arbeiten wichtige neue Erkenntnisse ans Licht gebracht. Hervorgehoben seien die Forschungen von Erika Glassen, die sich nicht nur selbst in mehreren Aufsätzen mit autobiografischen Zeugnissen führender türkischer Frauenrechtlerinnen und Literaten zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigt,[41] sondern auch mehrere Magisterarbeiten zu diesem Themenkomplex angeregt hat.

Literarische Selbstdarstellungen sind in der islamischen Welt zwar seit dem Mittelalter belegt; dennoch waren sie wohl bis ins 20. Jahrhundert ein rein männliches und gemessen an der Fülle der Memoiren und Autobiografien in der westlichen Literatur sowie am Umfang der arabisch-persisch-osmanischen Literatur insgesamt ein relativ seltenes Genre. Diese Lücke hat man bis vor kurzem mit dem Fehlen eines Individualbewusstseins vor der Mitte des 19. Jahrhunderts begründet. Nach den Funden der letzten Jahre ist diese Behauptung zumindest partiell zu relativieren, denn autobiografisches Material findet sich ebenso in den in biografischen Lexika angeführten Anekdoten oder in Geschichtschroniken, in der klassischen Prosa, in der Reiseliteratur, in Tagebüchern und Briefen.[42] Inwieweit dies auch für Frauen gilt, ist noch zu prüfen.

Die neue Form der Autobiografie entfaltete sich wie der Roman im 19./20. Jahrhundert durch westlichen Einfluss. Zunächst schrieben Würdenträger aus Politik und Militär ihre Memoiren. In ihnen erscheint das Ich noch als unveränderliche Größe; Reflexionen zur Persönlichkeitsentwicklung wurden nicht angestellt. Als extremste Form literarischer Selbstdarstellung war Frauen das Genre der Autobiografie bis in die neuere Zeit verschlossen. Lebenserinnerun-

gen von Frauen haben besonders seit Ende der 1980er Jahre einen enormen Aufschwung erlebt.[43] Sie sind bisher kaum bearbeitet worden. Der von Ostle, de Moor und Wild 1998 herausgegebene Sammelband widmet sich nur in drei von 24 Beiträgen Ich-Erzählungen von Frauen. Tetz Rooke (1997) behandelt in seiner Studie, die Kindheits- und Jugenderinnerungen mit Recht als eigenes Genre bewertet, 20 Autoren aus Ägypten, Libanon, Syrien, Palästina und Marokko aus dem Zeitraum 1929 bis 1988, darunter nur zwei Frauen.[44]

Die Frauen, die als erste ihre Lebensgeschichte niederschrieben, waren durchweg solche, die ohnehin in irgendeiner Weise in der Öffentlichkeit gestanden hatten: politische Aktivistinnen aus der Oberschicht, Tänzerinnen oder Sängerinnen. Bezeichnenderweise wurden viele dieser frühen Ich-Erzählungen erst mehrere Jahrzehnte nach der Abfassung oder nach dem Tod der Autorin veröffentlicht.[45]

Frauen sehen sich bei dem riskanten Unterfangen der Ich-Erzählung mit noch größeren sozialen und politischen Zwängen konfrontiert als Männer. Zensur und Selbstzensur erlegen neben familiären und gesellschaftlichen Hemmnissen Schranken auf, die besonders die sensiblen Themen Religion, Sexualität und Politik betreffen. Nach einem Bruch dieser Tabus ist mit Reputationsverlust, Diffamierung, Drohung des Ehemannes oder anderer Familienmitglieder, ja Geld- oder Gefängnisstrafen zu rechnen. Joseph Zeidan hat z.B. auf gängige Vorwürfe und Beleidigungen, mit denen Romanautorinnen von ihren männlichen Kollegen bedacht wurden, hingewiesen.[46] Den Lebensbeschreibungen ihrer Kolleginnen warfen sie u.a. vor, sie lieferten keinen Spiegel ihrer Zeit, gingen vielmehr auf private Details und Familienprobleme ein, während die Memoiren der Männer von Geschlossenheit und Kohärenz gekennzeichnet seien. Bis heute wird es im Allgemeinen als taktlos empfunden, Privates und Intimes vor der Öffentlichkeit auszuplaudern. Die öffentliche Selbstentblößung bedarf offensichtlich der Legitimation: Viele glauben, sie seien nur glaubwürdig, wenn sie ihre Werke einer übergeordneten Idee oder anerkannten Autorität widmeten.[47] Ostle weist mit Recht darauf hin, dass jede Sicht des Ichs, die aus autobiografischem Material stammt, notgedrungen fragmentarisch, unvollständig und nicht selbstbestimmt ist, sondern das Resultat vielschichtiger kontextueller Zwänge und Emotionen.[48] Die Erforschung der Autobiografien erfordert demzufolge die Analyse der politischen, ideologischen, kulturellen und konzeptionellen Motive.

Der Glaube an die Macht des geschriebenen Wortes, ja dessen gesellschaftsverändernden Einflusses dominiert weiterhin. In dieser Hinsicht sind diese Werke der Engagement-Literatur zuzuordnen.[49] Autobiografien werden in diesem Sinn auch strategisch eingesetzt. Sie sind Erzählungen, die im Widerspruch zum vorherrschenden Diskurs stehen, persönliche Geschichten jener marginalisierten Sektoren der Gesellschaft, deren Geschichte mit der offiziellen Geschichtsdeutung nicht übereinstimmt. Ich-Erzählungen von Frauen sind

unter diesem Blickwinkel[50] als Akt der Ermächtigung aus dem Bewusstsein um die geschlechtlich bedingte Machtlosigkeit zu sehen. Er wird zu Gunsten der Gruppe oder Gemeinschaft oder auch nur im Namen der Person, die schreibt, unternommen.

Das autobiografische Material ist in mehrfacher Hinsicht zu nutzen:[51] Als reflektierter Lebensentwurf gibt es **erstens** Aufschluss über persönlichkeitsprägende Merkmale, darunter Schlüsselerlebnisse, die als wesentlich für die Entfaltung der Persönlichkeit und für die Identitätsfindung betrachtet werden. Die Akteurinnen inszenieren und empfinden sich des Öfteren als Rebellinnen gegen sexuelle Diskriminierung, kritisieren erstarrte Normen wie die fehlende Bewegungsfreiheit und versuchen, diese zu umgehen und aufzubrechen. Diese Berichte zeugen vom Entstehen eines Geschlechterbewusstseins. Das Spannungsverhältnis zwischen Identitätssuche und Identitätsfindung wird beschrieben. Kindheits- und Jugenderinnerungen sind von besonderem Interesse. Sie informieren über die Sozialisation innerhalb und außerhalb der Familie und über wichtige Bezugspersonen. Viele Lebenserinnerungen bekannter Persönlichkeiten sind in zwei Teile gespalten: Der erste Teil zu Kindheit und Jugend gibt wertvolle Einblicke in die Persönlichkeitsentwicklung. Von dem Zeitpunkt an, in dem die Person ihre öffentliche Position beschreibt, sinken die Ich-Erzählungen zur Legitimationsschrift ab. Die Autoren verändern die Diktion, sie theoretisieren oder listen auf, statt zu erzählen, die Sprache wird blasser und die Erzählperspektive enger. Dennoch stellen die Lebenserinnerungen **zweitens** ein wichtiges zeitgenössisches und ideengeschichtliches Dokument dar. Sie ergänzen unsere Kenntnisse über Zeiten des Umbruchs, zu Art, Verbreitung und Rezeption von Ideen, zu Bewegungen, Aktionen, Programmen und Entscheidungsmechanismen innerhalb von Parteien, Organisationen oder der Regierung. **Drittens** kann autobiografisches Material wegen der Tendenz zur Dokumentation als alltags- und sozialgeschichtliche Quelle genutzt werden. Besonders aufschlussreich ist es für die kaum erforschte Sozialgeschichte der Kindheit und Jugend. Häufig finden sich Fotos und Dokumente im Anhang. Der Leser erfährt Details über Essen und Trinken, Brauchtum, Familienverhältnisse, mündlich und schriftlich überlieferte Literatur und Mechanismen ihrer Tradierung – kurzum über verschiedene Aspekte des Lebensstils und des Habitus.

Das erste Forschungsfeld wurde ausführlicher behandelt, um die zuweilen angeführte Kritik an der zu einseitigen Beschäftigung mit vergangenen Berühmtheiten als unberechtigt zurückzuweisen. Richtig ist, dass man sich vor der Glorifizierung vergangener Eliten hüten sollte. Dass sich diese Lebensgeschichten höchstens bedingt als Vorbild für eine demokratische und egalitäre Gesellschaftsvision eignen, steht ebenso außer Frage. Dennoch stellt dieses Material für die Islamwissenschaft eine eminent wichtige, bisher unzureichend

genutzte Quelle dar, die unter neuen, u.a. *gender*-spezifischen Fragestellungen zu erforschen ist.

3.2 Politische Geschichte

Die politische Geschichte war der zweite Forschungsschwerpunkt der vergangenen Jahre. Hier stand und steht die Beschäftigung mit den Frauenbewegungen und ihren Aktivitäten im Vordergrund, ob sie sich nun auf das Erringen von Frauenrechten konzentrierten, also eher feministisch, oder nationalistisch ausgerichtet waren. Dabei geht es zunächst um die möglichst lückenlose historische Rekonstruktion der Genese und Entwicklung der Frauenbewegungen, ihrer Organisations- und Aktionsformen, ihrer Führungspersönlichkeiten, Aktivitäten und öffentlich bekundeten oder versteckten Ziele. Fall- und Länderstudien finden sich in mehreren Sammelbänden der 1980er/90er Jahre und in umfangreichen Monografien. Diese fundamentale Aufgabe des Sammelns von Daten und Dokumenten ist nur für einzelne Bewegungen und Länder weitgehend abgeschlossen. Für viele andere steht diese Arbeit noch aus, darunter für Syrien, Libanon und Irak. Was Palästina betrifft, so konzentrierten sich die Arbeiten bisher auf die Partizipation von Frauen am nationalen Widerstand seit den 1960er Jahren und an der Intifada seit Ende der 1980er Jahre. Zur ägyptischen, osmanisch-türkischen und iranischen Frauenbewegung wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche unterschiedlich ausgerichtete Einzelanalysen vorgelegt. Für Ägypten sei auf die einschlägigen Arbeiten von Margot Badran (1995 u.a.) und von Cynthia Nelson (1996) zu einzelnen Frauenrechtlerinnen und Bewegungen oder die von Beth Baron (1994) zur Geschichte der frühen Frauenpresse verwiesen. Erfreulicherweise werden nach jahrelanger Konzentration auf ‚islamische Feministinnen' neuerdings wieder verstärkt säkular orientierte Aktivistinnen in Ägypten beachtet.[52] Diese Arbeiten schöpfen ihre Informationen u.a. aus Memoiren von Frauenrechtlerinnen, aus Privatarchiven und Interviews. Für Iran ist vor allem die Monografie von Paidar (1995) zu nennen, für die Türkei die Arbeiten von Küper-Başgöl (1992), Saktanber (1997) oder Beiträge im von Schöning-Kalender u.a. bzw. Acar/Güneş-Ayata (1997) herausgegebenen Sammelband.[53]

Die Geschichte der Frauenbewegungen in der islamischen Welt lässt sich grob in vier bis fünf Phasen gliedern.[54] Diese Einteilung ist nicht linear chronologisch zu verstehen: Die Phasen gelten höchstens eingeschränkt für alle Länder. Mancherorts kommt es zu zeitlichen Verschiebungen, Überschneidungen oder zum Zusammenspiel der Perioden. Das vereinfachte Grobraster dient hier nur als allgemeiner Bezugsrahmen. **Erstens**: Die formative Phase, auch

eher unglücklich als Phase des ‚Erwachens' bezeichnet,[55] ist gekennzeichnet durch das aufkommende Interesse an der Verbesserung des Status der Frau in der Gesellschaft und durch die Kritik an bisher so nicht in der Öffentlichkeit angeprangerten sozialen Praktiken. Frauen und Männer diskutierten über die ‚Frauenfrage' in verschiedenen – sozialen, religiösen, literarischen, karitativen, pädagogischen oder politischen – Zirkeln und Einrichtungen. Strukturelle Probleme standen noch nicht zur Debatte. Ironischerweise wurde die Rolle von religiösen und säkularen Reformern als Initiatoren für die Bewusstseinswerdung in Geschlechterfragen lange Zeit überschätzt.[56] Stärker als bisher ist deshalb nach den Wurzeln, den Vorläufern und Pionieren der entstehenden Frauenbewegung zu fragen; im Falle Ägyptens, des Osmanischen Reiches und Irans ist man fündig geworden. Außerdem sind die gegenseitige Beeinflussung in der Region und die Beziehungen zu überregionalen Organisationen, wie der europäischen Frauenbewegung, zu konkretisieren. Es ist im Einzelnen – das gilt auch für die folgenden Phasen – zu untersuchen, inwieweit die Strömungen als feministisch einzuordnen sind, denn feministisches Bewusstsein war für viele Frauen nicht notwendigerweise Bedingung für politisches Engagement, sondern entwickelte sich erst aus der Erfahrung. Bereits der Wille, sich zu organisieren, ist deshalb als feministisch zu bezeichnen. Die vielleicht vielversprechendste neue Definition von Feminismus als „oppositional consciousness" stammt von Chela Sandoval. Sie sieht darin „the ability to read the current situation of power and to choose and adapt the ideological form best suited to push against its configurations [...]" – "[…] a survival skill well known to oppressed peoples" – ergänzt Fleischmann.[57] **Zweitens**: Die zweite Phase zeichnet sich durch die Annahme des Nationalismus als Befreiungsdiskurs aus. Viele Frauen, die sich aktiv an der Nationalbewegung ihres Landes beteiligten, verbanden damit die Hoffnung auf Emanzipation. Diese Hoffnung erfüllte sich, wie zu erwarten, nicht. Kein Nationalismus der Welt hat Frauen und Männern gleichen Zugang zu den Ressourcen des Nationalstaates eingeräumt. Trotz der Einbindung in den nationalen Kampf ist jedoch die Partizipation von Frauen an autonomen Organisationen nicht zu unterschätzen. **Drittens**: In der Phase des Staatsfeminismus wird die Frauenbewegung in das größere Projekt des Staatsaufbaus eingebunden. Autonome Strömungen werden unterdrückt und/oder durch eine staatlich geförderte Einheitsorganisation gleichgeschaltet. **Viertens**: Seit den 1940er Jahren differenziert sich die Frauenbewegung in einigen Ländern erneut aus: Säkulare, liberale, wertkonservative, sozialistische und islamisch-fundamentalistische Gruppen stehen sich gegenüber. **Fünftens**: Nach Jahren der Bevormundung durch den Staat und Verwestlichung steht der Ruf nach Autonomie und Authentizität im Vordergrund. Überregionale Vernetzung, Nutzung moderner Kommunikationsmedien und Partizipation an NGOs sind als neue Phänomene auszumachen.

Die Entstehung der Frauenbewegungen im Nahen und Mittleren Osten fällt mit Modernisierungsbemühungen in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts zusammen. Diese Modernisierungsprozesse sind von struktureller Inkohärenz und mehreren Brüchen geprägt und vor allem das Resultat der Konfrontation mit dem Westen. Diese Ausgangsbedingungen hatten unweigerlich zur Folge, dass die ‚Frauenfrage' politisiert und zum Bestandteil des männlich bestimmten Diskurses über Modernisierung, kulturelle und nationale Integrität, Identität und Authentizität wurde. In allen neuen Gesellschaftsentwürfen, staatlichen wie oppositionellen, stand die ‚Frauenfrage' im Mittelpunkt, die Frau war mithin bevorzugte Repräsentantin des neuen Gesellschaftsentwurfs. Diese Beziehung zwischen Feminismus und Nationalismus oder – anders ausgedrückt – die komplexe Relation von *gender*, Nation, sozialer und ethnischer Zugehörigkeit, ist das bevorzugte und zugleich umstrittenste Thema jüngerer Veröffentlichungen.[58] Die Instrumentalisierung der ‚Frauenfrage' hat je nach gesellschaftspolitischem Kontext Frauen einerseits zum Symbol für Rückständigkeit, Entfremdung und moralischen und kulturellen Verfall, andererseits zum Inbegriff von Fortschritt, Modernität und Authentizität und zu Garanten für kulturelle Identität stilisiert. Auf die Frauen wurde sozusagen die gesamte Last der ‚nationalen Zivilisation' abgeladen. Diese Zuweisungen stellen in gewisser Weise eine modernisierte Variante des tief verwurzelten Paradigmas von ‚Scham und Ehre' dar, womit die Wahrung der männlichen Ehre durch die Kontrolle weiblicher Sexualität gemeint ist.[59]

Als Indikator für die inkohärente und ambivalente Form der Modernisierung galt immer das Personalstatut – also Familien- und Erbrecht. Abgesehen von Tunesien und der Türkei wurde das Personalstatut im Gegensatz zu anderen Rechtszweigen nur in Ansätzen reformiert. Wenngleich die Politiker ständig ihren Willen zur Modernisierung bekundeten, blieb doch das weitgehend islamisch geprägte Personalstatut intakt. Die Bedeutung der Religion als Quelle transnationaler arabisch-islamischer Identität und Einheit, als Quelle der Legitimation und Volksmobilisierung wurde anerkannt, Religion im verkürzten, objektivierten Sinne von allen Staaten und Gruppierungen zu politischen Zwecken instrumentalisiert. Das Familien- und Erbrecht wurde dabei zum bevorzugten Symbol der islamischen Identität. Mit dem Anwachsen des Fundamentalismus hat sich diese Tendenz noch verstärkt. Viele Regierungen, die sich mit der Fundamentalismus-Gefahr konfrontiert sahen, lenkten in diesem Rechtsbereich bereitwillig ein, um ihre islamischen Gegner zufrieden zu stellen – auf Kosten der Rechte der Frauen.[60] Grundsätzlich kann die Entwicklung des Personalstatuts nur vor dem Hintergrund spezifischer institutioneller Rahmenbedingungen und Strukturen des juristischen sowie politischen Feldes untersucht werden; zu berücksichtigen sind sich wandelnde gesellschaftspolitische Prioritäten der Führung von Staat und Partei(en) als auch verschiedene Interes-

sen beteiligter Ministerien und Organisationen, die wiederum als Ausdruck von Konkurrenzen und Machtkämpfen zwischen verschiedenen politischen Lagern oder auch Institutionen zu verstehen sind.[61]

3.3 Sozial- und Wirtschaftsgeschichte[62]

Die bisher behandelten Forschungsschwerpunkte haben neue Fragen aufgeworfen, unter anderem über das Wesen politischer Macht oder die Lokalisierung politischer Aktivität. Aber im Allgemeinen versuchen diese Ansätze weder Frauen in die Geschichtsschreibung einzugliedern noch deren fundamentale Grundlagen infrage zu stellen. Ganz anders dagegen die Sozial- und Wirtschaftshistoriker. Sie sind, ausgehend von den Lebensumständen, seien es nun Bauern, Arbeiter, Kaufleute oder Sklaven, dazu gelangt, Frauen in ihre historische Betrachtung zu integrieren. Ihre Arbeiten widmen sich den Frauen als ökonomischen Akteurinnen und als Mitgliedern von Gemeinschaften, Familien und Schichten. Indem hier Geschichte die Lebensgewohnheiten, Vorstellungen und Aktivitäten der breiten Bevölkerung mit einbezieht, hat die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte neue Dimensionen eröffnet.

Die Ergebnisse solcher Studien können weitreichende Wirkung haben, weil sie den Mythos von der Passivität und in bestimmter Hinsicht Isolation der Muslimin in einer segregierten, unwandelbaren traditionellen Welt erschüttern. Orts- und zeitspezifische Untersuchungen zu Unterägypten (Tucker 1985), Aleppo (Meriwether 1999) oder anatolischen Städten (Quaetert 1993) im 19. Jahrhundert haben zu der Erkenntnis geführt, dass die Frauen jener Zeit in die Wirtschaft integriert waren. Zwar sind auch geschlechterspezifische Momente (Tätigkeitsbereiche) auszumachen; dennoch waren Frauen wichtiger Bestandteil des Wirtschaftslebens ihrer Gemeinschaft. Sie waren im Kunsthandwerk ebenso vertreten wie im Kleinhandel oder in verschiedenen Dienstleistungen. Sie wurden deshalb ebenso von den Veränderungen betroffen, welche die europäische Durchdringung mit sich brachte. Umstritten ist allerdings die Bedeutung und Tragweite dieser ökonomischen Einbindung von Frauen für das allgemeine gesellschaftliche Bewusstsein um Geschlechterrollen.

Clancy-Smiths Beitrag in dem Sammelband von Meriwether und Tucker (1999) untersucht die Folgen der sozialen Transformation, die durch den europäischen Kolonialismus und die Integration in den kapitalistischen Weltmarkt im 19. Jahrhundert ausgelöst wurden. Die Auswirkungen waren je nach soziokultureller Gruppenzugehörigkeit, geografischer Lage und Art der kolonialen Beherrschung unterschiedlich. Clancy-Smiths Hauptinteresse liegt auf den Folgen dieser Veränderungen für das meist in Familienbetrieben organisierte

einheimische Handwerk in Algerien und Tunesien. In diesem Tätigkeitsbereich kam Frauen eine große Bedeutung zu. Als Künstlerinnen und Ausbilderinnen im Teppichknüpfen oder Sticken genossen sie einen hohen sozialen Status. Veränderte Konsumgewohnheiten durch Gründung von Staatsbetrieben und Einfuhr von Billigwaren führten schließlich unter der Kolonialherrschaft zum Niedergang des einheimischen Kunsthandwerks und zum Statusverlust der Künstlerinnen. Sie wurden zum modernen Subproletariat und unterlagen nun neuen Formen der Unterordnung und Unsichtbarkeit. Clancy-Smiths Ergebnisse veranlassen zum Überdenken der klassischen Definition von Arbeit als Tätigkeit, die im öffentlichen Bereich stattfindet. Solche Definitionen entsprächen nicht der historischen Produktionsentwicklung in Nordafrika und in den übrigen muslimischen Regionen.

Nicht nur der Beitrag von Frauen zur Wirtschaft wird demnach in diesem dritten Forschungsfeld gewürdigt. Es wird ebenso, wie in den zuvor erwähnten Forschungsbereichen, neuerdings betont, dass in vormoderner Zeit ganz offensichtlich die Grenzen zwischen Familie, Gemeinschaft und dem öffentlichen Bereich der Politik und Macht verschwimmen. Der Schlüssel für viele historische Entwicklungen scheint in der Geschichte strategischer Heiratsallianzen und damit verbundener Besitztransaktionen zu liegen.[63] Erst kürzlich sind Publikationen entstanden, die der bahnbrechenden Studie von Alan Duben und Cem Behar über *Istanbul Households* (1991)[64] nacheifern und Familiengeschichte mit besonderer Beachtung der *gender history* aufrollen. Margaret Meriwether (1999), Beshara Doumani (1998) und Kenneth Cuno (1995, 1998) haben sich mit Familiengeschichte im 18./19. Jahrhundert in Aleppo, im arabischen Osten (‚Großsyrien‘) und in Ägypten beschäftigt. Doch dies ist immer noch der Forschungsbereich, der die meisten Lücken aufweist. Besonders für die osmanische Epoche gilt es noch reichhaltiges Material, nämlich Akten der islamischen Gerichte, die für die meisten bedeutenden arabischen und türkischen Städte existieren, zu sichten. Über die in den Gerichtsarchiven aufbewahrten Besitzurkunden oder Erbschaftslisten erfahren wir vor allem, inwieweit Frauen über Zugang zu Besitz verfügten; weniger Informationen erhalten wir dagegen zur Integration von Frauen ins Arbeitsleben – ins Handwerk oder in die Landwirtschaft.[65] Das Eigentum von Frauen ging nach den ausgewerteten Besitzurkunden einiger anatolischer und arabischer Städte auf Erbschaft, Brautgeld und dem Nutzrecht an frommen Stiftungen zurück. Manche Frauen verfügten sogar über Einkünfte aus Geschäftspartnerschaften und Steuerpacht. War der Besitz einmal erworben, so ergriffen viele Frauen eine aktive Rolle bei der Verwaltung und Investition des Besitzes. Sie kauften und verkauften, traten als Stifterinnen und Kreditgeberinnen, häufiger aber als Schuldnerinnen auf. Frauen waren zudem bereit, ihre Besitzansprüche einzuklagen bzw. zu verteidigen und Verstöße anzufechten. Das Beschwerderecht gegenüber der lokalen Kadi-Gerichtsbarkeit stand den Frauen theoretisch mit dem Erreichen der

Pubertät und damit der Volljährigkeit zu; ab dem 17. Jahrhundert verfügten sie über das Petitionsrecht gegenüber dem Reichsrat (divan-ı hümayun, „Großherrlicher Diwan“) in Istanbul, der Korruption und Machtmissbrauch einschränken sollte. Dass Frauen dieses Recht (zu ca. 8%) in Anspruch nahmen und dafür auch beschwerliche Reisen aus entfernten Regionen in die Hauptstadt in Kauf nahmen, impliziert, dass ihnen bekannt war, wie das System funktionierte und wie sie es am effektivsten zum Schutz ihrer Interessen nutzen konnten.[66]

Inzwischen liegen genügend Daten aus verschiedenen Teilen des Osmanischen Reiches und aus unterschiedlichen Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft vor, um einen Vergleich zu wagen. Regionale Unterschiede lassen sich z.B. hinsichtlich des Verfügungsrechts über Steuerpacht und des Immobilienbesitzes (Geschäfte und Häuser) feststellen.

3.4 Kulturgeschichte und Geschlechterdiskurs

Das größte Interesse hat in den vergangenen Jahren sicherlich die Untersuchung der Kulturgeschichte und in erster Linie des Geschlechterdiskurses gefunden. Letzterer widmet sich der Frage, in welcher Weise die herrschende Kultur zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten lokalen oder regionalen Kontext Frau- bzw. Mannsein definiert hat. Zunehmend sind es auch Historiker und Historikerinnen aus dem Nahen und Mittleren Osten, die verstehen wollen, wie der die Männer privilegierende ‚islamische‘ Geschlechterdiskurs entstanden ist, wie er sich über die Jahrhunderte weiterentwickelt hat, welche unterschiedlichen Typen herauszufiltern sind und wie, aus feministischem Interesse, dagegen vorzugehen ist; es ist also auch den subversiven Diskursen Rechnung zu tragen, d.h. in welcher Weise versucht wird, den Machtdiskurs zu unterminieren und anzufechten.

Der Aufruf besorgter Feministinnen wie der Marokkanerin Fatima Mernissi (1991) oder in jüngerer Zeit iranischer Frauenrechtlerinnen an feministische Gelehrte, sich verstärkt ernsthaften Untersuchungen der islamischen Tradition zu widmen, um dieses Terrain nicht allein konservativen, ja anti-feministischen Zirkeln zu überlassen, hat einige Früchte getragen. Die Sorge wird vor allem genährt durch den vermehrten Anklang findenden ‚islamistischen Diskurs‘. Dieser geht von der ‚naturgegebenen‘, körperlich bedingten Komplementarität der Geschlechterrollen aus: Der Betonung von Ehe und Mutterschaft steht die Verantwortung des Mannes für die Versorgung der Familie gegenüber. Das impliziert zwar Gleichwertigkeit, nicht aber Gleichberechtigung. Verblüffend sind die Parallelen zwischen dem zeitgenössischen islamistischen und dem orientalistischen Diskurs vergangener Tage. Beide vermitteln das falsche Bild

eines monolithischen und unveränderlichen Islam, der – abgesichert durch das islamische Gesetz, die Scharia, die sich als umfassende Lebensweise begreift – die Geschlechterrollen diktiert.[67]

Barbara Stowassers Arbeit zum Bild von Frauen in Koran und Koranexegese über die Jahrhunderte (1994) und Denise Spellbergs Monografie (1994) zum Vermächtnis der Lieblingsfrau des Propheten, Aischa, stellen zwei exzellente Beispiele dar, wie genaue und systematische historische Untersuchungen zur Entwicklung islamischer Vorstellungen von *gender* zahlreiche und komplexe Sichtweisen zu Tage fördern, die nicht auf simple misogyne oder patriarchalische Positionen reduziert werden können.

Aufschlussreich ist z.B. die von Stowasser untersuchte Geschichte von Adam und Eva. Im Koran wird Eva weder namentlich noch als Hauptschuldige für die Vertreibung aus dem Paradies erwähnt. In der viel späteren Prophetentradition finden sich dagegen zahlreiche Details, die auf jüdischen und christlichen Einfluss schließen lassen. Eva wird bereits in den meisten Überlieferungen aus dem 9. Jahrhundert zur Repräsentantin des schwachen und minderwertigen Geschlechts; als Verführerin Adams kommt ihr die Hauptschuld für die Vertreibung zu.

Spellbergs Studie zeigt, dass es beim konstruierten Bild der Aischa eher um männliche Reflexionen über die Stellung der Frau an sich geht als um die historisch getreue Darstellung der Person. Um dem jeweils gefragten Rollenmodell zu entsprechen, werden einige Informationen zu Aischas Leben ignoriert, andere überbewertet: Für die Sunniten symbolisiert die Favoritin Muhammads die tugendhafte und gelehrte Ehefrau; ihre zeitweilige direkte Einmischung in die Politik wird heruntergespielt: Sie habe diesen Schritt selbst später bedauert. Für die Schiiten dagegen versinnbildlicht Aischa wegen ihrer Feindschaft zum Stammvater der Schiiten, Ali, die sexuellen und politischen Gefahren weiblicher Macht in einer Person.[68]

Malti-Douglas hatte bereits in ihrer Monografie aus dem Jahre 1991 die jahrhundertealten Paradigmen zum weiblichen Körper und seiner bedrohlichen Wirkung auf die Männerwelt in verschiedenen Genres der klassischen arabischen Prosaliteratur erforscht. In der modernen Frauenliteratur sucht sie die Nachwirkungen dieser Paradigmen aufzuspüren. Ihr Ergebnis lautet: Auch wenn sich den feministischen Autorinnen die Chance bietet, sexistische und patriarchalische Annahmen des arabischen Literaturkanons herauszufordern, so sind sie doch in den Komplex tradierter Werte eingebunden.

Historische Studien zum islamischen Recht, sowohl zur Rechtstheorie als auch zur Rechtspraxis, haben die Auffassung vom statischen Charakter der Scharia als Mythos entlarvt. Was die Rechtstheorie anlangt, so sind noch mehr Primärquellen (Rechtsmonografien und Rechtsgutachten) in Übersetzung vorzulegen und in den örtlichen und zeitlichen Kontext einzuordnen; die Arbeiten

von Susan Spectorsky (1993) und Judith Tucker (1998) können als Beispiele dienen. Es ist aber besonders der stärkeren Berücksichtigung der Rechtspraxis in der Erforschung des islamischen Rechts der letzten Jahre[69] zu verdanken, dass das orientalistische Konstrukt der monolithischen patriarchalischen Familie des so genannten klassischen islamischen Rechts ebenso infrage gestellt wird wie die Annahme, die Rechtsreformen im 20. Jahrhundert hätten die Position der Frau und ihren Handlungsspielraum gestärkt.

Wiederum bieten die Archive islamischer Gerichte im Osmanischen Reich eine wertvolle Quelle, um das Ausmaß der Verankerung des geschlechtsspezifischen Machtdiskurses im Recht aufzuschlüsseln. Die Auswertung der Gerichtsprotokolle verschiedener türkischer und arabischer Städte aus dem 17.-19. Jahrhundert hat u.a. zu folgendem Ergebnis geführt: Wenngleich an dem Geschlechtersystem, das die männliche Dominanz bewahrte, nicht gezweifelt wurde, so haben Rechtsgelehrte (Kadis wie Muftis) das islamische Gesetz doch oft so interpretiert, dass es sich für Frauen auszahlte. Frauen nutzten die Gerichte, um Geschlechtergrenzen auszuhandeln, zu beeinflussen und zu verschieben.

Für die moderne Zeit haben die Forschungen von Ron Shaham (1997) zu ägyptischen Familiengerichten und von Ziba Mir-Husseini (1993 u.a.) zu marokkanischen und iranischen Familiengerichten Einblicke in die geschlechts-, berufs- und schichtspezifischen Unterschiede bei Gerichtsverfahren oder in die erst auf den ‚zweiten Blick' erkennbaren Umgehungsstrategien von Frauen gewährt. Mit Umgehungsstrategien ist gemeint, dass Frauen wegen Forderung nach sofortiger Zahlung eines hohen Brautpreises oder von Unterhaltsansprüchen vor Gericht ziehen, aber die Klage nicht mit dem übereinstimmt, was sie eigentlich gerichtlich zu erreichen suchen (Sorgerecht für die Kinder z.B.). Der Spielraum für Richter, Anwälte und Prozessgegner ist zwar nach der Kodifizierung des islamischen Familienrechts eingeschränkt, aber wegen der verbleibenden Rechtslücken und Auslegungsmöglichkeiten nicht ganz verschwunden.

Aus rechtlichen, politischen, regionalen und überregionalen, aber auch aus *gender*-spezifischen Gründen ist es von Bedeutung, die Debatte um die Zivilehe in multikonfessionellen Staaten wie Indien und Libanon zu verfolgen.[70]

Ein Bereich, der seit den 1970er Jahren vermehrt auf Aufmerksamkeit gestoßen ist, ist der Alltag, sowohl in historischer als auch zeitgenössischer Perspektive. Auch hier wurden bisher, besonders unter dem *gender*-Aspekt betrachtet, nur Teilanalysen vorgelegt. Hervorgehoben seien die Studien von Suraiya Faroqhi zu *Kultur und Alltag im Osmanischen Reich* (1995) und die von Bärbel Reuter zu den Lebenswelten islamistischer Studentinnen in Kairo. Faroqhi behandelt in einem Kapitel verschiedene Aspekte der Frauenkultur. Reuter untersucht die gelebte Religion in ihren unterschiedlichen Ausdrucksformen. Sie stellt die Lebensentwürfe der jungen Frauen den

von ihnen als normativ akzeptierten Texten gegenüber und resümiert: Trotz ihrer als geschlechtsneutral empfundenen religiösen Praxis und der Betonung ihrer eigenen Interpretation zur Gleichwertigkeit der Geschlechter im Glauben bleiben ihre frauenfreundlichen Deutungen oft ungehört und treten hinter der ‚gemeinsamen Sache' zurück, Gesellschaft und Staat zu verändern. Das heißt, den Islamismus als Strategie zum Erlangen weiblicher Freiräume zu nutzen, mag für eine Minderheit möglich sein, nicht aber für die Mehrheit der islamischen Fundamentalistinnen.

Die berühmt-berüchtigte Schleierfrage wurde in der jüngsten Studie von Fedwa El Guindi (1999) nicht nur deskriptiv ethnografisch, sondern auch empirisch untersucht. Die Verschleierung wird hier in den größeren Rahmen der Anthropologie von Bekleidung (also von Körper und Kultur) eingebunden. Der Schleier werde ‚entprovinzialisiert' und seiner exotischen Komponente beraubt, sehe man ihn als komplexes Phänomen und betrachte ihn in historisch-komparativer Perspektive, nach Regionen und Funktionen unterschieden.

4. Schlusswort

Trotz dieses ‚Parforcerittes' durch wenige, dennoch sehr verschiedene Forschungsbereiche der Islamwissenschaft hoffe ich, die Chancen für Pionierleistungen im Fach aufgezeigt zu haben. Ob nun die textimmanente Analyse und Interpretation oder Feldforschungen zur Gerichtspraxis und zum Alltag – alle können wichtige und wertvolle Beiträge zur Frauen- und *gender*-Forschung in der Islamwissenschaft leisten.

Anmerkungen

1 Dazu im Allgemeinen: Inge Stephan: „Gender, Geschlecht und Theorie“, in: Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender-Studien: eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 58-96, hier S. 85.

2 Ingeborg Otto/Marianne Schmidt-Dumont (Hrsg.): *Frauenfragen im Modernen Orient*, Hamburg 1982, (ergänzt) 1985, 1989.

3 Ansätze dazu finden sich z.B. in: Margaret L. Meriwether/Judith Tucker: „Introduction“, in: Dies. (eds.): *A Social History of Women and Gender in the Modern Middle East*, Boulder, Colo. 1999, S. 1-24. Die Verfasserinnen geben einen Überblick über Forschungsstand und -themen in der *gender*-bezogenen islamwissenschaftlichen Geschichtsforschung. Bei der Auswahl der vier Forschungsfelder habe ich mich an dieser Einführung orientiert. – Guity Nashat/Judith E. Tucker (*Women in the Middle East and North Africa: Restoring Women to History,* Bloomington, Ind. 1999) wenden sich besonders an Lehrende und an ein interessiertes Publikum. Die Reihe „Restoring Women to History“ geht auf eine 1984 gestartete Initiative US-amerikanischer HistorikerInnen zurück, Informationen zu Frauen außerhalb der „westlichen Welt“ zusammenzutragen. Auf 131 Seiten wird hier das Thema „Frau im Mittleren Osten“ vom Beginn der Zivilisation 10.000 v. Chr. bis Anfang der 1990er Jahre behandelt. – Ähnlich umfassend, was Zeit und Raum angeht, ist die Habilitationsschrift der Politologin Renate Kreile (*Politische Herrschaft, Geschlechterpolitik und Frauenmacht im Vorderen Orient,* Pfaffenweiler 1997). Die Autorin stützt sich wegen fehlender Sprachkenntnisse aber, im Unterschied zu Nashat und Tucker, weitgehend auf Sekundärliteratur. – Vielversprechend klingt die geplante dreibändige *Encyclopedia of Women and Islamic Cultures*, die bei Brill (Leiden) erscheinen soll. – Das von Deniz Kandiyoti hrsg. *Gendering the Middle East: Emerging Perspectives* (London/New York 1996) bietet keinen systematischen Überblick über die Entwicklung in den *Gender*-Studien zum Nahen und Mittleren Osten, sondern eine Aufsatzsammlung zu verschiedenen Ländern und Themen, die einen Eindruck von der Bandbreite jüngerer Forschungen auf diesem Gebiet vermitteln soll.

4 Weitere Publikationen, vornehmlich neuere Studien, sind der ausführlichen Literaturliste zu entnehmen.

5 So andeutungsweise Suraiya Faroqhi: *Kultur und Alltag im Osmanischen Reich*, München 1995, S. 12, 140. – Zu den folgenden Ausführungen vgl. u.a. Faroqhi, ebd., S. 11ff., 118ff.; Gavin R. G. Hambly: „Becoming Visible: Medieval Islamic Women in Historiography and History“, in: Ders. (ed.): *Women in the Medieval Islamic World*, Houndmills, Basingstoke 1998, S. 3-27, hier 3ff.; Vorwort, Einführung und Kapitel 1 in Amira el Azhary Sonbol (ed.): *Women, the Family, and Divorce Laws in Islamic History*, Syracuse 1996; John L. Es-

posito: „Introduction: Women in Islam and Muslim Societies“, in: Yvonne Y. Haddad/ders. (eds.): *Islam, Gender, and Social Change*, New York u.a. 1998, S. IX-XXVIII, hier XIff.; Ruth Roded (ed.): *Women in Islam and the Middle East. A Reader,* London/New York 1999, S. 1-23, bes. 5ff.; Ellen L. Fleischmann: „The Other ‚Awakening‘: The Emergence of Women‘s Movements in the Modern Middle East, 1900-1940“, in: Meriwether/Tucker, ebd., S. 89-139, bes. 93ff.

6 Dazu ausführlich Norman Daniel: *Islam and the West: The Making of an Image*, Edinburgh 1960 (reprints 1962, 1966, 1980).

7 New York 1873, hier zitiert nach Roded (1999), S. 5-7.

8 Roded (1999, S. 7) verweist auf den amerikanischen Autor Mark Twain (*The Innocents Abroad*, London 1869), der auf seiner Reise ins „Heilige Land“ einen Zwischenstopp in Istanbul einlegte und seine dortigen Eindrücke wiedergab.

9 Berichte von Muslimen über Christinnen zeugen davon, dass diese Missverständnisse auf Gegenseitigkeit beruhten (vgl. Hambly, 1998, S. 4).

10 Lane: *Manners and Customs of the Modern Egyptians*, London/New York 1908 (reprint 1966); Montagu: *The Complete Letters of Mary Wortley Montagu*. 3 vols. Ed. by Robert Halsband, Oxford u.a. 1965-67.

11 Zitiert nach dem Vorwort von Fernea in: Sonbol (ed.), 1996, S. X.

12 Dazu Edward Said: *Orientalism*, New York 1978. Reina Lewis: *Gendering Orientalism*, London/New York 1996.

13 Vgl. Bärbel Reuter: *Gelebte Religion*, Würzburg 1999, S. 26 und Anm. 23 mit weiteren Literaturhinweisen.

14 Martina Kessel/Gabriela Signori: „Geschichtswissenschaft“, in: von Braun/Stephan (Hrsg.): *Gender-Studien: eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 119-29, hier S. 123.

15 Zu diesem Vorwurf siehe Willi Walter: „Gender, Geschlecht und Männerforschung“, in: von Braun/Stephan (Hrsg.), 2000, S. 97-115, hier S. 108.

16 Zu den biografischen Sammlungen im Allgemeinen und der Möglichkeit ihrer Auswertung u.a.: Wadad al-Qadi: „Biographical Dictionaries, Inner Structure and Cultural Significance“, in: George N. Atiyeh (ed.): *The Book in the Islamic World*, Albany, N.Y. 1995, S. 93-122; R. Stephen Humphreys: *Islamic History. A Framework for Inquiry*, (revised ed.) Princeton, New Jersey 1991, S. 187ff.

17 Nicht auszuschließen ist m. E. jedoch, dass zeitgenössische weibliche Persönlichkeiten – wie ihre männlichen Kollegen – entweder ihre Biografie für die vormodernen Sammlungen selbst abgefasst oder die Ausführungen des Autors abgesegnet haben. Möglicherweise waren Frauen aus der engeren Verwandtschaft bei der Abfassung der Monumentalwerke behilflich. Zumindest ist Letzteres für andere Literaturgattungen belegt. Zudem sind für bestimmte Regionen und Phasen der Geschichte öffentliche Kontakte zwischen gelehrten Männern und Frauen bezeugt.

18 Ruth Roded: *Women in Islamic Biographical Collections*, Boulder & London 1994, S. 135ff.

19 Allerdings begann Letzteres vorher; außerdem gab es zumindest im 12./13. Jahrhundert Sufi-Konvente für Frauen in Aleppo, Bagdad und Kairo (s. Hambly (ed.), 1998, S. 8).

20 Interessant ist, dass die systematische Ausgrenzung von Frauen in biografischen Lexika des 17.-19. Jahrhunderts mit dem Beginn westlicher Einflussnahme zusammenfiel, d.h. Frauen waren nun nicht mehr sichtbar, der Westen konnte sich als Modell präsentieren.

21 Roded, 1994, S. 140f.

22 Dazu Badry: „Zum Profil weiblicher ‘ulamâ’ in Iran: neue Rollenmodelle für ‚islamische Feministinnen‘?“, in: *Die Welt des Islams* 40,1/2000, S. 7-40, hier 16ff. mit weiteren Literaturverweisen.

23 Badry, ebd., S. 18ff.

24 Zu ihr s.a. Hambly (ed.), 1998, S. 6.

25 Nabia Abbott: *Two Queens of Bagdad*, Chicago, Illinois 1946 (reprint 1974).

26 Margaret Smith: *Rabi‘a the Mystic and Her Fellow-Saints in Islam*, Cambridge 1928 (2nd ed. 1984). – Die Mystik stellte für viele Frauen wie Männer ein beliebtes Rückzugsgebiet dar, weil hier das Ausleben der Religiosität eher möglich war als in den Grenzen des Gesetzesislam.

27 Zu dieser Einschätzung s.a. Roded (ed.): *Women in Islam and the Middle East*, London/New York 1999, S. 11f.

28 Annemarie Schimmel: *Mystische Dimensionen des Islam,* Köln 1985 (und öfter; engl. Original 1975), Exkurs 2, S. 603-620; s. jetzt dies.: „Eine fromme Frau ist besser als tausend schlechte Männer – Frauen in der Sufi-Tradition“, in: Marc-Edouard Enay (Hrsg.): *Schuld sind die Männer - nicht der Koran,* Gstaad 2000, S. 25ff.; s.a. zu Mystikerinnen: Roded, 1994, S. 91-113. – Fromme Frauen sind zudem öfter Gegenstand der intensiven Verehrung geworden. Die Wallfahrten zu den lokalen Grabheiligtümern von als Heiligen betrachteten Mystikerinnen und Mystikern sind mittlerweile für einige Regionen, z.B. Marokko, recht gut untersucht. (Vgl. u.a. die Studie von Fenneke Reysoo: *Pèlerinages au Maroc*, Neuchâtel/Paris 1991.)

29 London 1988, S. 258ff. (Kapitel 8). – Momentan entsteht unter meiner Anleitung in Freiburg eine Dissertation zu den politisch einflussreichen Damen aus dem 13.-15. Jahrhundert in Iran – basierend auf der intensiven Auswertung der für diese Epoche umfangreichen persischen Historiografie. Die Doktorarbeit von Karin Quade wird voraussichtlich 2002 abgeschlossen.

30 Leila Ahmed: *Women and Gender in Islam,* New Haven 1992 (u.a. zu politisch einflussreichen Frauen); Fatema Mernissi: *Die Sultanin*, Frankfurt/M. 1991 (frz. Original 1990).

31 Hambly (ed.): *Women in the Medieval Islamic World*, Houndmills, Basingstoke 1998.

32 Peirce: *The Imperial Harem,* New York 1993.

33 Zur großen Bedeutung dieser „awqâf“ in der islamischen Welt, v. a. der so genannten „Familienstiftungen“ bis ins 20. Jahrhundert, siehe im Allgemeinen s.v. „Fromme Stiftungen“, in: Klaus Kreiser/Rotraud Wie-

landt (Hrsg.): *Lexikon der islamischen Welt*, Stuttgart u.a. 1992, S. 98-103.

34 Zu Beispielen vgl. Peirce, ebd., S. 273 ff.; Hambly (ed.), 1998, S. 23.

35 Zu ihr jetzt der Aufsatz von Farhad Daftary: „Sayyida Hurra: The Isma'ili Sulayhid Queen of Yemen", in: Hambly (ed.), ebd., S. 117-130. – Ob diese langjährige Herrschaft auf das dezentrale politische System oder auf religiöse Deviation zurückzuführen ist, bleibt zu klären; vielleicht wirkte die legendäre Gestalt der auch im Koran erwähnten Königin von Saba nach?

36 Siehe den kurzen Beitrag von Salah al-Din al-Munajjid: „Women's Roles in the Art of Calligraphy", in: George N. Atiyeh (Hrsg.): *The Book in the Islamic World*, New York 1995, S. 141-148.

37 *Die schöne Mahsati. Ein Beitrag zur Geschichte des persischen Vierzeilers*, Wiesbaden, 1963. – Die zweisprachige Anthologie von Abdullah al-Udhari (*Classical Poems by Arab Women,* London 1999) bietet dagegen eine Zusammenstellung von Versen arabischer, u.a. anonymer Dichterinnen von der vorislamischen Zeit bis ins 15. Jahrhundert, der eine kurze Einleitung und jeweils knappe Einführung in die Person vorangeht. Es fehlen dagegen die so notwendigen Kommentare zur genauen Datierung, zur Lesart, zu den Belegen, zum Verständnis und zur Authentizität. – Genderspezifische Fragen sind, zumindest meines Wissens nach, in Forschungsarbeiten zur Dichtung noch nicht systematisch behandelt worden. Verwiesen sei aber in diesem Zusammenhang auf *Tales Arab Women Tell and the Behavioral Patterns They Portray*, collected, transl., and interpreted by Hasan M. El-Shamy, Bloomington/Indianapolis 1999: Die Studie versteht sich als interkulturelle Untersuchung von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen anhand traditioneller Volksmärchen und anderer Genres der Folklore; die Monografie basiert auf Feldforschung und bezieht den Einfluss des *gender*-Faktors auf Form, Struktur und Inhalt des jeweiligen Themas ein. Der Autor verbindet dies mit Konzeptionen von Rollenverhalten, -tausch und -zwang.

38 Meier, ebd., S. 17f.

39 Meier, ebd., S. 43ff.

40 Für das mamlukische Ägypten v.a. Jonathan Berkey: *The Transmission of Knowledge in Medieval Cairo*, Princeton, New Jersey 1992, S. 161-181; für Damaskus kurz: Michael Chamberlain: *Knowledge and Social Practice in Medieval Damascus*, 1190-1350, Cambridge 1994, S. 53f.

41 Zu den jüngsten Veröffentlichungen zählen: „Die Töchter der letzten Osmanen. Zur Sozialisation und Identitätsfindung türkischer Frauen nach Autobiographien", in: Festschrift für Hans Georg Majer (sollte bereits 1998 erscheinen!); ergänzend hierzu demnächst der Beitrag von Glassen für die Festschrift Barbara Flemming.

42 Robin Ostle: „Introduction", in: Ders./de Moor/Wild (eds.): *Writing the Self*, London 1998, S. 18-24, hier S. 19.

43 Siehe z.B. Tetz Rooke: *In My Childhood*, Stockholm 1997, S. 14f.

44 Noch heute äußern z.B. islamische Fundamentalistinnen Bedenken gegen diesen Akt der öffentlichen Entschlei-

erung, der seinen Preis verlangt. Die Teilmemoiren führender Islamistinnen, wie die Gefängnisaufzeichnungen der *grande dame* des islamischen Fundamentalismus in Ägypten, Zainab al-Ghazali (geb. 1917, inhaftiert 1965-71), sind deshalb auch eher als ein religiöses Lehrstück, als Propagandaschrift für die „islamische Sache“ und als Pamphlet gegen das ägyptische Regime zu beschreiben. Ihre Darstellung trägt deutlich hagiografische Züge. Zu ihr z.B. Miriam Cooke:“Zaynab al-Ghazali: Saint or Subversive?“, in: *Die Welt des Islams* 34/1994, S. 1-20.

45 So die Erinnerungen der ägyptischen Frauenrechtlerin Huda Sha‘rawi (vgl. Margot Badran (transl., ed., introd.): *Harem Years: The Memoirs of an Egyptian Feminist* (1879-1924), London 1986) erst 1981, 35 Jahre nach ihrem Tod 1946, oder die der persischen Kadscharen-Prinzessin Taj as-Saltana erst 60 Jahre nach ihrer Fertigstellung (*Crowning Anguish: Memoirs of a Persian Princess*, ed. with introd. and notes by Abbas Amanat, Washington, DC 1993).

46 *Arab Women Novelists*, New York 1995, S. 6, 89f., 103f., 135ff., 232. – Zum Folgenden siehe auch die ersten Seiten der Beiträge von Odeh und Manisty in Ostle/de Moor/Wild (eds.), 1998, 263ff., 272ff.

47 Geht es den einen um politische Verantwortung, so anderen um Historie. Wiederum andere verfassen ihre Lebensgeschichte auf Drängen von Freunden oder Bekannten, benutzen also ein altes Motiv zur Abfassung literarischer Werke, oder wollen dokumentieren, die psychologische Bedeutung der Kindheit für die Persönlichkeitsentwicklung herausstellen oder einfach nur erzählen, den Worten freien Lauf lassen. – Zu den Motiven für die Abfassung von Memoiren siehe u.a. die in der Literaturliste genannte Sekundärliteratur.

48 Ostle, in: Ostle/de Moor/Wild (eds.), 1998, S. 22.

49 Vgl. z.B. die Gefängnismemoiren der iranischen Schriftstellerin Sh. Parsi-pur (Isabel Stümpel: „Zeugin, Chronistin, Aufklärerin?“, in: Guth/Furrer/Bürgel (eds.): *Conscious Voices*, Beirut 1999, S. 197-220).

50 Ostle, ebd.

51 Vgl. z.B. Elisabeth Siedel: „Die türkische Autobiografie – Versuch einer Problematisierung“, in: *Die Welt des Islams* 31/1991, S. 246-54; neben den genannten Veröffentlichungen von Rooke oder Glassen.

52 Verwiesen sei auf Naḏje al-Ali (*Secularism, Gender and the State in the Middle East*, Cambridge 2000) und die Freiburger Magisterarbeit von Nina Müller-Berghaus (‚*Die Kommunistin mit den 40 Kleidern*‘*: Ingī Aflātūn (1924-1989)*, Würzburg 2001).

53 Trotz dieses recht guten Forschungsstandes bleiben offene Fragen, nicht nur zu den neuesten Entwicklungen, sondern auch z.B. zur für die muslimische Region einzigartigen, kleinen Lesbenbewegung in der Türkei.

54 Vgl. neben den in der Literaturliste genannten Werken u.a. die Beiträge von Hatem und Fleischmann in: Meriwether/ Tucker: *A Social History of Women and Gender in the Modern Middle East*, Boulder 1999.

55 Der Ausdruck „Erwachen“ setzt u.a. die Passivität von Frauen im vorhergehenden Zeitraum voraus.

56 So betrachtete man z.B. den ägyptischen Richter Qasim Amin als „Vater des arabischen Feminismus“; diese Annahme wurde inzwischen durch den Verweis auf weibliche und männliche Vorläufer widerlegt. Der Einfluss von Amins Schriften aus den Jahren 1899 und 1900 ist dagegen nicht zu unterschätzen.

57 Sandoval, zitiert nach Fleischmann in: Meriwether/Tucker (eds.), 1999, S. 92 und Anm. 18.

58 Vgl. u.a. die in der Literaturliste aufgeführten Publikationen von Moghadam oder Botman (1999).

59 Da unabhängige Frauenbewegungen staatlicher Kontrolle und Unterdrückung unterliegen, versuchen Feministinnen meist, um nicht als Verräterinnen an der „nationalen Sache“ verurteilt zu werden, innerhalb des vorgegebenen Rahmens zu agieren und ihn durch subversive Strategien zu ihren Gunsten zu instrumentalisieren.

60 Die Widersprüche des modernen Staatspatriarchats führen z.B. dazu, dass Frauen zwar laut Verfassung gleiche Bürgerrechte inklusive der Chance, für ein öffentliches Amt zu kandidieren, garantiert werden, sie aber unter Umständen enorme Schwierigkeiten haben, sich scheiden zu lassen oder sich von der Gehorsamspflicht gegenüber den Eltern, dem Vormund oder Ehemann zu befreien.

61 So z.B. Bettina Dennerlein: *Islamisches Recht und sozialer Wandel in Algerien. Zur Entwicklung des Personalstatuts seit 1962*, Berlin 1998, S. 263 u.a.

62 Zu sozio-ökonomischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert vgl. z.B. die neueren Arbeiten von Shukri oder Acar/Güneş-Ayata (beide 1999).

63 Ein Problem dabei ist allerdings die schlechte Materiallage, besonders was die Sozialgeschichte von Frauen wie Männern angeht.

64 Bei dieser Publikation handelt es sich um eine Sozialgeschichte der Ehe, Familie und Bevölkerung in Istanbul in der turbulenten Phase des Übergangs vom Osmanischen Reich zur Türkischen Republik Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts. Istanbul war die erste muslimische Stadt, die einen systematischen Rückgang in der Geburtenrate und weitreichende Änderungen im Familienleben erfuhr. Infolgedessen sollte Istanbul mit Blick auf zahlreiche Aspekte des sozialen und kulturellen Wandels sowohl für die Türkei als auch für die restliche muslimische Welt federführend werden. Duben/Behar haben in ihrer Monografie u.a. Methoden und Ansätze der Sozialanthropologie, der historischen Demografie und Sozialgeschichte angewandt.

65Als wichtiges Ergebnis der Untersuchung der Erbschaftslisten ist zu verbuchen, dass die Mehrehe wohl bisher weitgehend überschätzt wurde.

66 Vgl. u.a. die Beiträge von Fariba Zarinebaf-Shahr zu Zilfi (1997) und Sonbol (1996); ebenso die Aufsätze von Faroqhi, Fay und Meriwether in Zilfi (1997).

67 Die Scharia ist nie ein einheitlicher Kodex gewesen, sondern je nach

Rechtsschule, ja Autor, ganz unterschiedlich ausgelegt worden. Richter, Kläger und Beklagte konnten je nach zeitlichem und regionalem Kontext, aber auch persönlichen Vorlieben oder Klientelbeziehungen aus dem reichen Erbe schöpfen. Kodifizierungsbemühungen in der Moderne, wie z.B. im Familienrecht, zeigen, dass diese auf einer selektiven Auswahl aus dem klassischen Recht und dem Gewohnheitsrecht basieren.

68 Eine sunnitische feministische Theologin, so sei ergänzt, kann Aischa dagegen als Modell für die Gleichberechtigung der Frau in Ehe, Politik und Wissenschaft sehen. Schiitischen Feministinnen ist es möglich, mit anderen, aber gleichwertigen Rollenmodellen (Fatima, Zainab) aufzuwarten.

69 Vgl. u.a. die Beiträge von Abdal-Rehim, Agmon und Hanna im Sammelband von Sonbol (1996) und den Artikel von Moors in Meriwether/Tucker (1999).

70 Verwiesen sei auf zwei Magisterarbeiten, die eine wurde an der Humboldt-Universität Berlin (Nadja-Christina Schneider: *Die Zivilrechtsdebatte in Indien*, WS 1999/2000), die andere an der Universität Freiburg eingereicht (Annika Welke: *Die Debatte um die Zivilehe im Libanon*, SS 2001), welche die Debatte um die Zivilehe und ihre jeweiligen Auslöser in Indien bzw. Libanon als diskursives Ereignis behandeln.

Literatur

Abbott, Nabia: *Two Queens of Baghdad. Mother and Wife of Harun al-Rashid*, Chicago, Illinois 1946 (Reprint 1974).

Acar, Feride/Güneş-Ayata, Ayşe (eds.): *Gender and Identity Construction: Women of Central Asia, the Caucasus and Turkey,* Leiden u.a. 2000.

Ahmed, Leila: *Women and Gender in Islam: Historical Roots of a Modern Debate*, New Haven: Yale UP 1992.

Al-Ali, Nadje: *Secularism, Gender and the State in the Middle East: The Egyptian Women's Movement,* Cambridge 2000.

Badran, Margot: *Feminists, Islam, and Nation: Gender and the Making of Modern Egypt*, Princeton 1995.

– (transl., ed., introd.): *Harem Years: The Memoirs of an Egyptian Feminist (1879-1924)* <=Huda Sha'rawi>, London 1986.

Badry, Roswitha: „Zum Profil weiblicher 'ulamâ' in Iran: neue Rollenmodelle für ‚islamische Feministinnen?'", in: *Die Welt des Islams* 40/2000, S. 7-40.

Baron, Beth: *The Women's Awakening in Egypt: Culture, Society, and the Press*, New Haven 1994.

Berkey, Jonathan: *The Transmission of Knowledge in Medieval Cairo. A Social History of Islamic Education,* Princeton, New Jersey 1992.

Botman, Selma: *Engendering Citizenship in Egypt,* New York 1999.

Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): *Gender-Studien: eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000.

Clancy-Smith, Julia: „A Woman Without Her Distaff: Gender, Work, and Handicraft Production in Colonial North Africa", in: Meriwether/Tucker (1999), S. 25-62.

Cuno, Kenneth: „Joint Family Households and Rural Notables in Nineteenth-Century Egypt", in: *International Journal of Middle East Studies* 27/1995, S. 485-502.

– „A Tale of Two Villages: Family, Property, and Economic Activity in Rural Egypt in the 1940s", in: Rogan, Eugene/Bowman, Alan (eds.): *Agriculture in Egypt from Ancient Times to the Modern Era*, Oxford 1998.

Doumani, Beshara: „Endowing Family: Waqf, Property Devolution, and Gender in Greater Syria, 1800-1860", in: *Comparative Studies in Society and History* 40/1998, S. 3-41.

Duben, Alan/Behar, Cem: *Istanbul Households: Marriage, Family, and Fertility*, 1880-1940, Cambridge (UP) 1991.

El-Guindi, Fedwa: *Veil: Modesty, Privacy and Resistance*, Oxford/New York 1999.

Enay, Marc-Edouard (Hrsg.): *Schuld sind die Männer – nicht der Koran*, Gstaad: Verlag im Orient-Antiquariat 2000 (u.a. Aufsätze von A. Schimmel, W. Walther, K. Hörner – zu „Muslimischen Frauen im Internet" – und D. Kinzelbach/E. Kraus zu „Emanzipationsbewegungen im Maghreb"; Katalogteil, kurze Buchbeschreibungen).

Faqir, Fadia (ed.): *In the House of Silence. Autobiographical Essays by Arab Women Writers,* Reading 1998.

Faroqhi, Suraiya: *Kultur und Alltag im Osmanischen Reich: Vom Mittelalter bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts*, München 1995 (u.a. Einleitung und Kap. 6 zur Frauenkultur).

Glassen, Erika: „Die Töchter der letzten Osmanen. Zur Sozialisation und Identitätsfindung türkischer Frauen nach Autobiographien", in: *Frauen, Bilder und Gelehrte – Studien zu Gesellschaft und Künsten im Osmanischen Reich.* (= Festschrift für Hans Georg Majer), Istanbul.

Haddad, Yvonne Y./Esposito, John L. (eds.): *Islam, Gender, and Social Change*, New York u.a. 1998.

Hambly, Gavin R. G. (ed.): *Women in the Medieval Islamic World: Power, Patronage, and Piety*, Houndmills, Basingstoke 1998.

Hathaway, Jane: *The Politics of Households in Ottoman Egypt*, Cambridge 1997.

Hoodfar, Homa (ed.): *Shifting Boundaries in Marriage and Divorce in Muslim Communities,* Montpellier: Women Living Under Muslim Laws 1996.

Jennings, Ronald: „Women in Early Seventeenth-Century Ottoman Judicial Records: The Sharia Court of Anatolian Kayseri", in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 18/1975, S. 53-114.

Kandiyoti, Deniz (ed.): *Women, Islam, and the State*, London 1991.

– (ed.): *Gendering the Middle East: Emerging Perspectives*, London 1996.

Keddie, Nikki/Baron, Beth (ed.): *Women in Middle Eastern History: Shifting Boundaries in Sex and Gender*, Syracuse, N.Y. 1991.

– /Beck, Lois (ed.): *Women in the Muslim World*, Cambridge 1978.

Küper-Başgöl, Sabine: *Frauen in der Türkei zwischen Feminismus und Reislamisierung*, Münster 1992.

Lambton, Ann K. S.: *Continuity and Change in Medieval Persia*, London 1988, S. 258 ff. (Kapitel 8).

Malti-Douglas, Fedwa: *Woman's Body, Woman's Word: Gender and Discourse in Arabo-Islamic Writing*, Princeton, New Jersey 1991.

Meier, Fritz: *Die schöne Mahsati. Ein Beitrag zur Geschichte des persischen Vierzeilers.* Bd. 1 (Bd. 2 nicht erschienen, soll aber aus dem Nachlass veröffentlicht werden), Wiesbaden 1963.

Meriwether, Margaret L.: *The Kin Who Count: Family and Society in Ottoman Aleppo*, Austin 1999.

– /Tucker, Judith E.: *A Social History of Women and Gender in the Modern Middle East.* Boulder, Colo. 1999.

Mernissi, Fatema: *Die Sultanin* (Frz. Original: *Sultanes oubliées*, 1990), Frankfurt/M. 1991 (engl. 1993).

Milani, Farzaneh: *Veils and Words: The Emerging Voices of Iranian Women Writers*, Syracuse, NY 1992.

Mir-Hosseini, Ziba: *Marriage on Trial: A Study of Islamic Family Law, Iran and Morocco Compared*, London 1993.

Moghadam, Valentine M.: *Modernizing Women: Gender and Social Change in the Middle East*, Boulder/London 1993.

– *Gender and National Identity. Women and Politics in Muslim Society*, London/New Jersey 1994.

– **(ed.):** *Identity Politics and Women: Cultural Reassertions and Feminisms in International Perspective*, Boulder u.a. 1994.

Najmabadi, Afsaneh (ed.): *Women's Autobiographies in Contemporary Iran*, Cambridge, Mass. 1990.

Nashat, Guity/Tucker, Judith E.: *Women in the Middle East and North Africa: Restoring Women to History*, Bloomington, Ind. 1999.

Nelson, Cynthia: *Doria Shafik, Egyptian Feminist,* Gainesville 1996.

Ostle, Robin/de Moor, Ed/Wild, Stefan (eds.): *Writing the Self. Autobiographical Writing in Modern Arabic Literature*, London 1998.

Otto, Ingeborg / Schmidt-Dumont, Marianne (Hrsg.): *Frauenfragen im Modernen Orient*, Hamburg: Dt. Übersee-Institut 1982, 1985, 1989 (Spezialbibliografie samt Ergänzung).

Paidar, Parvin: *Women and the Political Process in Twentieth-Century Iran*, Cambridge 1995.

Peirce, Leslie: *The Imperial Harem: Women and Sovereignty in the Ottoman Empire*, New York 1993.

Quaetert, Donald: *Ottoman Manufacturing in the Age of the Industrial Revolution*, Cambridge 1993.

Reuter, Bärbel: *Gelebte Religion. Religiöse Praxis junger Islamistinnen in Kairo*, Würzburg 1999.

Reysoo, Fenneke: *Pèlerinages au Maroc: fête, politique et échange dans l'Islam populaire*, Neuchâtel/Paris 1991.

Roded, Ruth: *Women in Islamic Biographical Collections,* Boulder 1994.

– **(ed.):** *Women in Islam and the Middle East. A Reader*, London/New York 1999.

Rooke, Tetz: *In My Childhood. A Study of Arabic Autobiography*, Stockholm 1997.

Saktanber, Ayse: *Living Islam, Women, and Islamic Politics in Turkey*, London 1997.

Schimmel, Annemarie: *Mystical Dimensions of Islam*, Chapel Hill 1975 (dt.: Mystische Dimensionen des Islam, Köln 1985 und öfter, S. 603-20).

Schneider, Irene: „Gelehrte Frauen des 5./11. bis 7./13. Jahrhunderts nach dem biographischen Werk des Ḏahabī (st. 748/1347)", in: *Philosophy and Arts in the Islamic World*. Proceedings of the 18th Congress of the UEAI held at ... Leuven. Ed. by U. Vermeulen & D. de Smet, Leuven 1998, 107-21.

Schöning-Kalender, Claudia / Neusel, Aylâ / Jansen, Mechtild M. (Hrsg.): *Feminismus, Islam, Nation: Frauenbewegungen im Maghreb, in Zentralasien und in der Türkei*, Frankfurt/M., New York 1997.

Shaham, Ron: *Family and the Courts in Modern Egypt*, Leiden 1997.

Shukri, Shirin J. A.: *Social Changes and Women in the Middle East: State Policy, Education, Economics and Development*, Aldershot 1999.

Siedel, Elisabeth: „Die türkische Autobiographie – Versuch einer Problematisierung“, in: *Die Welt des Islams* 31/1991, S. 246-54.

Smith, Margaret: *Rabi‘a the Mystic and Her Fellow-Saints in Islam*, Cambridge 1928, 2nd ed. 1984.

Sonbol, Amira el Azhary (ed.): *Women, the Family, and Divorce Laws in Islamic History,* Syracuse 1996 (u.a. Aufsätze von Iris Agmon, Mary Ann Fay und Najwa al-Qattan).

Spectorsky, Susan A. (Transl. with introd. & notes): *Chapters on Marriage and Divorce. Responses of Ibn Hanbal and Ibn Rāhwayh*, Austin 1993.

Spellberg, Denise: *Politics, Gender, and the Islamic Past: The Legacy of ‘A’isha bint Abi Bakr,* New York 1994.

Stowasser, Barbara: *Women in the Qur’an: Traditions and Interpretations,* Oxford 1994.

Stümpel, Isabel: „Zeugin, Chronistin, Aufklärerin? Zum Selbstverständnis einer zeitgenössischen persischen Autorin“, in: Guth, Stephan/Furrer, Priska/Bürgel, Johann Christoph (eds.): *Conscious Voices: Concepts of Writing in the Middle East,* Beirut 1999, S. 197-220.

Szuppe, Maria: „La participation de la famille royale à l’exercice de pouvoir en Iran Safavide au XVIe siècle“, in: *Studia Iranica* 23/1994, S. 211-258 und 24/1995, S. 61-122.

Tucker, Judith E.: *Women in Nineteenth-Century Egypt*, Cambridge 1985.

– (ed.): *Arab Women: Old Boundaries, New Frontiers*, Bloomington 1993.

– *In the House of Law: Gender and Islamic Law in Ottoman Syria and Palestine*, Berkeley 1998.

Walther, Wiebke: *Die Frau im Islam*. 3. überarbeitete u. neugestaltete Auflage, Leipzig 1997 (1. Auflage 1980, 2. Aufl. 1983; engl. Übersetzung Princeton 1993).

Wedel, Heidi: *Lokale Politik und Geschlechterrollen: Stadtmigrantinnen in türkischen Metropolen*, Hamburg 1999.

Yamani, Mai (ed.): *Feminism and Islam: Legal and Literary Perspectives*, Berkshire 1996.

Zeidan, Joseph T.: *Arab Women Novelists. The Formative Years and Beyond*, New York 1995.

Zilfi, Madeline C. (ed.): *Women in the Ottoman Empire: Middle Eastern Women in the Early Modern Era*, Leiden 1997.

Rezensionen zum Thema

‚Dimensionen von *Gender Studies*‘

Ursula Degener

Die selbstkritische Kanonisierung westdeutscher Frauenforschungsgeschichte. Ein umfassendes Text- und Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung

Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel/Martina Althoff/ Mechthild Bereswill/Birgit Riegraf/Sabine Hark (Hrsg.): Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. *3 Bde, Opladen, 2000-2001.*

Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel: Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung, Opladen 2000 (Leske und Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 1, 274 S., 18,00 €).

Martina Althoff/Mechthild Bereswill/Birgit Riegraf: Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen, Opladen 2001. (Leske und Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 2, 255 S., 18,00 €).

Sabine Hark: Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie, Opladen 2001. (Leske und Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 3, 298 S., 18,00 €).

Die Herausgeberinnen haben mit diesem dreibändigen Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung gleichzeitig mit Christina von Brauns und Inge Stephans *Einführung in die Gender-Studien* (2000) eine Lücke in der deutschsprachigen Lehrbuch-Literatur zu den neu entstehenden Gender-Studies-Studiengängen geschlossen. Bisher gab es, so die Herausgeberinnen in der Einleitung, nur wenig Überblicksdarstellungen über die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. In Lehrveranstaltungen musste deshalb häufig auf eine große und schwer überschaubare Vielfalt von Einzelaufsätzen und Textausschnitten zurückgegriffen werden, sollten die Studierenden nicht mit hochkomplexen und voraussetzungsvollen Texten überfordert werden. Hier sind nun als Ergebnis der Lehrerfahrungen der Autorinnen geeignete Texte versammelt und mit Einführungen und Kommentaren versehen worden. Im angelsächsischen Bereich, in dem die Lehre in den *Gender Studies* schon seit längerer Zeit institutionalisiert ist, findet sich hingegen seit längerem eine Fülle von Readern (Philipps 1998, Gould 1999, Kemp/Squires 1997, Nicholson 1997 etc.).

Eine der größten Stärken dieser Einführung und gleichzeitig das Neue an ihr ist der Einstieg über die Praxisfelder Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Im ersten Band wird anhand dieser Praxisfelder die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung seit den 60er Jahren dokumentiert. Im zweiten Buch eröffnet die Methodenentwicklung eine andere Perspektive auf diese Geschichte, auch vor dem Hintergrund von politischen Frauen- und Lesbenbewegungen. Der dritte Band schließlich zeigt die theoretische Entwicklung der Geschlechterforschung, wobei sowohl Themenkomplexe des ersten Bandes wie beispielsweise soziale Ungleichheiten als auch methodische Fragen aus dem zweiten Band wieder aufgenommen werden, wenn es zum Beispiel um Geschlecht und Repräsentation oder Feminismus und Wissenschaft geht.

Die Entwicklung bzw. Veränderung der Frauen- bzw. Geschlechterforschung lässt sich im ersten Band sehr gut mitverfolgen, denn die empirische Sozialforschung anhand der drei Praxisfelder Arbeit, Sozialisation und Sexualität lässt die jeweils zeitspezifischen Positionen besonders deutlich aufscheinen, gerade auch im unterschiedlichen Sprachgebrauch der verschiedenen Phasen. Die Bandbreite der Positionen präsentiert sich am Beispiel von Schlüsselwörtern aus den Texten zum Praxisfeld Arbeit: Die Entdeckung des ‚weiblichen Lebenszusammenhangs' geht hier der Neubewertung des Arbeitsvermögens ‚der Frau' voraus. Dann gelangen wir von der ‚Einseitigkeit und Doppelbelastung' über ‚Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation' bis zur ‚alltäglichen Lebensführung', die nur noch bei der Betrachtung bestimmter Aspekte nach Geschlecht zu unterscheiden ist. Der Themenbereich der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung im zweiten Kapitel des Buchs arbeitet sich von Gilligans Entdeckung einer weiblichen Moral vor zu weniger dualistischen Modellen von Geschlecht in den sozialkonstruktivistischen Ansätzen des *doing gender*. Beispiele für empirische Untersuchungsdesigns zeichnen anschließend die theoretischen Entwicklungslinien in der praktischen Forschung nach. Der letzte Praxisbereich ist der der weiblichen Sexualität. Hier geht es zunächst um die Entdeckung und Stärkung eines spezifisch weiblichen Begehrens, das aus der gesellschaftspolitisch zu kritisierenden männlichen ‚Sexualunterdrückung' herausgeschält werden soll, während in einer zweiten Phase dieser Theorieentwicklung eher psychoanalytische Deutungen sexueller Sozialisation im Zentrum stehen. Auf die anfangs noch etwas selbstbezogene Kritik der Lesbenforschung an der Heterosexualität als Normalität folgt dann eine grundsätzlichere und weiter gehende Infragestellung dieser Normativität und ihrer gesellschaftlichen Relevanz.

„Disziplin Geschlechterforschung" oder Sozialwissenschaft aus Genderperspektive?

Das Vorhaben einer „kritischen Selbstthematisierung als Disziplin Geschlechterforschung, in der Frauen- und Lesbenforschung sowie Männerforschung ihren differenziellen Ort haben", ist ein hoch gestecktes Ziel für ein Lehr- und Einführungsbuch. Durch kommentierte Auszüge aus zentralen Quellentexten sollen Einsteigerinnen und Einsteiger „zu einer kritischen Reflexion" ermutigt werden. Die Einleitung zum ersten Band macht neugierig auf die Kommentare, die den Studierenden und anderen Leserinnen und Lesern nicht nur den Einstieg in die Thematik erleichtern, sondern sie auch mit der „Möglichkeit und Aufgabe" konfrontieren sollen, „aus den unterschiedlichen Konzepten, Ansätzen und Diskussionen eigene Positionen zu formulieren". Die „Disziplin" der Geschlechterforschung wird in diesem Zitat auf ihre sozialwissenschaftliche Richtung reduziert, wohl um in der Konkurrenz zu beispielsweise philosophischen Einführungen in die feministische Theorie (Becker-Schmidt/Knapp 2000, Nagl-Docekal 1999, Meyer 1992, 1997) eine klare Nische zu besetzen. Vor allem im zweiten und dritten Band jedoch wird deutlich, dass die Trennung zwischen philosophischen und soziologischen Fragen wie auch zwischen anderen ‚klassischen' Disziplinen nicht durchgängig zu leisten und auf alle Fälle diskussionswürdig ist.

Viele der Fragen, die sich im Laufe des Lesens nicht nur bezüglich der deutlichen disziplinären Positionierung stellen, hätten schon in der Einleitung zum ersten Band, die viel mehr Lese*an*leitung hätte sein dürfen, gestellt werden können: Was ist eigentlich Frauenforschung? Warum „nahm sie ihren Ausgangspunkt in den Sozialwissenschaften", und warum gerade in den 70er Jahren? Zur „Selbstthematisierung einer Disziplin" wären ein paar einleitende und auch die Autorinnen positionierende Worte interessant und hilfreich gewesen. Auch nach den Begriffen ‚Frauenforschung', ‚Geschlechterforschung', *sex*, *gender* und ‚Feminismus' und ihrer Geschichte und Reichweite sollte in Einleitungen und Kommentaren eines Textbuchs gefragt werden, das den Anspruch hat, neben dem Zitieren entscheidender Texte Zusammenhänge aufzuzeigen. Nur so wird man die Studierenden dieser „Disziplin" mit Kategorien für das nötige Problembewusstsein ausstatten, um wissenschaftlichen Diskussionen kritisch folgen zu können. In den Einleitungen zum zweiten und dritten Band ist dies besser gelungen. Einleitungen und Kommentare werden im zweiten Band vorbildlich mit Leitfragen ausgestattet, die den Blick für Zusammenhänge und Kontroversen zwischen den Texten schärfen und Anregungen für Diskussionen bieten. Die Kommentare gehen zwar nicht immer über Zusammenfassungen der Texte hinaus. Sie nutzen aber selbst dann der Orientierung der Leserinnen und Leser, wenn sie zuweilen sehr viel vorwegnehmen. Insgesamt zeigen sich

hier jedoch so große Unterschiede in der Vorgehensweise nicht nur zwischen, sondern sogar innerhalb der Bände, dass ein Gesamturteil kaum möglich ist.

Westdeutsche Frauenforschung zwischen Hegemonialität im Ost-Westverhältnis und internationaler Eingebundenheit

Heißt es im ersten Band noch, die Geschlechterforschung sei „im westlichen Teil Deutschlands entstanden, weil hier die gesellschaftlichen Geschlechter-Verhältnisse anders als im östlichen Teil Deutschlands von Frauen als sehr problematisch empfunden wurden“, und wird hier noch unbegründet gelassen, warum nur in deutscher Sprache verfügbare Texte ausgewählt wurden (schon der Hinweis auf begrenzte Ressourcen hätte das Verständnis erleichtert), so wird im zweiten Band schon differenzierter argumentiert, dass ost- und westdeutsche Frauenforschung nicht vergleichbar seien. Im dritten Band endlich weist Sabine Hark auf Texte hin, die diese Frage diskutieren. Es wäre ebenso spannend und erhellend gewesen, wenigstens in Fußnoten zu erfahren, wie richtungweisende angloamerikanische, französische und andere ausländische Geschlechterforschung sich im Verhältnis zur deutschsprachigen entwickelt hat, ob hier beispielsweise das Verhältnis qualitativer zu quantitativen Methoden grundsätzlich anders oder ähnlich bewertet wurde, oder zumindest, wo zu diesen Fragen Literatur zu finden ist. Die Eingebundenheit der deutschen Geschlechterforschung in internationale Diskussionen hat sicher zugenommen; diese Einflüsse und Kooperationen sollten ebenfalls erwähnt werden.

Ein ‚offener Kanon‘

Wie ist es möglich, eine – als Lehrbuch automatisch – kanonisierende Darstellung so offen zu lassen, dass Leserinnen und Leser, die mit der Materie unvertraut sind, sich möglichst autonom ihre eigene Meinung bilden können? Die – wie ich meine beispielhafte – Entstehung dieses Lehrbuchs im Dialog und mit dem Feedback der Studierenden zeigt einen außerordentlich selbstkritischen und vorsichtigen Umgang mit dem Problem der Kanonisierung von Texten. Als Auswahlkriterien nennen die Autorinnen, dass die verwendeten Texte wichtige Positionen und Perspektiven bzw. zentrale Aspekte im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung thematisieren sollten. Auch das Kriterium, dass die Texte Diskussionen entzündet und nachhaltig beeinflusst haben sollten, ist nachvollziehbar und einsichtig. Dass die Texte verständlich sein sollten, versteht sich bei einer Einführung von selbst; dass sie in deutscher Sprache vorhanden sein mussten, ist dagegen vermutlich eher eine Frage der Ressourcen. Die Einführung in die Geschlechterforschung

über ihre Geschichte und anhand von Quellen scheint mir eine sehr sinnvolle Methode zu sein. Einsteiger werden so mit den Voraussetzungen von Kontroversen konfrontiert und ihr Problembewusstsein und kritisches Urteilsvermögen in Bezug auf heutige Geschlechterverhältnisse geschult.

Leider wird in der Einleitung jedoch nicht deutlich, was gemeint ist, wenn die Autorinnen durch Selektion und Akzentsetzung „*unserer Lesart* der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ein ganz bestimmtes Profil ... geben“ (im Orig. kursiv) wollten. Wie weit Positionierungen gehen dürfen und in welche Richtungen sie gehen, wäre hier zu klären gewesen, damit Leserinnen und Leser sich schon hier ein Bild machen können, welcher Ausschnitt gegebenenfalls gezeigt werden wird. Denn dass es sich nur darum handeln kann, wird im Nachhinein klar: Klare Meinungsäußerungen oder explizite Parteinahmen für einzelne Theorieansätzen bleiben in den Kommentaren und der Einleitung über die drei Bände hinweg aus. Die Offenlegung der eigenen Positionierung hätte meines Erachtens den kritischen Blick der Leserinnen und Leser weiter geschärft. Zur Selbstkritik schulen zu wollen müsste eigentlich auch bedeuten, dass die Perspektive hinterfragt oder zumindest geklärt wird, aus der gelehrt wird. Dazu hätte zum Beispiel gehören können, dass das Verhältnis des bundesdeutschen Feminismus zur Kategorie Ethnizität noch ein recht ungeklärtes ist, oder dass die Männerforschung noch nicht sehr verbreitet ist bzw. in den Büchern so gut wie gar nicht zum Tragen kommt etc.

Wissenschaftliches Arbeiten und Nutzbarkeit

Literaturangaben und Fußnoten wurden im ersten und zweiten Band leider meist gestrichen, selbst wenn Zitate im Text noch enthalten sind. Auch der einführende Text in den Themenschwerpunkt Arbeit kommt beispielsweise mit erstaunlich wenig Literatur aus, obwohl hier der Verlauf der wissenschaftlichen Diskussion dargestellt wird. Der Begriff „weiblicher Lebenszusammenhang“ wird mehrfach in Anführungsstrichen verwendet, ohne dass Ulrike Prokops Name fällt. Das irritiert, auch wenn der entsprechende Textausschnitt einige Seiten weiter abgedruckt ist. Der erste Band hat formal so viele Mängel, dass man ihn Studierenden kaum in die Hand drücken möchte – trotz der guten Textauswahl. Wie z.B. auch ein kurzer Blick in angloamerikanische Vorbilder zeigt, müssen Fußnoten und korrekte Zitierweise auch in Textbüchern mit kürzeren Ausschnitten nicht eingespart werden. Insbesondere Texte aus der empirischen Sozialforschung büßen viel an Glaubwürdigkeit ein, wenn Belege gestrichen werden.

Im zweiten Band wird – offenbar wurde hier aus den Erfahrungen mit dem ersten gelernt – im Rahmen der Einleitung schon in die Handhabung des Buches eingeführt. Anders als im ersten Band werden hier auch die Einführungs- und Quellentexte am Ende der thematischen Abschnitte, die praktisch als ‚Unterrichtseinheiten' konzipiert sind, mit der angegebenen und weiterführender Literatur vollständig angegeben – ein schönes und sehr hilfreiches Konzept für die Vorbereitung von Seminaren. Was auch hier allerdings noch fehlt, ist ein Verzeichnis der abgedruckten Quellentexte. Für eine individuelle Arbeit mit den Lehrbüchern wäre es jedoch notwendig, die verwendeten Texte mit Seitenangaben, wenn schon nicht im Inhaltsverzeichnis, so zumindest in einem Verzeichnis im Anhang, übersichtlich zu sammeln, so dass deutlich wird, zu welchen Themen beispielsweise Regina Becker-Schmidt zu Wort kommt, zu welchem Themenbereich welche Autorinnen geschrieben haben etc.

Der zweite Band gibt vor allem Aufschluss über die methodischen Anfänge der Frauenforschung, die mit ihrem stark politischen Anspruch und ihrer Wissenschaftskritik heftige Kämpfe über die Methoden einer weniger androzentrischen Sozialwissenschaft ausfochten. Die „methodischen Postulate" einer Maria Mies und die Auseinandersetzungen darum sind auch aus heutiger Sicht noch spannend, denn eine feministische Theorie, die ihren Namen verdient, muss immer wieder neu das Verhältnis von Wissenschaft und Politik für sich klären. Feministische Theorie muss wie jede wissenschaftliche Haltung die Relation von Subjekt und Objekt kritisch hinterfragen und Methoden entwickeln, um zu große Nähe oder Entfernung der Sozialwissenschaft zu ihrem Gegenstand zu vermeiden. Diese Verhältnisse zwischen Wissenschaft und Politik, zwischen Forschenden und „Beforschten" werden anhand von Texten aus der empirischen Sozialforschung illustriert. Die Vorstellung einer Vielfalt aktuellerer Methoden im dritten Teil des Buchs zeigt mit ethnomethodologischen, kritisch-theoretischen, diskursanalytischen und relationalen Konzepten Kontinuitäten auf, die beinahe fortschrittsoptimistisch stimmen und im übrigen die Überzeugung verraten, dass Methodenvielfalt und gegenstandsbezogene Methodenwahl ein Gewinn für die feministische Forschung sind. Viele Studierende werden sich an dieser Stelle sicher noch einen weiteren Praxisteil mit der Anwendung dieser Theorien wünschen; die „Methoden" der diskursanalytischen Untersuchungen bleiben beispielsweise relativ unklar bzw. zu abstrakt für ein methodisches Lehrbuch. Möglicherweise verspricht auch der Titel des Bandes hier zu viel: „Feministische Methodologien und Methoden" passt m.E. nicht besonders gut zur Ablehnung der Existenz „originär" feministischer Methoden bzw. eines Methodenkanons, im Vor- und Nachwort. Man hätte hier einen bescheideneren Titel wählen sollen wie „Erkenntnistheoretische Ausgangspunkte sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung zwischen gesellschaftspolitischen Standpunkten und wissenschaftlichen Idealen".

Der dritte Band ist am ehesten zu empfehlen; hier wurde offenbar aus den Erfahrungen mit den beiden anderen Bänden gelernt. Die Auswahl der Texte und die Position der Autorin werden deutlich präziser motiviert; auch formal ist an diesem Band nichts auszusetzen: Im Inhaltsverzeichnis erhält man einen Überblick über die abgedruckten Texte, die meist nur gering gekürzt sind und vollständige Literaturangaben enthalten. Wenn Sabine Hark in ihrer Einleitung empfiehlt, die drei Bände des Lehrbuches querzulesen, bedeutet das wohl nicht die Empfehlung zum Schnelldurchgang, sondern die lohnende Aufforderung, die weit gehend fehlenden Querverweise selbst herzustellen. In den vier thematischen Pfaden: Soziale Konstruktion von Geschlecht, Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern, Repräsentation in der symbolisch-diskursiven Ordnung von Geschlecht und dem kritischen Bündnis von Wissenschaft und Feminismus ist die Möglichkeit von Querverbindungen zu den Praxisfeldern des ersten Bandes sowie den erkenntnistheoretischen und wissenschaftskritischen Fragen des zweiten Lehrbuchs denn auch augenfällig.

Paula Irene-Villa hat zum Themenpfad des Sozialkonstruktivismus einen leicht lesbaren und die Grundfragen des Themenfeldes anstoßenden Einleitungstext geschrieben. Er zeigt die Gemeinsamkeiten, aber auch die unterschiedlichen Schwerpunkte der Texte zwischen der Konstruktion geschlechtsspezifisch empfundener Leiblichkeit, historischer „Stofflichkeit“ des Körpers und sozialen Mechanismen der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen auf, ohne zu viel vorwegzunehmen. Während sich diese Fragestellungen auf der Mikroebene bewegen, folgt im zweiten Kapitel ein Themenpfad, der mit dem Thema der Ungleichheitsverhältnisse auf eine Makroebene übergeht. Hier geht es um die gesellschaftlichen Strukturbedingungen der Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen. Zwar wird leider nicht an den ersten Band angeknüpft, der zum Teil mit der gleichen Literatur arbeitet, deutlich wird jedoch an den vorigen Abschnitt angeknüpft; die beiden Themenfelder werden klar voneinander abgegrenzt. Mit Frerichs/Steinrücke und Gümen sind auch Arbeiten vertreten, die Ungleichheit nicht nur als geschlechtlich, sondern auch als sozial und ethnisch bestimmte Kategorie untersuchen. Hier löst Hark ihren Anspruch ein, nicht nur vertiefend in die feministische Theorieentwicklung einzuführen, sondern auch die selbstkritische Reflexion auf das eigene Denken und dessen Bedingungen zu fördern.

Der dritte Teil des Buches, der die symbolisch-diskursiven Ordnungen geschlechtlicher Repräsentation behandelt, setzt die Praxis des Anknüpfens an vorherige Abschnitte fort; hier wird zwar keine genaue Abgrenzung der semiotischen und diskurstheoretischen Repräsentationskritik zu den vorgestellten sozialkonstruktivistischen Positionen vorgenommen, es wird aber dennoch klar, dass es dort um die Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit im Handeln geht, während hier eher geschlechtsspezifische Strukturen der kulturellen Ordnung, die wechselseitige Abhängigkeit dieser Ordnung von einer heterosexuellen

Normalität und die symbolische Macht der männlichen Herrschaft thematisiert werden. An diesem für die feministische Theorie zentralen Themenkomplex lässt sich wunderbar die Postdisziplinarität ablesen, die der „Disziplin“ der *Gender Studies* eigen ist: Soziologinnen und Soziologen, Philosophinnen und Historikerinnen stehen hier nicht einfach nebeneinander, sondern knüpfen deutlich aneinander an. Auch diese Einleitung ist verständlich und nimmt nicht zu vieles vorweg. Hier wird nun endlich die zentrale und grundlegende Frage um das historische Verhältnis von *sex* und *gender* verhandelt, das in den vorangegangenen Bänden kaum zur Sprache kam.

Die Dokumentation wissenschaftskritischer Positionen feministischer Theorie im letzten Kapitel des Buches zeigt ebenfalls die inner-, inter- und transdisziplinäre Verankerung dieser ‚Disziplin‘: Sie entstand und entsteht im Kontakt mit der Frauenbewegung, über die eigenen politischen Ansprüche der Wissenschaftlerinnen. Die Kritik der wissenschaftlichen Reproduktion des Androzentrismus wird mit der selbstreflexiven Kritik eigener Stereotypisierungen konfrontiert und fruchtbar gemacht. Nun treten auch Naturwissenschaften ins Bild. Schade eigentlich, dass diese erkenntnistheoretische Thematik so wenig Eingang in den Methoden-Band gefunden hat, wo die Beziehung feministischer Sozialforschung zur politischen Frauenbewegung diskutiert wird, weniger aber die methodisch herausfordernde Zusammenarbeit der innerdisziplinären Traditionen.

Fazit und Ausblick

Die Sammlung von Aufsätzen in Readern halte ich für eine sehr sinnvolle und nicht nur für die Lehre hilfreiche Einrichtung. Das gilt besonders für Konzepte wie dieses, das durch langwierige Erprobung der Textauswahl in Lehrveranstaltungen entstanden ist und dieses Korrektiv zur selbstkritischen Weiterentwicklung vermutlich auch für kommende Auflagen vorsieht. Vor allem den letzten Band der Reihe werde ich sicher in Seminaren zur Anschaffung empfehlen, denn er versammelt nicht nur eine Reihe von Texten, die für die bisherige und weitergehende Entwicklung der feministischen Theorien von entscheidender Bedeutung sind, sondern stattet darüber hinaus die Leserinnen und Leser mit Fragen aus, die eine selbstkritische Haltung gegenüber ihren Antworten fördern. Was die ersten beiden Bände betrifft, überschatten formale Mängel das an sich gut angelegte Konzept. Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit wie Nachvollziehbarkeit der Methoden und vollständige Quellenangabe wird durch die Streichung von Literaturangaben und Fußnoten nicht genügend entsprochen; gerade bei Lehrbüchern halte ich das für unverzeihlich. Besonders der erste Band ist so uneinheitlich und schlecht zu überschauen, dass man nur auf eine baldige überarbeitete Neuauflage hoffen kann, zumal hier die eigentliche Stär-

ke des dreibändigen Lehrbuchs liegt: seine Praxisnähe. Vor dem Hintergrund des häufig beklagten ‚Auseinanderdriftens' symbolisch-‚kulturalistischer' und sozialer Aspekte von Geschlechterdifferenz erscheint eine solche Lehrbuchanlage besonders aktuell und lohnenswert.

Auch die Einbindung dieser Einführung in die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung im deutschen Sprachraum ist ein Novum, das nicht nur die Einordnung theoretischer Positionen erleichtert, sondern auch Generationenkonflikte zumindest in der akademischen Frauenbewegung entschärfen und klären könnte. Aber gerade hier könnte die Selbstkritik schärfer sein: Auch wenn in der Einleitung zum dritten Band von Sabine Hark endlich die Ignoranz gegenüber feministischen Ansätzen in der DDR durch Literaturhinweise auf die entsprechende Diskussion gemildert wurde, sollte die Beschränkung auf den bundesdeutschen Diskurs umfassend kritisch begleitet und diskutiert werden. Es findet sich zum Beispiel auch keinerlei Hinweis auf Verbindungen zur Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich und der Schweiz. Die institutionelle Verankerung von *Gender Studies* an deutschen Universitäten erfordert auch inzwischen eine Rechtfertigung der disziplinären Beschränkung oder eine Positionierung der sozialwissenschaftlichen Zweige dieses Faches innerhalb seiner weitverzweigten Forschungslandschaft. Die Autorinnen müssen damit rechnen, dass ihre Leserinnen und Leser in interdisziplinären Studiengängen der Geschlechterforschung begegnen.

Literatur:

Linda Nicholson (Hrsg.): *The Second Wave: A Reader in Feminist Theory*, New York 1997.

Anne Phillips (Hrsg.): *Feminism and Politics*, Oxford 1998.

Carol C. Gould (Hrsg.): *Gender. Key Concepts in Critical Theory*, Amherst, New York 1999.

Sandra Kemp/Judith Squires (Hrsg.): *Feminisms. (Oxford readers)*, Oxford 1997.

Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg 2001.

Herta Nagl-Docekal: *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt/M. 1999.

Ursula I. Meyer: *Einführung in die feministische Philosophie*, München, 1997 (1992).

Franziska Frei Gerlach

Plädoyer für Vielstimmigkeit

Claudia Opitz, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hrsg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster/New York/München/Berlin 2000 (Waxmann, 366 Seiten, 25,50 €).

Geschlechterfragen werden immer wieder am Beispiel der Aufklärung bearbeitet. Mit gutem Grund, wie der von Claudia Opitz, Ulrike Weckel und Elke Kleinau herausgegebene Band *Tugend, Vernunft und Gefühl* erneut unter Beweis stellt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat inzwischen vielfältige Resultate über die Geschlechterdebatten der Aufklärung, ihre Implikationen und Auswirkungen vorzuweisen. Doch zugleich ist eine Tendenz zur Vereinfachung zu beobachten, die mit der Formierung und Stabilisierung des Wissens über das 18. Jahrhundert einhergeht. Eine der Kernthesen der Frauen- und Geschlechterforschung für die Aufklärung ist das Zugleich von Gleichheitspostulaten für alle Menschen und von Begründungsstrategien zur natürlichen Differenz aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit. Die Nachhaltigkeit der daraus resultierenden Geschlechterordnung hat zu einer Fokussierung der Forschungsperspektiven auf die ‚Kosten der Aufklärung' und einer Ausblendung der dem historischen ‚Ergebnis' nicht widerspruchslos subsumierbaren Stimmen geführt.

An diesem Punkt greifen die Aufsätze des Bandes die Forschungsdiskussion auf und fordern Vielstimmigkeit und historische Differenzierung ein. Programmatisch führt der Band „das begriffliche Dreigespann von Tugend, Vernunft und Gefühl" als alternative zeitgenössische Schlagwörter zu den die Forschung dominierenden Begriffen der Gleichheit und Differenz an. Erklärtes Ziel des Sammelbandes ist es, die Geschlechterdebatten nicht aus heutiger Perspektive zu beurteilen, sondern im zeitgenössischen historischen Kontext zu situieren und prioritär die weibliche Diskursbeteiligung aufzuzeigen.

Die Beiträge decken ein breites Spektrum ab: Vertreten sind Sozial-, Kultur-, Literatur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte, Recht, Philosophie und Pädagogik. Die Stoßrichtung der Untersuchungen dokumentiert eindrücklich die Herkunft der Genderforschung aus der Frauenforschung: Der Fokus liegt fast ausschließlich auf weiblichen Lebenswelten. Dies überrascht aufgrund der konzeptionellen Ausrichtung des Bandes nicht, erfreulich ist, dass mit dem Selbstzeugnis einer „Kaufmannsidentität" auch ein Blick auf die Genese einer männlichen Geschlechtsidentität ermöglicht wird (Susanne Asche).

Ein erster Teil von Beiträgen befasst sich mit Ehe und Mutterschaft, Körper und Sexualität. Sylvia Schraut untersucht die von der Forschung bisher wenig beachtete soziale Gruppe des katholischen Hochadels und das darin wirkende rigide System von Familien- und Karriereplanung, in das sich Frauen wie Männer einzufügen hatten. Maya Widmer kontrastiert die Reglementierung weiblicher Sexualität in der Diskussion der „Unschuld" bei Jean-Jacques Rousseau und Joachim Heinrich Campe mit derjenigen Marianne Ehrmanns. Am Beispiel der Reform des Sexualstrafrechts in Bayern zeigt Isabel V. Hull, wie die egalitäre Haltung des mit dem Reformentwurfs beauftragten Anselm Feuerbach an den traditionalen Vorstellungen der öffentlichen Meinung scheitert. Mit dem Kernbegriff des „Gefühls" befasst sich Angelica Baum in ihrer Textanalyse Shaftesburys, der den für das 18. Jahrhundert so wichtigen Begriff um 1700 in den philosophischen Diskurs eingeführt hat, und zeigt, wie die Ambivalenz von emanzipatorischem Gehalt und problematischer Naturalisierung schon bei Shaftesbury angelegt ist.

Claudia Opitz sichtet die Forschung zu Mütterlichkeit und Mutterschaft und fordert neben dem verstärkten Einbezug der weiblichen Beteiligung an dieser Debatte um die Stärkung einer weiblichen Autoritätsposition auch, die im 18. Jahrhundert ebenfalls erfolgte Neudefinition von Vaterschaft und Väterlichkeit in den Blick zu nehmen. Die eingeforderte weibliche Beteiligung an der Mutterschaftsdebatte erbringen aus unterschiedlichen Perspektiven zwei Beiträge des vorliegenden Bandes: Am Beispiel der bei den Leserinnen Ende des 18. Jahrhunderts äußerst beliebten Almanache und ‚Taschenbücher für Damen' geht Pia Schmid den Strategien zur Popularisierung des aufklärerischen Mutterideals nach und kommt zum Schluss, dass die Verbreitung des Ideals auf das Einverständnis der Frauen bauen konnte. Aufgrund von Selbstzeugnissen der Basler Grossbürgerin Valérie Thurneysen-Faesen (1781-1850) weist Chantal Müller nach, wie die Gefährdungen um Schwangerschaft und Geburt tabuisiert, dagegen Kleinkinderpflege, Krankheiten und deren Behandlung breit thematisiert wurden.

Der zweite Teil der Beiträge sucht die in der Forschungsdiskussion erstarrte Dichotomie von Gleichheit und Differenz aufzuweichen und befasst sich mit Mischungen und Widersprüchlichkeiten aufklärerischer Prämissen vorab in der Frage der Bildung. Die frühaufklärerische Vernunftdebatte, die gerne als Kronzeuge des Egalitätsdenkens angeführt wird, nimmt Wolfram Malte Fues in den Blick und zeigt, wie mit der Differenzbestimmung von „raison" und „esprit" bei Poulain de la Barre die Geschlechterdifferenz dem Egalitätsdiskurs immer schon eingeschrieben ist. Dagegen positioniert Birgit Christensen den „Materialisten" Offray de la Mettrie mit seinem Leitsatz der „Gleichwertigkeit der Verschiedenen" als radikal-emanzipatorischen Denker. Die zeitgenössische Rezeption der provokativen Schriften von Theodor Gottlieb Hippel und Mary

Wollstonecraft untersucht Ulrike Weckel und kommt zum Schluss, dass die Streitschriften beider nicht – wie bis anhin angenommen – isoliert im Feld der Spätaufklärung stehen, sondern in einem regen Austausch widerspruchsreicher Ideen über Gemeinsamkeiten und Differenzen der Geschlechter zu situieren sind.

Ein großes emanzipatorisches Potenzial kommt in den Aufklärungsdebatten fraglos der Frauenbildung zu. Am Beispiel protestantischer märkischer Landadelsfamilien zeigt Silke Lesemann jedoch, dass sich dieses Potenzial hier nicht entfalten, sondern im Gegenteil zu einer „Verbürgerlichung" und „Verhäuslichung" mit den entsprechenden geschlechterdifferenten Perspektiven geführt hat, gerade weil der Bildungsstand der weiblichen Adligen hier schon weitgehend dem Geforderten entsprach. Eine Festigung des „haushälterischen" Bildungsideals auf Kosten der im frühen 18. Jahrhundert noch gleichwertig bestehenden „gelehrten" und „galanten" Frauenideale konstatiert auch Bärbel Cöppicus-Wex in ihrer Untersuchung von verschiedenen Auflagen eines *Frauenzimmer-Lexicons*.

Ausnahmen von dieser Regel der steten „Verhäuslichung" sind jene Frauen, die Handlungsräume innerhalb der aufklärerischen Bildungstheorie und -praxis für sich reklamiert haben. Beate Ceranski weist nach, wie die prominente Ausnahme-Wissenschaftlerin des 18. Jahrhunderts, die Bologneser Mathematikprofessorin Laura Bassi, in einer Tradition weiblicher Gelehrsamkeit seit der Renaissance steht, zeigt aber auch, in welchem Maße sich die Realisierung dieser Karriere einer spezifischen politischen Konstellation und der privaten Unterstützung durch ihren Ehemann verdankt. Weibliche Beteiligung an der aufklärerischen Bildungsdebatte untersucht Elke Kleinau und weist nach, wie selbstbewusst Pädagoginnen in ihren eigenständigen und durchaus kontroversen Beiträgen das Gleichheitspostulat für ihr eigenes Geschlecht reklamieren. Den Beitrag von Frauen in einem sehr spezifischen Bereich von Bildung untersucht Gerlinde Volland: Sie geht den Diskursinterferenzen von Garten, Natur und Geschlechterdifferenz in Theorie und Praxis der Gartenkunst nach, unter anderem an prominenten Beispielen der Literatur, wie Goethes *Wahlverwandtschaften* und Rousseaus *Julie oder Die neue Héloise*.

Mit der Breite, den unterschiedlichen Perspektiven und divergierenden Schlussfolgerungen dieser Fallstudien ist das in der Einleitung des Sammelbandes von den Herausgeberinnen geforderte Plädoyer für Vielstimmigkeit wahrlich eingelöst worden. Und es ist zu wünschen, dass die Entdeckungsfreude, die sich durch diese Beiträge zieht, auch weiterhin eine neue Sicht auf vermeintlich gesicherte Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung ermöglicht.

Anne Stauffer

„We're here, we're queer, get used to us!" Annamarie Jagoses Einführung in die *queer theory*

Annamarie Jagose: Queer Theory. Eine Einführung. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht und Volker Woltersdorff, Berlin 2001 (Quer Verlag, 220 Seiten, 15,20 €).

> „Allgemein gesagt, beschreibt *queer* Ansätze oder Modelle, die Brüche im angeblich stabilen Verhältnis zwischen chromosomalem, gelebtem Geschlecht (*gender*), und sexuellem Begehren hervorheben. Im Kampf gegen diese Vorstellung von Stabilität – die vorgibt, Heterosexualität sei ihre Ursache, während sie tatsächlich ihre Wirkung ist – lenkt *queer* den Blick dahin, wo biologisches Geschlecht (*sex*), soziales Geschlecht (*gender*) und Begehren nicht zusammenpassen" (Seite 15).

Das bereits 1996 erschienene Buch *Queer Theory* von Annamarie Jagose wurde jetzt in deutscher Übersetzung von Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht und Volker Woltersdorff im Querverlag herausgegeben. Es bietet eine überschaubare und auch für Nicht-AkademikerInnen verständliche Einführung in *queer theory*. Jagoses Schwerpunkt liegt auf einer Kontextualisierung von *queer theory*, die sie anhand zweier Achsen vornimmt. Zum einen erläutert sie die Entstehung von *queer theory* aus der Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegung heraus, zum anderen ordnet sie *queer theory* in den Kontext akademischer (vor allem poststrukturalistischer und feministischer) Diskussionen ein. Im Anschluss an Jagoses Ausführungen gehen die HerausgeberInnen im Nachwort auf Schwächen des Buches, sowie *queer theory* in der BRD ein.

Ausgangspunkt für Jagoses weitere historische und theoretische Erläuterungen bildet das Kapitel „Theoretische Konzepte des gleichgeschlechtlichen Begehrens". In diesem Kapitel sind vor allem zwei Ausführungen von Bedeutung. Jagose hebt zum einen hervor, dass Sexualität an sich nicht ‚natürlich' ist, sondern konstruiert wird. Damit sind sowohl Heterosexualität als auch Homosexualität kulturelle Konstrukte, die darüber hinaus in einem relationalen Zusammenhang stehen. Heterosexualität gewinnt erst durch die Konstruktion von Homosexualität Bedeutung, wird aber gleichzeitig als ‚natürlich' und damit unhinterfragbar definiert. Zum anderen macht Jagose deutlich, dass man zwischen homosexuellem Verhalten und homosexuellen Handlungen differenzieren muss. Sie zitiert Foucaults These, dass homosexuelle Identität erst Ende

des 19. Jahrhunderts erfunden wurde. Auch wenn KritikerInnen streiten, zu welchem Zeitpunkt genau diese Identität konstruiert wurde – es ist die grundsätzliche Differenzierung zwischen Handlung und Identität, die wichtig ist.

Die Darstellung von „Homophilenbewegung“, „Gay Liberation – Homo-Befreiung“ und „Lesbischer Feminismus“ im ersten Teil des Buches geben einen guten Überblick über Geschichte, Ziele und Wesensart dieser sozialen Bewegungen. In Jagoses Analyse ist es der Homo-Befreiung zuzurechnen, eine „öffentliche Homo-Identität mit politischer Wirkung hervorgebracht“ (Seite 60) zu haben. Es war jedoch gerade dieser Identitätsbegriff, der in den Folgejahren immer problematischer wurde. Viele Lesben übten Kritik an der *gay liberation*, da sie sich nicht repräsentiert sahen. Aber auch die grundsätzlichen Ziele von Befreiungsbewegungen wurden hinterfragt: so wurde die Wirksamkeit politischer Bewegungen, die auf Identität und auf Anpassung an den „hetero mainstream“ gründeten, angezweifelt.

Im zweiten Teil des Buches findet dann eine Auseinandersetzung mit *queer theory* auf theoretischer Ebene statt. Hier beschäftigt sich Jagose sowohl mit den VorläuferInnen der *queer theory* als auch mit ihren wichtigsten VertreterInnen. Neben einer ausführlichen Darstellung der Thesen Butlers werden auch andere zentrale Gedankengänge von TheoretikerInnen wie Eve Kosofsky Sedgwick, Elisabeth Grosz oder David Halperin vorgestellt. Jagose geht hier nochmals genauer auf „queere Identität“ sowie Hauptstrategien von *queer* ein. Diese können durch Begriffe wie „Entnaturalisierung“ und „Widerstand gegen das Regime der Normalität“ charakterisiert werden. Es geht *queer theory* darum, aufzuzeigen, dass Sexualität ein diskursives Produkt ist und gesellschaftlich reguliert wird. Darüber hinaus arbeitet *queer theory* an dem Projekt, die normative heterosexuelle Ordnung zu entprivilegisieren. Die Kritikpunkte an *queer theory* sind vielfältig – Jagose geht vor allem auf drei Bereiche näher ein: auf die Frage nach dem politischen Anspruch/der politischen Wirksamkeit von *queer*, auf die Kritik an *queer* als „Sammelsurium für unterschiedliche politische Subjekte“ und auf den Vorwurf, *queer theory* ignoriere Geschlechterverhältnisse. Die LeserInnen bekommen hier zwar einen Überblick, welche Aspekte von *queer theory* problematisch sind, jedoch fehlt eine tiefergehende Auseinandersetzung gerade mit den Grenzen von *queer*.

Es ist der Verdienst der deutschen HerausgeberInnen, dieses Manko im Nachwort zu beheben. So weisen sie darauf hin, dass es eine der wichtigsten Leistungen der *queer theory* sei, heterosexuelle Identitäten zu hinterfragen, was jedoch bei Jagose nicht thematisiert werde. Darüber hinaus lenken sie den Blick auf die spannende und wichtige Frage nach multiplen Konstruktionen von Normativität, in der die Kategorie Sexualität ein „Baustein“, in Verbindung mit anderen Kategorien wie zum Beispiel ‚Rasse‘ (und Geschlecht, Klasse,

Alter, etc), ist. Bezogen auf Deutschland gilt es damit zu untersuchen, welche Rolle die Figur der ‚Ausländerin'/des ‚Ausländers' in Konstruktionen von Heteronormativität spielt. Die HerausgeberInnen gehen auch auf die Verbindung von Heterosexualität und Kapitalismus ein, und stellen die Frage, inwiefern *queer*e Politik zu sehr an der Oberfläche des Körpers festgemacht ist. Alles in allem ein lesenswertes Buch, das viele gute Verweise und Anregungen gibt, auch wenn wichtige Problematiken zu kurz behandelt werden.

Rotraud von Kulessa

Neue Perspektiven für die Romanistik

Renate Kroll/Margarethe Zimmermann (Hrsg.innen): gender studies in den romanischen literaturen: revisionen, subversionen, Frankfurt/M. 1999 (dipa-Verlag, Siegener Frauenforschungsreihe Band 6, 2 Bände, 567 Seiten, vergriffen).

Der Sammelband *gender studies in den romanischen literaturen: revisionen, subversionen,* herausgegeben von Renate Kroll und Margarethe Zimmermann geht zurück auf ein Kolloquium zur Geschlechterforschung, das 1998 in Siegen organisiert wurde. Es soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass seit 1996/97 in Siegen die Möglichkeit besteht, „interdisziplinäre Frauenforschung in der Romanistik" zu betreiben und dass in diesem Forschungsbereich regelmäßige Kolloquien stattfinden, so im Wintersemester 2001/2002 zum Thema „Ablösung oder Erneuerung? Zur Literaturwissenschaft als Kultur- und Geisteswissenschaft".

Die Beiträge des Kolloquiums, die in diesem Sammelband veröffentlicht wurden, dokumentieren ein breites Spektrum der Frauenforschung in der Romanistik, einem Fach, das im Vergleich zu anderen Fächern (wie zum Beispiel der Germanistik) in diesem Bereich eher etwas rückständig zu sein scheint. Die Beiträge erstrecken sich über alle Epochen und bieten Beispiele aus der französischen, italienischen und spanischen Literatur.

Der Sammelband ist in drei Bereiche gegliedert. Im Einführungsteil, den *Ouvertures,* stellen die Herausgeberinnen Überlegungen an zu den Perspektiven der *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft. Der Überblick Renate Krolls mit dem Titel „Was können *Gender Studies* heute leisten? Zu Versionen der Subversion und (weiblicher) Subjektkonstituierung" gibt einen historischen Überblick über die Entwicklung in den *Gender Studies* und skizziert abschließend die Perspektiven, die eine *gender*-orientierte Betrachtungsweise für die Analyse von Literatur bietet. So beziehen sich laut Renate Kroll *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft vor allem

auf Frauenliteratur, d.h. auf Texte von Frauen. Es ginge weniger darum, *feminist critique* zu betreiben, d.h. Weiblichkeitsbilder in Werken von männlichen Autoren zu untersuchen. Es besteht weiterhin Einigkeit darüber, dass in literarischen Texten geschlechtsspezifische sprachliche Phänomene enthalten sind, die z.B. in Stoff- und Themenwahl, Plot, Personenkonstellationen, Erzählstrukturen, Perspektivenwahl u.a. in Erscheinung treten. Vor dem Hintergrund des *Gender*-Begriffs und der Annahme, dass Texte sehr wohl Weiblichkeits- bzw. Männlichkeitsentwürfe beinhalten, d.h. dass im literarischen Text Geschlechtsidentitäten konstruiert bzw. dekonstruiert werden, erscheinen literarische Texte von Frauen als Auseinandersetzung derselben mit ihrer jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Umwelt. Da die gesellschaftliche Situation von schreibenden Frauen sich generell durch ihre Marginalisierung auszeichnet, kann, so Renate Kroll, davon ausgegangen werden, dass sich dies in ihren Werken manifestiert. Mehr und mehr zeigen sich Texte von Frauen als ein sich Auseinandersetzen mit dem männlichen kulturellen Erbe, bei dem die Spanne von der Imitation über ein unbewusstes Umschreiben bis zu einer bewussten Suche nach alternativen Diskursen reicht. Frauenliteratur wird damit zur Subversion herrschender männlicher literarischer Strukturen und auch Werte. So gelesen kann Frauenliteratur aus ihrem bisherigen Schattendasein hervortreten.

Aus diesem Ansatz heraus ergibt sich die Beschäftigung mit der Kanonfrage, mit der sich nun Margarete Zimmermann im zweiten Beitrag der *Ouvertures* intensiv beschäftigt. Unter dem Motto „Gender, Gedächtnis und literarische Kultur“ berichtet sie von ihrem Projekt einer französischen Autorinnen-Literaturgeschichte bis 1750. Ihr Ziel ist es, den unendlichen Reichtum einer weiblichen literarischen Tradition in Frankreich aufzuzeigen, wobei es nicht darum geht, eine Literaturgeschichte *à part* zu verfassen, sondern Grundlage für einen Dialog zu schaffen zwischen den Texten der Autorinnen sowie zwischen LiteraturwissenschaftlerInnen. Margarethe Zimmermann unterstreicht, dass ein solches Projekt das Überdenken bisheriger Periodisierungs- und Beschreibungskategorien notwendig macht. Der Beitrag macht schließlich neugierig auf diese Literaturgeschichte, die kurz vor der Veröffentlichung steht.

Im zweiten Teil des Sammelbandes mit dem Titel „Durchquerungen und Um-Schreibungen“ werden nun die anfänglichen theoretischen Überlegungen an Einzeluntersuchungen zu verschiedenen AutorInnen und ihren Werken exemplifiziert. Der erste Beitrag von Renate Kroll zeigt einen alternativen Körperdiskurs im Mittelalter und der frühen Neuzeit auf. Entgegen dem herkömmlichen Diskurs, der entweder die asexuelle Frau oder aber den nackten Frauenkörper als Verkörperung der Sünde und des Bösen betrachtet, deckt Renate Kroll den Zusammenhang zwischen Frauenkörper und Herrschaftsdiskurs auf, bei dem der Frauenkörper seiner pejorativen Bedeutung entledigt ist. Die in der Chronologie der Literaturgeschichte angeordneten Texte fahren fort mit einem Beitrag Margarethe Zimmermanns zu Boccaccios Traktat *Il Corbaccio*.

Sie schlägt zwei neue Lesarten des Traktats vor, in denen *Il Corbaccio* zum einen als Diskurs über die Witwenschaft erscheint und zum anderen Boccaccio in seinen historischen Kontext zurückversetzt, in dem der Autor wie andere Intellektuelle seiner Zeit am klerikalen Diskurs partizipiert. Mit der Teilnahme von Frauen am literarischen Leben im Italien des 16. Jahrhunderts beschäftigt sich Andrea Grewe in ihrem Beitrag zur venizianischen Kurtisane Veronica Franco. Joan Dejean wiederum setzt sich unter dem Titel „Frau und Gewalt" mit der Repräsentation mächtiger und machtloser Frauen im Frankreich der frühen Neuzeit auseinander. Sie bespricht Beispiele gewalttätiger Frauen aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts und wirft die Frage auf, ob sich diese Repräsentationen nicht an anderer Stelle umkehren lassen in Gewalt gegen starke Frauen. Ebenfalls Beispiele aus der französischen Literatur behandelt Tanja Schwan in ihrem Artikel zu Mutter-Tochter-Genealogien der französischen Frauenliteratur vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Ebenfalls im Beitrag Sabine Kochs geht es um die zeitgenössische Rezeption Madeleine de Scudérys in Deutschland. Die spanische Literatur ist vertreten mit der Novellenautorin des *Siglo d'Oro*, María de Zayas, deren Novellen Ursula Jung als weibliches Umschreiben der *Novelas Ejemplares* von Cervantes interpretiert. Ebenfalls Spanien betreffend beschreibt Elena Kilian die Rolle von Josefa Amar y Borbón im Streit um die Zulassung von Frauen zur „Sociedad Económica Matritense". Der Artikel Gese Stedmanns über die Beziehung zwischen französischen und englischen Autorinnen des 19. Jahrhunderts untersucht den Einfluss Madame de Staëls auf englische Autorinnen, wie George Eliot oder später Virginia Woolf. Marlen Kuch zeigt in ihrem Beitrag zum Thema Bilder des weiblichen Alterns in der französischen Literatur die Entwicklung derselben vom Mittelalter bis zu den zeitgenössischen Autorinnen auf, welchen es gelungen ist, sich von der traditionellen Reduzierung der alternden Frau auf Hässlichkeit loszusagen. Ein weiteres Beispiel aus der spanischen Literatur behandelt Doris Gruber mit Carmen Martín Gaite, deren Werk sie mit einem anderen Autor des *realismo social* vergleicht, nämlich mit Juan Goytisola. Die sehr unterschiedlichen Realitätskonstruktionen bei AutorInnen führt Gruber auf den *Gender*-Aspekt zurück.

Der erste Teil des Sammelbandes schließt ab mit einem Artikel, der sich mit der Frage der Kanonbildung und Literaturgeschichtsschreibung befasst und somit den Bogen schließt zu dem Beitrag Margarethe Zimmermanns aus den *Ouvertures.* Roswitha Böhm stellt die Vorformen der Literaturgeschichtsschreibung aus dem 17. und 18. Jahrhundert dar, in der Anthologien zur Frauenliteratur noch recht häufig waren und kommt bei ihrer Untersuchung zu dem Schluss, dass der Ausschluss der Frauen aus dem Kanon in der positivistischen Literaturbetrachtung des ausgehenden 19. Jahrhunderts begründet liegt.

Den im ersten Band sehr disparaten Beispiele, die ein breites Spektrum der Anwendung von *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft demonstrieren, folgt im zweiten eine Eingrenzung der Beiträge unter dem

Titel „Weibliche Subjektivitäten: Dekonstruktion und Inszenierung“. Die Texte befassen sich nunmehr hauptsächlich mit moderner Literatur und sind mit Ausnahme von zwei Beiträgen auf die französischsprachige Literatur beschränkt.

Relativ frühe Beispiele von weiblichen Subjektivitätskonstruktionen werden besprochen in den Beiträgen von Christiane Sollte-Gresser zum dialogischen Selbstverständnis in den Briefen von Isabelle de Charrière und Marie de Sévigné sowie im Artikel von Natascha Ueckmann zu den *Souvenirs* der Suzanne de Voilquin. Währen Christiane Sollte-Gresser feststellt, dass die Subjektkonstituierung bei den von ihr untersuchten Autorinnen über die Dialogizität der Briefe funktioniert, beschäftigt sich Natascha Ueckmann am Beispiel Suzanne Voilquins mit der Frage nach der Frau als Autorin von Autobiographien.

Eine sehr interessante Analyse von Rachildes Roman *Monsieur Vénus* liefert Iris Korte Limach, indem sie das Werk als Palimpsest von misogynen Themen männlicher Provenienz entlarvt, die von Rachilde jedoch so zusammengesetzt werden, dass sich dahinter die Darstellung weiblicher Erfahrungen verbirgt. Von den Schwierigkeiten und der Zerrissenheit der Versuche von Frauen, sich eine Subjektivität zu erschreiben, zeugen der Beitrag Margot Brinks zu Catherine Pozzi und der Beitrag Alexandra Königs über Irène Némirovsky. Ida Todisco behandelt mit Maria Messina eine sizilianische Autorin des beginnenden 20. Jahrhunderts. Sie zeigt auf, wie die Autorin bei ihrer Darstellung sizilianischer Frauenschicksale den Bereich des *Verismo*, d.h. des damaligen literarischen „Herrschaftsdiskurses“, überschreitet hin zu einer „eigenen weiblichen Stimme“. Ein Beispiel von spanischer Frauenliteratur aus der postfranquistischen Ära liefert Renate Kroll mit den Romanen von Carme Riera, die sich auf den ersten Blick in männliche Denkmuster einschreibt mit der Absicht, diese eigentlich zu dekonstruieren.

Abschließend stehen drei Texte zur modernen französischsprachigen Literatur. Kerstin Heyd spricht über die Entwicklung des weiblichen Subjekts bei Leslie Kaplan und Kerstin Amrhein demonstriert die „spielerische Inszenierung der Geschlechterdifferenz“ in *Index* (1991) von Camille Laurens. Der Band schließt ab mit dem Artikel von Colette Sarrey-Strack, der einen weiteren theoretischen Ansatz der *gender*-orientierten Literaturwissenschaft präsentiert. Anhand der Kontroverse zwischen Marie Ndiaye und Marie Darrieussecq beschreibt sie den Machtkampf im aktuellen Feld der französischen Literatur. Die im Zeichen der Postmoderne scheinbare literarische Freiheit der AutorInnen wird so eingeschränkt durch ein hohes Maß an Abhängigkeit vom Verleger, welcher wiederum eingebunden ist in das Feld der Wirtschaft. Die so entstehenden ökonomischen Abhängigkeiten beeinflussen in nicht geringem Maße das literarische Schaffen.

Auch die Beiträge des 2. Bandes belegen die eingangs von Renate Kroll formulierten „Perspektiven der *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft“, bzw. gehen noch darüber hinaus, z.B. mit der Anwendung der

Theorie des literarischen Feldes auf die zeitgenössische Literatur durch Colette Sarrey-Strack. Wenn auch von unterschiedlichem Anspruch – von textimmanenten Analysen, über gattungstheoretische Reflexionen zu poststrukturalistischen Analysen – und unterschiedlichem Niveau, so haben doch alle Beiträge zumindest das Verdienst, Autorinnen, die in Vergessenheit geraten sind, wieder in den literaturwissenschaftlichen Diskurs zu integrieren. Damit ist nicht zuletzt ein Beitrag zur weiblichen Memoria geleistet. Der Band zeigt auch, dass es unter der Perspektive der *Gender Studies* in der Romanistik noch viel zu entdecken gibt. Es bleibt zu hoffen, dass sich auch in Zukunft ausreichend WissenschaftlerInnen finden werden, die sich dieser (in der Romanistik als nicht unbedingt karriereförderndd geltenden) Entdeckungen annehmen.

Meike Penkwitt

Ein innovativer Beitrag – (nicht nur) zum ‚weiblichen' ‚Bildungsroman'

Birte Giesler: „... wir Menschen alle sind Palimpseste...". Intertextualität in Hedwig Dohms Schicksale einer Seele am Beispiel der Verarbeitung von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, Herbolzheim 2000 (Centaurus Verlag, 120 Seiten, 20,30 €).

In der amerikanischen Literaturwissenschaft wird die Kategorie ‚Bildungsroman' schon seit Jahren mit beinahe zu großer Selbstverständlichkeit auch für die Texte von Autorinnen und für Romane mit weiblichen Protagonistinnen verwendet. In der deutschsprachigen Germanistik gilt die ‚deutsche' Gattung ‚Bildungsroman' dagegen zumeist noch als eine zutiefst oder zumindest typisch ‚männliche': Forschungsarbeiten zum ‚Bildungsroman' beziehen sich hier nach wie vor fast ausschließlich auf Texte männlicher Autoren und auf Romane mit zudem meist männlichen Protagonisten. Noch immer ist hier umstritten, ob es ‚weibliche' ‚Bildungsromane' überhaupt geben kann, und erst recht: ob es sie in den Hochzeiten der Gattung geben konnte. Der typische Handlungsverlauf eines ‚Bildungsromans' – ein junger Mensch zieht hinaus in die Welt, um sich (nach einigen Wirren) eine eigene Existenz aufzubauen – widersprach noch bis bis etwa Mitte der 70er des letzten Jahrhunderts dem üblichen weiblichen Lebensweg.

Texte, die Kandidaten für eine Klassifikation als ‚weibliche' ‚Bildungsromane' darstellen könnten, gelten außerdem – was wenig überraschen mag – nur selten als Bestandteil des anerkannten literarischen Kanons. Die einschlägigen Romane werden – nicht zuletzt durch diese mangelnde Anerkennung als Bestandteil des Kanons – nur selten zum Gegenstand einer sich

als ‚(geschlechts-)neutral' begreifenden, jedoch nach wie vor von Männern dominierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Literatur. Immerhin werden diese Texte aber mittlerweile, zumindest im Rahmen der feministischen, *gender*-sensiblen Literaturwissenschaft zunehmend rezipiert, erforscht und durch Neuauflagen einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Birte Giesler ordnet Dohms Roman *Schicksale einer Seele* – in einer bei Centaurus unter dem Titel „*... wir Menschen alle sind Palimpseste...". Intertextualität in Hedwig Dohms Schicksal einer Seele am Beispiel der Verarbeitung von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre* erschienenen Studie – eindeutig der privilegierten Gattung ‚Bildungsroman' zu. Dieser interpretatorischen Entscheidung legt sie die Definition Jürgen Jacobs und Markus Krauses zugrunde, die sich an keinem ‚Ideal- oder ‚Strukturtypus' orientiert und für die dementsprechend auch nicht der positive Romanausgang entscheidend ist, der häufig als Kriterium bei der Abgrenzung des Bildungs- gegenüber dem so genannten ‚Desillusionsroman' herangezogen wird. Stattdessen grenzt Giesler (mit Jacobs und Krause) ganz pragmatisch ein:

> „Es erscheint ... sinnvoll, die Definition der Gattung ‚Bildungsroman' so anzulegen, daß sie jenen Strang der deutschen Literaturentwicklung erfaßt, in dem der *Wilhelm Meister* als Muster gewirkt hat, wobei allerdings die Definition so offen bleiben muß, daß sie die beträchtlichen historischen Modifikationen dieses Romantyps in sich aufnehmen kann." (S.104).

Zweifellos bezieht sich der Roman *Schicksale einer Seele* auf Goethes *Wilhelm Meister*, das paradigmatische Werk innerhalb der Gattung ‚Bildungsroman'. Das macht schon der Titel von Dohms Roman deutlich, der sich an den Titel des 5. Buches von Goethes gattungsbildendem Roman anlehnt („Bekenntnisse einer schönen Seele"). Darüber hinaus finden sich im Romantext, wie Giesler vor Augen führt, eine ganze Reihe von Zitaten aus Goethes Roman, wie z.B. eines der berühmten Lieder des Harfners, das die kleine Protagonistin Marlene Bucher ihrem Schwarm, der bezeichnender Weise Wilhelm heißt, im Schulunterricht zuzuschicken beabsichtigt. Durch die mangelnde Belesenheit ihres Lehrers werden ihr die Goethe zitierenden Zeilen („Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide...") jedoch als frühe und deshalb besonders bedenkliche „Verderbtheit" ausgelegt. Weitere deutliche Bezugnahmen liegen z.B. auch in der wiederholten Bezeichnung Marlenes als „Mignon" und in ihrem Theaterinteresse, das sie mit Goethes Romanhelden Wilhelm teilt. Und wie Goethes Wilhelm weist auch Dohms Marlene eine geistige Affinität zu Shakespeares Hamletfigur auf.

Neben dieser Bezugnahme durch Zitate und Übereinstimmungen in der Personenzeichnung arbeitet Giesler in ihrer Studie Parallelen auf der formalen Ebene heraus. Am frappierendsten ist dabei sicherlich die generelle Fragestellung des Romans. Als „inhaltliches Kernstück" – nicht nur des *Wilhelm Meister*, sondern der gesamten Gattung ‚Bildungsroman' – thematisiert (nicht nur) Giesler „die Spannung zwischen Sozialisation und Individuation, die Frage nach einer Versöhnung zwischen Ich und Welt". Bei dieser „Versöhnung", oder vielmehr: bei den diesbezüglichen Versuchen, trafen (und treffen z.T. auch heute noch) Männer und Frauen nicht auf die gleichen gesellschaftlichen Grundvoraussetzungen. Giesler führt dies durch eine Darstellung des Zusammenhangs zwischen dem Bildungsdiskurs im ausgehenden 18. Jahrhundert und der damit einher gehenden Festschreibung der polarisierten bürgerlichen ‚Geschlechtscharaktere' vor Augen. Deutlich wird, dass Marlene Bucher beim Versuch, eine eigenständige Position zu finden, scheitern muss, weil die bürgerliche Geschlechterordnung Frauen als das jeweils ‚Andere' des Mannes funktionalisierte. Die traditionelle Frauenrolle sieht eine Selbstverwirklichung von Frauen nicht vor – oder verweist sie in die heimische Sphäre.

In zweifacher Hinsicht ist die Untersuchung Gieslers symptomatisch für die aktuelle Phase feministisch-*gender*-sensibler Literaturwissenschaft: Feministische LiteraturwissenschaftlerInnen können sich heute häufig – wenn auch nicht in allen Gebieten – bereits auf eine ganze Reihe von Arbeiten anderer WissenschaftlerInnen beziehen. Sie müssen also nicht mehr fortwährend allererste Pionierarbeit leisten. So kann auch Giesler bei ihrer Auseinandersetzung mit Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* auf bestehende Forschungsarbeiten zurückgreifen. (Zeit-)Typisch ist daneben auch, dass Gieslers Anliegen nicht mehr vorwiegend darin besteht, frauenrechtlerische Aspekte im von ihr untersuchten Text aufzudecken. Stattdessen richtet sie ihren Fokus auf die ästhetischen Verfahrensweisen, und zwar in erster Linie auf Dohms intertextuelle Schreibweise. Giesler kritisiert dementsprechend frühere *gender*-orientierte Literaturwissenschaftlerinnen für deren Konzentration auf rebellisch-feministische Züge, also die politische Dimension der untersuchten Literatur. Diese, so Giesler, führte oft zu einer Vernachlässigung der ästhetischen Qualitäten der literarischen Texte.

Ihre Studie zu Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* ist jedoch nicht nur für die feministisch-*gender*-sensible Literaturwissenschaft von Bedeutung. So geht es Giesler darum, ihre Ergebnisse auch im literaturwissenschaftlichen Mainstream wirksam zu machen: Ihr Ziel beschränkt sich dabei nicht darauf, dass der literarische Kanon hinsichtlich der Gattung ‚Bildungsroman' um Dohms ‚produktive Leseweise' des *Wilhelm Meister* (und durch andere Texte von Frauen) erweitert wird. Stattdessen führt sie aus, „welche Impul-

se sich für die Bildungsromanforschung ergeben, wenn der Roman in den berücksichtigten Textkorpus der gattungstheoretischen Diskussion um den Bildungsroman einbezogen wird“: Auch die Interpretation der von Männern verfassten Texte mit (männlichen) Romanhelden müsste sich verändern. Man kann Gieslers Auseinandersetzung mit Dohms Roman vor dem Hintergrund der Gattung Bildungsroman als ‚Arbeit am kulturellen Gedächtnis‘ im Sinne von Jan und Aleida Assmann begreifen: Der bestehende Kanon soll nicht nur um zusätzliche Werke ergänzt werden. Vielmehr geht es um eine Verschiebung im Gesamtgefüge.

Dass der Titel der Studie das allgemeine Phänomen ‚Intertextualität‘ so sehr in den Mittelpunkt stellt, das dann lediglich „*am Beispiel* der Verarbeitung von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ (Hervorhebung M.P.) vorgestellt wird, ist für eine solche Rezeption, die über eine Neureflektion der Gattung ‚Bildungsroman‘ den gesamten bestehenden Kanon berühren sollte, leider eher von Nachteil. Dohms Auseinandersetzung mit Goethe wird im Titel von Gieslers Studie zu einem relativ beliebig erscheinenden Beispiel, der *Wilhelm Meister* auf ein austauschbares Illustrationsobjekt reduziert. Bei der Bezugnahme Dohms auf Goethes *Wilhelm Meister* handelt es sich jedoch um kein beliebig austauschbares Exempel, selbst wenn sich die Intertextualität von Dohms Roman nicht auf diesen einen Prätext beschränkt. Denn letztendlich verortet Dohm ihren Roman durch die Auseinandersetzung mit dem Paradigma *Wilhelm Meister* in die Tradition der Gattung ‚Bildungsroman‘. Und auch Gieslers Studie liest sich hinsichtlich der Gattung ‚Bildungsroman‘ deutlich gewinnbringender als hinsichtlich der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung zum Thema Intertextualität.

Rezensionen zum Thema

‚Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit‘

Svenja Blume

Die Mutter der starken Mädchen

zu Gabriele Cromme: Astrid Lindgren und die Autarkie der Weiblichkeit. Literarische Darstellung von Mädchen und Frauen in ihrem Gesamtwerk, Hamburg 1996 (Verlag Dr.Kovač, 375 S., 50,11 €).

Mut, Eigenständigkeit und Durchsetzungskraft der Mädchen- und Frauengestalten sind in den Büchern Astrid Lindgrens die Grundlage für eine „Autarkie der Weiblichkeit", welche, so wirbt der Verlag für Gabriele Crommes Dissertation, als „emanzipatorischer Ansatz über eine kurzsichtige Gleichmacherei im Geschlechterkampf hinausweist".

Diesen emanzipatorischen Ansatz Astrid Lindgrens nachzuzeichnen ist ein interessantes Projekt, wenn man bedenkt, dass die Karriere der Autorin 1944 mit dem Gewinn eines zweiten Preises im Wettbewerb um das ‚beste Mädchenbuch' begann – mit *Britt-Mari erleichtert ihr Herz* und der in den 50er Jahren erschienenen *Kati*-Trilogie reflektiert Astrid Lindgren zu Beginn ihrer Laufbahn als Schriftstellerin die Tradition der Mädchenliteratur, wie man sie seit dem 19. Jahrhundert kannte. Gleichzeitig aber entwirft sie mit der fantastischen *Pippi Langstrumpf* bereits 1945 eine Figur, die alle Beschränkungen, die ihr aufgrund ihres Geschlechts und ihres kindlichen Alters ‚natürlicherweise' auferlegt werden, sprengt.

Gabriele Cromme stellt im Eingangskapitel zu ihrer Abhandlung die These auf, Astrid Lindgren sei „in ihrer literarischen Darstellung der weiblichen Rolle bei aller historischen Einbindung in wesentlichen Zügen ihrer Zeit voraus." (S.7). Den Beweis ihrer These erbringt sie im Rahmen einer sorgfältigen Textanalyse des lindgrenschen Gesamtwerks. Dabei versäumt sie nicht, auch die Person Astrid Lindgren und ihre Biografie im Kontext der Fragestellung zu beleuchten: Das Bild einer für ihre Zeit äußerst selbständig und unkonventionell lebenden Frau, die ein uneheliches Kind hatte und als Bauerntochter schon in jungen Jahren ihren Lebensunterhalt durch Sekretärinnenarbeiten in der Großstadt Stockholm verdienen musste, lässt die Lesenden der texthermeneutischen Werkinterpretation Gabriele Crommes von vornherein aufgeschlossen gegenüber stehen.

Ihre Darstellung literarischer Weiblichkeit im Werk Astrid Lindgrens untergliedert Cromme in drei Teile, analog zu den drei Stadien gelebter Weiblichkeit im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter. Innerhalb dieser Grobgliederung kategorisiert sie die Mädchen- und Frauenfiguren nach jeweils unterschiedlichen Gesichtspunkten, so wie sie ihrer Meinung nach der Funktion der Figuren

innerhalb der Texte am gerechtesten wird: Die Kategorisierung der weiblichen Kinder erfolgt nach pädagogischen Gesichtspunkten („schwerpunktmäßig erziehungswissenschaftliche Fragestellung nach geschlechtlicher Prägung“, S.31), die der Mädchenfiguren nach literaturästhetischen („Fragestellung nach erzähltechnischen Stereotypen der Darstellung“ im Genre des Mädchenbuchs, S.32), die der Frauenfiguren nach soziologischen Gesichtspunkten („schwerpunktmäßig soziologische Fragestellung nach der wertmäßigen Einteilung weiblicher Aufgaben in Familie und Gesellschaft“, S.32).

Die methodisch inkohärente Vorgehensweise von Gabriele Cromme ist gleichzeitig eine Stärke und eine Schwäche der Abhandlung: Auf der einen Seite überzeugt der Gedanke, die Mädchen- und Frauenfiguren jeweils in den Kontext einzuordnen, vor dem ihre Unkonventionalität am deutlichsten wird – man vergleiche nur Madita oder Tjorven von Saltkrokan mit dem Bild vom idealerweise ‚lieben und hübschen‘ Mädchen ihrer Zeit, dem sie, jede auf ihre Weise, ihre Dickköpfigkeit und Eigenständigkeit entgegensetzen; man vergleiche nur Britt-Maris oder Katis ironisch gebrochene Perspektive auf die eigene familiäre und persönliche Situation mit den harmonisch-idyllisierenden Mädchenbüchern ihrer Zeit oder die immer wiederkehrenden berufstätigen und leicht unorganisierten Mütter und sanftmütigen und häuslichen Väter mit dem, was zumindest zum Zeitpunkt des Erscheinens der Bücher als traditionelle Rollenverteilung innerhalb der Familie gang und gäbe war.

Auf der anderen Seite aber stellt sich dem Leser im Laufe der Lektüre immer dringender die Frage nach dem roten Faden: Was hält er eigentlich in den Händen – eine pädagogische, eine literaturwissenschaftliche oder eine soziologische Arbeit? Crommes Bemühen um fächerübergreifende Perspektiven bringen die Abhandlung streckenweise in die Gefahr, nichts Halbes und nichts Ganzes zu präsentieren. Erziehungswissenschaftliche, literaturtheoretische und soziologische Diskurse werden gestreift, ohne eine tiefer gehende wissenschaftliche Auseinandersetzung anzuregen oder gar vorzuführen. Vielleicht wäre die Beschränkung auf eine rein narratologische Studie dem Anspruch, in Astrid Lindgrens Werk „Tendenzen nachzuweisen, die bereits auf moderne narrative Strukturen verweisen“ (S.7) eher gerecht geworden. Besagte Tendenzen sind in Lindgrens Werk unbestreitbar vorhanden, und ihre genaue Untersuchung wäre für sich schon Gegenstand einer Dissertation.

An die Kategorisierung der weiblichen Figuren schließt Cromme, ganz im Sinne der Genderforschung, kontrastiv ein kurzes Kapitel über die Jungen- und Männerfiguren in Astrid Lindgrens Gesamtwerk an, in dem sie anhand zahlreicher Textbeispiele überzeugend demonstriert, wie weit Lindgrens Auflösung traditioneller Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit geht: Emanzipierte Mädchen und Frauen zeichnen sich keineswegs durch „Annähe-

rung an männliche Verhaltensweisen“ (S.249) aus, sondern beweisen in ihrem eigenständigen Verhalten im Umgang mit „Situationen, die eine (moralische) Entscheidung verlangen“ (S.258), tatsächlich die von Cromme bereits im Titel ihrer Abhandlung postulierte „Autarkie der Weiblichkeit“. Analog zu den von überkommenen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen unabhängigen Frauen und Mädchen zeichnen sich auch die lindgrenschen Männer- und Jungenfiguren durch ein im Vergleich zur allgemeinen Sozialisation verändertes Verhalten aus – was zu beweisen war. Cromme setzt das Geschlechtsrollenverständnis Astrid Lindgrens mit dem in feministischen Diskursen etablierten Begriff der ‚demokratischen Differenz‘ in Verbindung, den sie ausführlich erläutert.

Crommes an sich überzeugende Kategorisierung der weiblichen Kinder-, Mädchen- und Frauenfiguren gerät allerdings ausgerechnet an einer Stelle ins Wanken, die für Astrid Lindgrens Gesamtwerk ganz entscheidend ist: Sie passt im Grunde nur für die realistischen Figuren wie Lisa aus Bullerbü, Madita oder Britt-Mari. Die fantastischen Bücher Astrid Lindgrens lassen sich dagegen nicht vorrangig aus einer pädagogischen oder soziologischen Perspektive vor dem Hintergrund der Realität der Zeit verstehen. Und so ergibt sich die methodische Schwierigkeit, ausgerechnet Pippi Langstrumpf im System der „Konventionellen“ (u.a. Annika, Lisa), „Amazonen“ (u.a. Lotta, Madita, Tjorven), „Hilflosen“ (u.a. Märit und Anna aus *Sonnenau*) und „Egozentrischen“ (u.a. Marianne in *Britt-Mari*) nicht unterbringen zu können, und das, obwohl sie in den Astrid-Lindgren-Büchern eigentlich *die* autarke Mädchenfigur schlechthin ist.

Gabriele Cromme löst das Problem damit, dass sie für Pippi Langstrumpf die Sonderkategorie „weibliche magisch-mächtige Figuren“ (S.302) öffnet, in der außer ihr noch Tante Lundin aus *Mio mein Mio*, Sofia aus den *Brüdern Löwenherz* und Lovis aus *Ronja Räubertochter* erscheinen – allesamt wie die *Pippi*-Trilogie fantastische Erzählungen, ein Umstand, dem von der Autorin allerdings nicht Rechnung getragen wird. Sie interpretiert die Pippi-Figur nicht im Sinne der schwedischen Reformpädagogik als ‚freies‘, d.h. auch von Geschlechtsrollenzuschreibungen unabhängiges Kind. Sie sieht die *Pippi*-Trilogie, die formal eine perfekte Verschmelzung bisher üblicher Mädchen- und Jungenbuchkategorien darstellt, nicht in erster Linie als ein Werk, mit dem nicht nur Geschlechts- und Generations-, sondern auch genrekategorische Grenzen überschritten werden. Vielmehr interpretiert sie Pippi Langstrumpf in einem magisch-mythischen Kontext als „Hexe“, ein Gedanke, der übrigens vor allem in der schwedischen Pippi-Langstrumpf-Forschung immer wieder auftaucht. Darüber hinaus wird Pippi Langstrumpf als „Machtfigur“ (S.304) interpretiert, welche die geheimen Wünsche von Kindern spiegele.

Cromme sieht die hier als fantastisch bezeichneten Mädchen- und Frauenfiguren Lindgrens, zu denen konsequenterweise auch Ronja Räubertochter gerechnet werden müsste, als Vertreterinnen eines „geheimen Matriarchats“ (S.281), dessen Strukturmuster sie im letzten Kapitel ihrer Abhandlung definiert. Mit diesem Schlusskapitel weitet Cromme geschickt Astrid Lindgrens Konzept der „Autarkie der Weiblichkeit“ vom Privaten ins Gesellschaftliche und sogar Mythische und stellt ihre eigenen Ausgangsthesen damit auf ein solides Fundament. Sie tut das allerdings um den Preis, die für Astrid Lindgrens Gesamtwerk zentrale Kategorie des Fantastischen Erzählens außer Acht zu lassen, das in sich hervorragende Möglichkeiten bietet, Weiblichkeitsentwürfe zu präsentieren, die über den Stand der tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklung hinausweisen. Crommes Interpretationsansatz greift insofern, obwohl er in sich schlüssig ist, nicht weit genug, die Einordnung der fantastischen Figuren in eine Sonderkategorie wird deren Bedeutung innerhalb des Gesamtwerks von Astrid Lindgren nicht gerecht.

Selbstverständlich ist gerade in den letzten Jahren auf dem Gebiet der literaturwissenschaftlichen Genderforschung eine beträchtliche Anzahl wegweisender Werke erschienen (vgl. hierzu Christina v. Braun/Inge Stephan: *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2000), von denen die Autorin 1996, zum Zeitpunkt des Erscheinens ihrer Dissertation, noch keine Kenntnis haben konnte. Wenn Cromme es sich jedoch zur Aufgabe macht, im Gesamtwerk der Erfolgsautorin „überraschende Parallelen zu Kernstücken der aktuellen Frauenforschung“ zu entdecken (S.7), dann dürfte schon erwartet werden, dass sie zumindest ihre Kenntnis von Bovenschens *Imaginierter Weiblichkeit* (1979), Gilbert und Gubars *Madwoman in the attic* (1979) oder Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1991) beweist.

Trotzdem bleibt es ein Verdienst der Abhandlung, die bis zu ihrem Erscheinungszeitpunkt kaum miteinander verbundenen Gebiete der Kinderliteraturforschung und der *Gender Studies* in Kontakt zu bringen. Als Pionierwerk fordert es Forscher und Forscherinnen beider Richtungen dazu heraus, sich mit den aufgestellten Thesen auseinander zu setzen und den wissenschaftlichen Diskurs voranzutreiben – was in der Zwischenzeit auch geschehen ist (vgl. z.B. Gertrud Lehnert (Hrsg.): *Inszenierungen von Weiblichkeit*, Weinheim/Basel 1996; Dorothee Markert: *Momo, Pippi, Rote Zora – was kommt dann?* Königstein/Taunus 1998). Dass Cromme darüber hinaus noch einen umfassenden Einblick in das reichhaltige Textkorpus der Astrid-Lindgren-Werke gibt, macht ihre Dissertation zu einer lohnenden Lektüre für alle diejenigen, die die berühmte Kinderbuchautorin einmal mit anderen Augen betrachten wollen.

Christina Harms

Wehrpflicht als Mittel der Dekonstruktion von klassischen Geschlechteridentitäten? – das Beispiel Israel

Uta Klein: Militär und Geschlecht in Israel. Habilitationsschrift, Frankfurt/M., New York 2001(Campus, 353 S., 34,90 €).

Israel dominiert seit Jahren die Titelzeilen deutscher Medien. Dies hat jedoch in der Regel nicht zu einem tieferen Verständnis für die israelische Gesellschaft geführt. Im Gegenteil: Die Wahrnehmung ist oft von emotionalen und vorurteilsgeladenen Interpretationsmustern geprägt. Vor diesem Hintergrund bietet die Habilitationsschrift von Uta Klein *Militär und Geschlecht in Israel* eine spannende Möglichkeit, sich dieser komplexen Gesellschaft zu nähern.

Die Autorin untersucht den Einfluss des israelischen Militärs (sowie der vorstaatlichen paramilitärischen Strukturen) auf die Geschlechterkonstruktionen. Israel eignet sich in besonderer Weise als Untersuchungsgegenstand, da es als einzige Demokratie die Wehrpflicht sowohl für (theoretisch) alle jüdischen Männer und Frauen festgelegt hat. Männer dienen zurzeit von ihrem 18. bis zu ihrem 21. Lebensjahr und werden anschließend bis zum Alter von 45 Jahre jährlich für einige Wochen zum Reservedienst eingezogen. Der Wehrdienst für Frauen ist deutlich kürzer als der ihrer männlichen Kollegen und enthielt bislang i.d.R. keine Kampffunktion. Frauen werden auch nicht zum Reservedienst eingezogen. Diese Arbeitsteilung ist einerseits durch traditionelle Geschlechterkonzepte informiert, andererseits perpetuiert sie diese.

Nachdem Uta Klein in einem Theoriekapitel den Forschungsstand in Bezug auf militärisch-zivile Beziehungen sowie die Geschlechterkonstruktionen unter dem Einfluss des Militärs darlegt, zeichnet sie die Entwicklung von männlichen und weiblichen Geschlechtsidentitäten entlang von zentralen historischen Ereignissen nach: von den zionistischen Wurzeln, über die Jischuw (die jüdische Gemeinde im vorstaatlichen Palästina), die Staatsgründung und die zahlreichen Kriege bis zum Beginn der Regierungszeit von Ehud Barak (1999-2001). In den untersuchten Epochen betrachtet sie jeweils die Diskurse über Männlichkeit und Weiblichkeit sowie die jeweiligen „Praktiken“ zur Herstellung der Geschlechteridentitäten.

Die zionistische Bewegung ist die „erste große politische Bewegung, die Frauen von Anfang an völlige Gleichberechtigung gewährte“, so sah es zumindest Herzl 1903 (S. 67) – die Realität war wesentlich komplexer und widersprüchlicher, wie Uta Klein detailliert aufzeigt. Während in der zionistischen

Bewegung anfangs die gebildeten, emanzipierten Frauen überwogen, trafen im damaligen Palästina verschiedene Einwanderungswellen aufeinander: säkulare und orthodox-religiöse, sozialistische und national-konservative ImmigrantInnen. Letztlich jedoch überwogen die Kräfte, die den Frauen auch im „gelobten Land“ eine untergeordnete Rolle zudachten.

Die Staatsgründung Israels 1948 bedeutete ein einschneidendes Ereignis in der jüdischen Geschichte sowie im israelisch-jüdischen Bewusstsein. Die damaligen Erinnerungsfiguren prägen teilweise bis heute die israelisch-jüdische Sichtweise. Von außerordentlicher Bedeutung sind die Figuren „Nie wieder wehrlos!“ und „Keine Wahl!“, wie Uta Klein an zahlreichen Beispielen herausarbeitet. Sie stellten den Hintergrund für die große Bedeutung des „wehrhaften Juden“ und damit auch für Rolle und Selbstverständnis der israelischen Armee dar.

Bis heute profitieren viele jüdische Männer vom Status des Militärs auch bei ihrem Eintritt bzw. ihrer Rückkehr in die Zivilgesellschaft, indem sie auf persönliche und institutionalisierte Netzwerke zurückgreifen können. Dieser Vorteil bleibt Frauen (sowie religiösen Minderheiten, älteren ImmigrantInnen sowie dienstunfähigen Männern) i.d.R. verwehrt: Zum einen, da nicht alle Wehrpflichtigen tatsächlich eingezogen werden, zum anderen, da ihre Karriereoptionen in der Armee deutlich eingeschränkt sind im Vergleich zu denen der Männer. Stattdessen erfüllten und erfüllen Frauen in der Armee – neben den traditionellen organisatorischen und erzieherischen Aufgaben – v.a. eine symbolische Funktion: Sie waren der „Ersatz für Heimat und Familie“ (S. 168). So wird auch vielfach das „Opfer des Mannes“ für sein Land darin gesehen, dass er bereit ist, sein Leben zu riskieren, während das „Opfer der Frau“ darin besteht, Männer und Söhne zu opfern: ein Verweis auf ihre reproduktive Funktion. Dies stellt eine folgenreiche Diskrepanz für die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten sowie den Zugang zu Ressourcen und damit zu Einfluss dar.

Entgegen einer weitverbreiteten Annahme hat die Wehrdienstpflicht für Männer und Frauen nicht zu gleichen Startchancen in die Zivilgesellschaft geführt: Die zentralen Machtpositionen in Wirtschaft, Bildung und Politik sind zu einem überwältigenden Anteil von Männern besetzt; der Anteil von Frauen in der Knesset (israelisches Parlament) ist sogar seit Netanyahus Regierung zurückgegangen und lag unter dem Prozentsatz vieler europäischer Staaten zum selben Zeitpunkt.

Das Auffallende an der israelischen Situation ist, dass diese Ungleichbehandlung bislang auch von Frauen relativ kritiklos und mit Verweis auf die übergeordnete Priorität der Sicherheit des Gemeinwesens akzeptiert wurde.

Wie konnte der Einfluss des Militärs von nahezu der ganzen Gesellschaft über Generationen hinweg kritiklos hingenommen werden? Die Wurzeln finden sich auf drei Ebenen: dem Holocaust, in dem viele Familien ihre Angehörigen verloren, der ständigen subjektiven Bedrohungswahrnehmung, der spezifisch israelischen Sozialisation, die aus den ersten beiden resultiert und diese gleichzeitig mystifiziert: Bereits im Kindergarten werden die kämpferischen Mythen, Gedenkfeiern für die Gefallenen und persönlichen Erzählungen von Erlebnissen der letzten Kriege den Kindern als ‚normal', ‚notwendig' und ‚erstrebenswert' nahe gebracht. Diese Sozialisation wird durch den Militärdienst intensiviert und durch den jährlichen Reservedienst der männlichen jüdischen Israelis fortgesetzt. Uta Klein spricht von einer „lebenslangen Sozialisation" sowie der Konstruktion einer männerbündischen und militärisch-kämpferisch geprägten Geschlechtsidentität, die eine Wiederholung der Opferrolle verhindern soll.

Auch die Frauenbewegung hat die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen des Militärs und die Erwartungen an Frauen im Rahmen der Sicherheit und des Fortbestandes eines jüdischen Staates bisher kaum in Frage gestellt. Seit Beginn der ersten Intifada 1989, wurde ihr jedoch verstärkt deutlich, dass „Kriege die Vorherrschaft des männlichen Bereichs häufig noch Jahre nach dem Krieg (fördern)." (S. 246)

Als Fazit könnte folgende Erkenntnis dienen: „Die bloße Anwesenheit von Frauen in männerbündischen Institutionen wie dem Militär hebt die Geschlechterdichotomie und die damit verbundenen Unterdrückungsmechanismen nicht auf." (S. 182)

Ein grundlegender Wahrnehmungswandel in Bezug auf die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten wird aller Voraussicht nach jedoch erst nach Eintritt eines subjektiven Sicherheitsgefühls in der israelischen Gesellschaft stattfinden.

Uta Kleins Habilitationsschrift ist interessant und spannend geschrieben – wenn auch mit einigen Wiederholungen, die nicht erforderlich gewesen wären. Die Lektüre ermöglicht einen guten Überblick über die Entwicklung der jüdischen und israelischen Geschlechterkonstruktionen der letzten 130 Jahre. Darüberhinaus präsentiert sie Details, die auch IsraelkennerInnen noch neu sein dürften. Gleichzeitig ermöglicht sie die Einordnung der wichtigen israelischen WissenschaftlerInnen zum Thema ‚Militär'.

Erstaunlich sind jedoch einige ihrer Beweisführungen, die sich zu oft auf Material aus den 80er und frühen 90er Jahren stützt, so z.B. hinsichtlich des Inhalts israelischer Schulbücher oder der Kampfesmotivation männlicher Jugendlicher. Ihre Verweise auf Forschungsergebnisse über die US-Armee sind kein Ersatz für eine detaillierte und aktuelle Analyse der spezifisch israelischen Situation.

Hinzu kommt, dass der theoretische Rahmen der vorliegenden Arbeit auf sehr unterschiedlichen Niveaus rangiert. In manchen Abschnitten ist er überzeugend, wie das Theoriekapitel über den Forschungsstand und die Fragestellung zeigt, in anderen ist er eher spärlich, wie z.B. in dem Kapitel über sexuellen Missbrauch in der Armee. Teilweise ist die Anbindung zwischen dem theoretischen Analyseraster und dem empirischen Befund zumindest fragwürdig, so z.B. in ihrer Abhandlung über die Erinnerungsfiguren oder die Verwendung von literarischen Werken als Spiegel der israelischen Psyche.

Abgesehen davon wäre es wünschenswert gewesen, wenn Uta Klein die mögliche Bedeutung von ‚Ethnizität' auf die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten beleuchtet hätte: Immerhin leben in Israel heute 153 verschiedene Ethnien aus allen Teilen der Welt.

Trotz dieser Schwächen „trägt (das Buch) zur Debatte über Militär und Geschlecht bei und hilft darüber hinaus, die israelische Gesellschaft zu verstehen." (Umschlagstext). Damit wird es zu einer lohnenden Lektüre.

Angela Kaupp

Christliche und muslimische Frauen im Gespräch

Ulrike Bechmann/Sevda Demir/Gisela Egler: Frauenkulturen. Christliche und muslimische Frauen in Begegnung und Gespräch, Düsseldorf 2000 (KlensVerlag,182 Seiten, 15,20 €).

Frauenkulturen ist ein praxisorientiertes Arbeitsbuch für die Arbeit mit christlichen, muslimischen oder interreligiösen Frauengruppen. Das erste Kapitel gibt Gruppenleiterinnen Anregungen zur Konzeption interreligiöser Projekte mit Frauen, weist auf mögliche Hemmschwellen hin und vermittelt Tipps zur Gestaltung der Rahmenbedingungen. Kapitel 2 verschafft einen Überblick über christliche, muslimische und interkulturelle bzw. interreligiöse Frauengruppen in Deutschland und bietet methodische Vorschläge zum gegenseitigen Kennenlernen. Sowohl der persönliche Austausch als auch die Beschäftigung mit prägenden Gesellschaftsbildern und dem Themenbereich ‚Ausländer/Fremde in Deutschland' dienen diesem Ziel. Das nächste Kapitel nimmt den gemeinsamen Rahmen der Lebensorganisation in unserer Gesellschaft zum Ausgangspunkt für Gesprächsimpulse über die zahlreichen Varianten, die Leben prägen und durch die sich der Alltag von Frauen unterscheidet. Kapitel 4 bietet anhand von je zwei Frauenportraits in Christentum und Islam (Maria bzw. Maryam, die Mutter Jesu; Mohammeds Frau Chadidscha und die christliche Purpurhändlerin Lydia) Hintergrundwissen und methodische Anregungen zur Annäherung an Frauengestalten in der jeweiligen religiösen Tradition. Das fünfte

und ausführlichste Kapitel stellt Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Islam und Christentum vor, indem die Aspekte Kirche und Moschee, heilige Bücher, Gebetspraxis, religiöse Zeiten und die religiöse Bedeutung von Kleidung verglichen werden. Beim letztgenannten Thema wird die besondere Bedeutung geschlechtsspezifischer Vorschriften religiöser Kleidung und deren kulturelle Hintergründe erläutert.

Den Autorinnen – eine muslimische Philosophin und Orientalistin, eine katholische und eine evangelische Theologin – gelingt es, sowohl inhaltlich als auch methodisch Schritte aufzuzeigen, mit deren Hilfe christliche und muslimische Frauen einander so begegnen können, dass sie ihre jeweiligen Lebens- und Glaubenssituationen artikulieren können. Die Autorinnen bieten konkrete Vorschläge an, wie Frauen die Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer Lebenssituationen kennen lernen können, die Musliminnen und Christinnen über Religion oder Herkunft hinaus verbinden. Während die Umsetzung dieser Ideen stark erfahrungsbezogen ist und wenig Vorwissens bedarf, sind für die Glaubensthemen religiöse und theologische Kenntnisse notwendig. Das Arbeitsbuch bietet Hintergrundwissen und Hilfestellungen, dennoch scheinen mir die Ideen sowohl inhaltlich als auch methodisch nur durchführbar, wenn die anwesenden Frauen sich ‚in ihrer Religion auskennen' und einander Zusammenhänge erklären können. M.E. hätte das Buch durch eine ausführlichere Darstellung grundlegender Inhalte der beiden Religionen noch an Praxisrelevanz gewonnen. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass sich die Vorschläge nur realisieren lassen, wenn bei Ausländerinnen eine deutliche Kompetenz vorhanden ist, sich in der fremden Sprache auszudrücken.

Hervorzuheben ist die leserinnen-freundliche grafische Gestaltung, welche Informationstexte und methodische Vorschläge leicht unterscheiden lässt und die Arbeit mit dem Buch vereinfacht. Insgesamt erfüllt das Buch m.E. den Anspruch eines praxisorientierten Arbeitsbuches und ist eine wertvolle Themen- und Methodensammlung für eine Arbeit in christlichen oder muslimischen Frauengruppen, vor allem aber für eine interkulturelle oder interreligiöse Arbeit in Frauengruppen.

Weitere Rezensionen

Birte Giesler

Zwei Neuerscheinungen zum Thema: Deutschsprachige Romane von Frauen der Goethezeit – Romanautorinnen um 1800

Vahsen, Mechthilde: Die Politisierung des weiblichen Subjekts. Deutsche Romanautorinnen und die Französische Revolution 1790-1820, Berlin 2000 (Erich Schmidt, 225 S., 34,80 €).

Schmid, Sigrun: Der „selbstverschuldeten Unmündigkeit" entkommen. Perspektiven bürgerlicher Frauenliteratur. Dargestellt an Romanbeispielen Sophie von La Roches, Therese Hubers, Friederike Helene Ungers, Caroline Auguste Fischers, Johanna Schopenhauers und Sophie Bernhardis, Würzburg 1999 (Königshausen & Neumann, 350 S., 40,00 €).

Vahsens Untersuchung setzt an einem Desiderat an, das sich aus der anhaltenden Wirkmächtigkeit der bürgerlichen Diskurse des ausgehenden 18. Jahrhunderts ergibt: Der Ausschluss von Frauen aus der Politik und der Diskussion um die Französische Revolution durch den Weiblichkeitsdiskurs um 1800 wirke insofern bis heute nach, als die literaturwissenschaftliche Forschung den Beitrag zeitgenössischer deutscher Autorinnen zu dem politisch wie kulturgeschichtlich einschneidendsten Ereignis des 18. Jahrhunderts bislang wenig beachtet. Vahsen geht deshalb anhand ausgewählter Romane von Isabella von Wallenrodt, Sophie von La Roche, Sophie Mereau, Therese Huber, Caroline de la Motte Fouqué und Henriette Frölich der Frage nach, wie zeitgenössische Autorinnen die neuen Ideen aufnehmen und in den literarischen Diskurs um weibliche Identität einfügen. In ihren einführenden Überlegungen legt Vahsen kursorisch die revolutionären Ereignisse dar und zeichnet dabei nach, wie Frauen aus den Geschehnissen und Forderungen der Französischen Revolution sukzessive ausgeschlossen werden. Das Verdrängen der weiblichen Stimmen aus der öffentlichen politischen Diskussion habe schließlich dazu geführt, dass Frauen die Literatur als Medium nutzten, um die neuen Ideen und deren Auswirkungen auf das Selbstverständnis von Frauen zu thematisieren (S. 22f). Von dem Argument ausgehend, dass Texte von Autorinnen nur isoliert miteinander verglichen und bewertet werden könnten, fragt die Arbeit insgesamt nach der Möglichkeit einer „Geschichte weiblicher Subjektivität" (S. 31). Die Frage, ob „sich neben dem Typus der empfindsamen, tugendhaften Protagonistin, wie er in der Nachfolge von La Roches *Sternheim* immer wieder gestaltet wird, andere literarische Ausgestaltungen einer weiblichen Hauptfigur" (ebd.) finden, hat die einschlägige Forschung freilich schon längst positiv beantwortet. Im ersten Großkapitel behandelt Vahsen das Verhältnis von „Aufklärung und Bürgertum"

(S. 32-44). Mit den dabei eminent bedeutungsvollen Geschlechterdiskursen hätten sich die Autorinnen in ihren an Leserinnen gerichteten Texten im gesamten 18. Jahrhundert auseinandergesetzt, so dass Vahsen konstatiert: „Damit lassen sich die Texte als Teil eines frauenöffentlichen Diskurses lesen, der sich über weibliche Subjektivität in verschiedenen Bezugsräumen austauscht.“ (S. 44). Das zweite Großkapitel „Politische Verortungen“ (S. 45-72) widmet sich der Haltung deutscher Zeitzeuginnen gegenüber der Französischen Revolution und verfolgt dabei „drei relevante Diskurslinien“ (S. 45): politische Aussagen von Frauen zu den Ereignissen der Französischen Revolution, Äußerungen von Frauen zum zeitgenössischen Diskurs über das Verhältnis von Weiblichkeit und Politik und die Meinungen der Frauen zur Situation im eigenen Land.

Die drei Interpretationskapitel behandeln jedes zwei bis drei Beispieltexte. Sie sind jeweils mit einem Schlagwort betitelt, das sich auf die Art, wie die Texte die Revolution thematisieren, bezieht. So stehen Isabella von Wallenrodts *Theophrastus Gradmann* von 1794 und Sophie von La Roches *Schönes Bild der Resignation* aus dem Jahre 1795 für die Forderung nach „Reform statt Revolution“ (S. 73-101). Isabella von Wallenrodt zeichne ein „politische[s] Reformmodell“ (S. 73), in dem sie „männliche[] Maskeraden für eigene politische Aussagen“ nutze und beziehe in ihrem „Spiel mit Gattungsvorgaben und Erzähltechniken“ die Postition der politisch bewussten Adligen (S. 87). Dagegen schaffe Sophie von La Roche mit ihrer moraldidaktisch-frauenaufklärerischen Adelskritik das „bürgerliche Tugendmodell“ (S. 88), in dem sich auch die adligen Frauen am bürgerlichen Weiblichkeitsideal orientieren (S. 100). Beide Autorinnen plädieren Vahsen zufolge „für die Beibehaltung der Ständeordnung“, wobei sie „einen der Spätaufklärung verpflichteten Weg“ vertreten (S. 99f).

So unterschiedliche Romane wie Sophie Mereaus *Das Blütenalter der Empfindung* von 1794, Therese Hubers *Die Familie Seldorf* von 1795/96 und Caroline de la Motte Fouqués *Magie der Natur* aus dem Jahr 1812 bezeichnet Vahsen als Texte, die „Revolution schreiben“ (S. 102-153). Während bei Mereau, in deren Text die Französische Revolution nur schematisch als Ereignis auftauche, das Revolutionäre in dem beide Geschlechter umfassenden „selbstbestimmten Subjektentwurf, der sich nur jenseits gesellschaftlicher Zwänge entfalten kann“ (S. 113) läge, liest Vahsen Hubers Roman als „Familienroman vor revolutionärem Hintergrund“, der – vom Motiv der verführten Unschuld ausgehend – anhand der weiblichen Hauptfigur Sara die „sich stufenweise entwickelnde Herauslösung aus gesellschaftlichen Rollenvorgaben“ (S. 117) darstelle. Dabei diene die Verknüpfung von politischer Argumentation und Geschlechterfrage der Kritik an den „patriarchalen Gewaltstrukturen des bürgerlichen Gesellschaftsmodells“ (S. 131). Warum Vahsen Fouqués *Magie der Natur* als Beispiel für „Revolution schreiben“ vorstellt, erscheint nicht ganz nachvollziehbar, arbeitet ihre Interpretation doch materialreich heraus, wie Fouqué in ihrem „restaurativen Entwurf“ (S. 153) „das autonome Streben der

Menschen nach einer Ablösung der natürlichen Ordnung“ verurteilt und „auf die Diskussion und Darstellung eines weiblichen Subjekts zugunsten eines normativen Geschlechtsideals“ verzichtet (S. 149).

In einem letzten Großkapitel untersucht Vahsen zwei „Gegenentwürfe: Utopien im Exil“ (S. 154-189): In Sophie von La Roches *Erscheinungen am See Oneida* aus dem Jahr 1798 ist der Handlungsschwerpunkt ebenso nach Nordamerika verlagert wie in Henriette Frölichs *Virginia oder die Kolonie von Kentucky*; beide Autorinnen gestalten, so Vahsen, „in der Auseinandersetzung mit der europäischen Politik und Gesellschaft fiktive Gegenmodelle“ (S. 155). Während La Roche in ihrem dreibändigen Emigrationsroman „das idyllische Bild einer bürgerlichen, reformkonservativen Kolonie“ zeichne, das – am europäischen Standard orientiert – „das Besitzrecht mit traditionellen Strukturaspekten der Ständegesellschaft, der bürgerlichen Ethik und den personifizierten positiven Eigenschaften der verschiedenen europäischen Nationen zu einer schematisch vorgeführten Moralrevolution auf persönlicher Ebene“ verbinde, gestalte Frölich in ihrem zweibändigen Text „den Weg einer fiktiven Suche nach grundsätzlich anderen Alternativen auf gesellschaftlich-politischer Ebene“ (S. 166f). Frölichs Roman liest Vahsen als „frühsozialistisches Experiment“ (S. 168), dessen Erzählperspektive im ersten Band „der subjektive Blick einer überzeugten Republikanerin und Demokratin auf ihr Heimatland“ (S. 172) sei. Im zweiten Teil gründet die Titelheldin und Ich-Erzählerin dann eine Kolonie, wobei das „Ideal eines egalitären Staatsmodells“ die Grundlage für den „Neuanfang in Amerika“ biete (S. 179). Die „ungewöhnliche Charakterzeichnung und die positive Ausführung der weiblichen Figur als selbstbestimmtes Subjekt, das seine politische Funktion als gesellschaftliches Subjekt wahrnehmen kann“, gehöre, so Vahsen, zu Frölichs Versuch, eine egalitäre Demokratie zu gestalten, wobei sie „jedoch in der partiellen Akzeptanz patriarchaler Strukturen“ verharre (S. 188).

Vahsen verdeutlicht in ihrer Studie anschaulich und reich an Belegstellen, wie unterschiedlich deutsche zeitgenössische Romanautorinnen die Französische Revolution aufnehmen und bewerten. Während La Roche und Wallenrodt das soziale Verhältnis innerhalb der bejahten Ständegesellschaft in den Mittelpunkt rücken, gelingt es Mereau und Huber – im Kontext des zeitgenössischen Weiblichkeitsdiskurses irritierende – weibliche Individuen, weibliche Personen mit Subjekt-Status zu zeichnen. Fouqué dagegen findet gerade in ihrer politisch konservativ-restaurativen Haltung die Möglichkeit zu autonomer Subjektivität, während Frölich ihre revolutionäre Heldin mit ihrem Begehren nach öffentlichen Taten an die Grenzen des bürgerlichen Weiblichkeitskonzeptes stoßen läßt. Zeugen sämtliche der vorgestellten Texte von der „Politisierung des Frauenromans um 1800“ (S. 191), machen sie gleichzeitig deutlich, dass eine einheitliche *weibliche Perspektive*, ein Blick von Frauen *als* Frauen auf die zeitgeschichtliche Situation keineswegs existiert.

***

Sigrun Schmid geht in ihrer umfangreichen Hamburger Dissertation von der sozialgeschichtlichen Situation bürgerlicher Schriftstellerinnen um 1800 aus, um „Entwicklungsaspekte bürgerlicher Frauenliteratur“ nachzuzeichnen (S. 9-21). Die mehrdeutigen und diskriminierenden Implikationen des Begriffs ‚Frauenliteratur‘ kritisch reflektierend, gibt Schmid eine Definition für ihre Verwendung der Termini „Frauenroman“ und „Frauenliteratur“ als „von Frauen verfasste[] Romane[]“. Das gleiche gilt für die Bezeichnung ‚Frauen-‘ bzw. ‚Männerliteratur‘: Sie gibt Auskunft über das Geschlecht der Autorinnen bzw. Autoren“ (S. 31). Schmid setzt in ihrer Untersuchung demnach am Autorinnengeschlecht an und sieht in ihrer Arbeit dementsprechend einen Beitrag zur „Frauenliteraturforschung“ (S. 43). Für ihre literaturwissenschaftliche Studie hat Schmid von insgesamt sechs Autorinnen der Goethezeit jeweils einen Roman exemplarisch ausgewählt: Sophie von La Roches *Fräulein von Sternheim* (1771), Therese Hubers *Die Familie Seldorf* (1795/96), Friederike Helene Ungers *Bekenntnisse einer schönen Seele. Von ihr selbst geschrieben* (1806), Caroline Auguste Fischers *Margarethe* (1812), Johanna Schopenhauers *Gabriele* (1819/20) und Sophie Bernhardis *Evremont* (1836). Dass ein zwischen 1771 und 1836 veröffentlichtes literarisches Textkorpus als Untersuchungsgegenstand ausgewählt wurde, ergibt sich in Bezug auf das erste Datum „zufällig, aufgrund des Erscheinens des ersten Frauenromans“ und in Bezug auf den zuletzt erschienen Text aus der Politisierung der Frauenliteratur und dem „neue[n], Selbst-Bewusstsein der Frauen“, die vor dem Hintergrund der Demokratisierungsbewegung seit den 1830er Jahren entstehen (S. 31f).

Die Arbeit gliedert sich thematisch in drei Teile. Der erste und größte Teil bietet die „inhaltliche und formale Präsentation der Romane“ (S. 45-186). In sechs Unterkapiteln werden die Beispieltexte nach der Chronologie ihres Erscheinens vorgestellt, wobei drei Aspekte im Zentrum des Interesses stehen: Erstens werden die Romane im Verhältnis zu den zeitgenössischen „herrschenden Weiblichkeitsbildern“ betrachtet. Zweitens wird untersucht, welche „gesellschaftsbezogenen Positionen“ in den Romanen vertreten werden, und drittens wird nach „spezifischen, in den Frauenromanen der Zeit immer wiederkehrenden Thematiken und Audrucksformen“ gefragt (S. 21). An der chronologischen Vorstellung der Frauenromane aus der Goethezeit fällt dabei eines besonders auf: Während die beiden frühen Texten des ausgehenden 18. Jahrhunderts, *Die Geschichte des Fräulein von Sternheim* und *Die Familie Seldorf*, vor allem die Frage nach der Möglichkeit zu aktivem weiblichem Handeln aufwerfen, also eher auf die außerliterarische, gesellschaftliche Situation der Frau rekurrieren, erscheinen die nach der Jahrhundertwende publizierten Texte zunehmend selbstreflexiv. Die Texte von Unger, Fischer, Schopenhauer und Bernhardi

kreisen – wie Schmid anschaulich belegt – um die Aspekte „weibliche Poetik“ (S. 114ff), „authentische weibliche Kunst“ (S. 131ff), „Kunstprogrammatik“ (S. 160ff) und das „Kunstvermögen der Frau“ (S. 180ff).

Der zweite große Teil der Arbeit untersucht zwei dominante Themen der Frauenliteratur hinsichtlich ihrer Funktion und Bedeutung. Beim ersten Themenfeld handelt es sich um den Bereich Bildung, Erziehung, Entwicklung (S. 187-219). Bildung erhalte – so Schmid – in den Romanen eine zentrale Bedeutung, indem sie „auf der inhaltlichen Ebene thematisiert und problematisiert“ werde und gleichzeitig „als Bildungs- resp. Entwicklungsweg der Protagonistin die Romane“ strukturiere (S. 187). Dabei sei der Ausgangspunkt der von Schmid „vorgelegten Interpretation ... der Bildungsbegriff des 18. Jahrhunderts, dessen Wandlungen in den Romanen nachgezeichnet werden sollen“ (S. 193). Schmid kritisiert die männlich besetzte Geschichte und Theorie der Gattung ‚Bildungsroman‘ und arbeitet anhand der Romane sowie zeitgenössischen pädagogischen Schriften heraus, wie die Bedeutung einer „allseitigen“ weiblichen Bildung im Verlauf der Goethezeit abnimmt und sich auf die Ausrichtung auf die weibliche Rolle im häuslichen Raum verengt. Das andere in den Interpretationen bearbeitete Themenfeld betrifft Krankheit und Tod (S. 221-249). In sämtlichen der sechs untersuchten Romane spielen Krankheit und Tod eine wichtige Rolle, wobei Schmid zufolge „eine medizinische Diagnose gar nicht intendiert ist, und stattdessen die Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt werden soll“ (S. 221). Schmid liest die Krankheitssymptome der fiktionalen Patientinnen metaphorisch und kommt zu dem Ergebnis: „Krankheit dient der Darstellung moralischer Konflikte“ (S. 246). Um dabei gleichzeitig in den Blick zu bekommen, wie sich die Fiktion zum medizinisch-biologischen Diskurs der Zeit verhält, stellt Schmid die literarisch-bildliche Gestaltung des Themas Krankheit in den Kontext zeitgenössischer medizinischer Schriften.

Einen Perspektivwechsel nimmt der dritte und letzte große Teil der Arbeit vor. Er beschäftigt sich nicht mehr mit bestimmten Aspekten und Themen innerhalb der Fiktion, sondern versucht, das Selbstverständnis der Autorinnen und ihr Verhältnis zu ihrem Schreiben im Kontext des auf sämtlichen Ebenen männlich dominierten Literaturbetriebs der Zeit zu rekonstruieren. Dafür untersucht Schmid die zeittypischen Vorreden der Romane und nicht-literarisches Material wie Zeitschriftenbeiträge und Briefe der Romanschreiberinnen (S. 251-324).

Abschließende „Überlegungen zu einer weiblichen Literaturgeschichte resp. Literaturtradition“ (S. 325-328) stehen anstelle einer Zusammenfassung. Vor dem Hintergrund, dass im 16. und 17. Jahrhundert für Autorinnen andere Produktions- und Rezeptionsbedingungen geherrscht hätten als im 18. und 19. Jahrhundert, ist Schmid zufolge „die Frage nach einer spezifischen weiblichen Ästhetik stets unter konkreter Bezugnahme auf die literarischen Produkte einer bestimmten Zeit zu prüfen“ (S. 327). Wohl bedeute – so Schmid – die

„Kongruenz in der Thematik nicht zwingend eine Identität in Bedeutung, Funktion und im Präsentationsmodus“ (S. 327). Aber gerade diese Ambivalenz der untersuchten von Frauen geschriebenen Romane der Tradition gegenüber, und zur Goethezeit sei das Goethes und Schillers Definition von ‚Klassizität‘ gewesen, bedeute das im Titel angezeigte Entkommen aus der ‚selbstverschuldeten Unmündigkeit‘ durch die bürgerliche Frauenliteratur. Gleichwohl die zeitgenössischen Konzepte von Autor und Werk weibliche Autorschaft diskursiv ausschließen, wären die schriftstellernden Frauen „als Autorinnen vor ein Publikum“ (S. 328. Hervorh. i. O.) getreten. Und deshalb liefere gerade die bürgerliche Gesellschaft die „literarhistorische[] Konstellation“, in der eine „Tradition weiblicher Literatur“ entstehe (S. 328). Ihre sorgfältig herausgearbeiteten Thesen begründet Schmid in ihrer dichten und materialreichen Studie unter anderem durch den Rückgriff auf briefliche Äußerungen der Autorinnen.

Anne Lehnert

New York, Melbourne, Auschwitz – Romane, Gedichte und Skizzen von Lily Brett

Zu viele Männer, Roman, Wien/Frankfurt/M. 2001 (Deuticke, 655 S., 24,50 €).
Auschwitz Poems, Wien/Frankfurt/M. 2001 (Deuticke, 150 S., 16,90 €).
New York, Wien/München 2000 (Deuticke, 160 S., ca. 14,90 €).
Einfach so, Roman, Frankfurt/M. 2001 (Suhrkamp, 446 S., 9,90 €).
Zu sehen, Frankfurt/M. 2000 (Suhrkamp, 331 S., 9,90 €).

Lily Brett ist längst kein Geheimtipp mehr, sondern hat sich auch bei uns eine Fangemeinde erschrieben. Im letzten Jahr erschienen auf Deutsch ihr erstes Buch, der Gedichtband *Auschwitz Poems*, und ihr neuer Roman *Zu viele Männer*.‘

Bekannt wurde die in New York lebende, von polnischen Juden abstammende australische Schriftstellerin in Deutschland durch ihre Kolumnen, die ab 1993 allwöchentlich in der *Zeit* erschienen und inzwischen im Sammelband *New York* auch als Buch vorliegen. In diesen Momentaufnahmen klingen alle Themen an, die auch Bretts Romane ausmachen: die Freude an den Annehmlichkeiten und Absurditäten des Großstadtlebens, das Heimweh nach Australien, wo sie aufgewachsen ist, die Ehe mit dem Künstler David Rankin und das Zusammenleben mit ihren drei Kindern, die Ghetto- und KZ-Vergangenheit ihrer Eltern samt dem Essproblem, mit dem sie darauf reagierte, das herzliche und komplizierte Verhältnis zum liebenswert dickköpfigen alten Vater und nicht zuletzt die Psychoanalyse, mittels derer sie sich mit all dem auseinandersetzt.

Das Schreiben ist für Lily Brett eine Möglichkeit, den Dingen eine Ordnung zu geben – und der Welt, die oft sinnlos erscheint, einen Sinn. Vor dem Hintergrund der KZ-Vergangenheit und der Sprachlosigkeit ihrer Eltern erklärt Brett, warum ihr das Schreiben so viel bedeutet: Es erlaube ihr, Erklärungen zu liefern und Ängste zu mildern, indem sie lose Enden zusammenfüge und so die Zufallselemente im Zaum halte, die das Leben ihrer Eltern zerstört haben.

Ihr einzigartiger Humor verbindet Lily Bretts Texte, die sich auf den ersten Blick mit völlig unterschiedlichen Themen befassen. Gleich ob sie von ihrer Abneigung gegenüber dem inflationären Grün und der unerträglichen Stille ländlicher Abgeschiedenheit berichtet oder die ängstliche Besorgtheit ihrer Mitmenschen über Bazillen und Ansteckungsgefahren belächelt – immer bezieht Brett sich selbst in die schonungslose Betrachtung ihrer Umgebung mit ein. Ihr Blick ist daher bei aller kritischen Klarheit nicht fremd und distanziert, sondern engagiert und warmherzig. Wie Lily Brett über ihre verzweifelte Suche nach fettfreiem Joghurt in deutschen Supermärkten oder ihre auch nicht wesentlich erfolgreicheren Ehestiftungen schreibt, reizt zunächst zum Schmunzeln. Darüber hinaus halten ihre witzigen Betrachtungen dazu an, die Welt in ihren kleinen und größeren Irritationen und Schönheiten zu sehen.

Durch den starken autobiografischen Bezug und die rückhaltlose Offenheit ihres Schreibens wirken die Skizzen und die in *Zu sehen* versammelten ausführlicheren autobiografischen Texte intim, ohne peinlich oder aufdringlich zu sein. „Intimität ist meine Spezialität," sagt Lily Brett selbst. Durch die Intimität ihres Schreibens wolle sie zeigen, dass wir, gleich wie unterschiedlich wir zu sein scheinen und in welch unterschiedlichen Welten wir leben, im Grunde alle die gleichen Ängste und Hemmungen haben – und einen Sinn für Humor, der uns rettet.

Die Beschädigungen und Konflikte einer Auschwitz-Überlebenden der zweiten Generation sind das Thema, mit dem sich bereits Lily Bretts erstes Buch, der Lyrikband *Auschwitz Poems* auseinandersetzte, und dem Lily Brett letztlich in all ihren Texten treu geblieben ist. Der Gedichtband mit Illustrationen ihres Mannes wurde erstmals 1986 veröffentlicht. Lily Brett erspürt Bilder und Erlebnisse aus Auschwitz, die sie nie selbst gesehen hat und die ihr keiner explizit erzählt hat – und schildert sie ähnlich wie ihren New Yorker Alltag: präzise, klar, schonungslos. In sparsamen, konzentrierten Sätzen beschreibt sie das Grauen des Konzentrationslagers und wird zur Chronistin der Ereignisse, die ihre Eltern nicht aussprechen konnten. Dabei handeln die Gedichte nicht von Schuld, sondern bilden schlicht das prekäre Leben und das allgegenwärtige Leiden und Sterben ab. Sie zeigen die Schrecken des Vernichtungslagers ebenso wie das Ringen um Menschlichkeit und persönliche Würde.

Auch *Zu viele Männer*, der neueste Roman von Lily Brett, befasst sich mit Auschwitz und seinen Folgen. Wie schon in Bretts Romanerstling *Einfach so* steht eine Tochter von Holocaust-Überlebenden im Mittelpunkt. Ruth, eine erfolgreiche New Yorker Geschäftsfrau, reist mit ihrem Vater nach Polen, um besser zu verstehen, was ihre Eltern erlebt haben. Die ausgesprochene Abneigung der Hauptfigur gegenüber Polen hat Brett den Vorwurf eingebracht, das Juden-Stereotyp auf die Polen zu übertragen und Feindschaft zu konservieren (Andreas Nentwich in *Die Zeit* 17/2001). Auf Kritik stieß auch die mangelnde Souveränitat des Romans: Lily Brett schaffe es hier nicht wie sonst, den richtigen Ton zu treffen und das Tragische mit dem Alltäglichen zu mischen (Volker Hage in *Der Spiegel* 4/2001). Die Kritik ist berechtigt. Zwar finden sich auch in *Zu viele Männer* immer wieder Situationskomik und humorvolle Betrachtungen, doch überwiegt der ernste und auch anklagende Ton. Die mangelnde Distanz zum Thema und das Fehlen der von Lily Brett gewohnten Leichtigkeit sind dem direkten Kontakt zum Holocaust geschuldet, unter dessen Eindruck Brett der rettende Humor offensichtlich schwer fällt. Der Roman mag daher nicht Lily Bretts bestes Buch sein – eine lohnenswerte Auseinandersetzung mit der Spurensuche einer Tochter von Auschwitz-Überlebenden war seine Lektüre für mich trotzdem.

Anne Lehnert

Ein Lächeln, das allen gilt: Bücher über Buchhändlerinnen

Uta Glaubitz: Jobs für Bücherwürmer und Leseratten. Machen Sie Ihre Leidenschaft zum Beruf, Frankfurt/M. 2001 (Campus Verlag, 184 S.,15,90 €).

Bärbel Wegner (Hrsg.): Die Freundinnen der Bücher. Buchhändlerinnen, Königstein/Ts. 2001 (Ulrike Helmer Verlag , 224 S., 15,00 €).

Um Frauen, die ihre Leidenschaft für Bücher zum Beruf machen, geht es in dem von Bärbel Wegner herausgegebenen Sammelband *Die Freundinnen der Bücher* und auf andere Weise auch im Ratgeber *Jobs für Bücherwürmer und Leseratten* von Uta Glaubitz. Unterschiedlich sind die Aspekte, unter denen diese Frauen (bei Glaubitz auch Männer) in den Blick genommen werden: Uta Glaubitz gibt praktische Hilfestellung dabei, einen Beruf im Berufsfeld Bücher zu finden; der Sammelband über Buchhändlerinnen stellt eine Berufsgruppe vor, und dabei ausdrücklich die in der Mehrzahl vertretenen Frauen.

Der Ratgeber *Jobs für Bücherwürmer und Leseratten* basiert auf der von Glaubitz entwickelten Methode zum Finden des eigenen Traumjobs, die sie auch in Seminaren und Vorträgen vermittelt. Im letzten Teil des Buches werden die LeserInnen in Form eines Workshops dazu angeleitet, die eigenen Wünsche ernst zu nehmen und so genau die Tätigkeit zu finden, bei der sie mit ganzem Herzen dabei sind. In diesem Fall bezieht Glaubitz ihren Ansatz auf den Wunsch, beruflich in irgendeiner Weise mit Büchern zu tun zu haben. Unter den Rubriken *Die Autoren, Jobs im Verlag, Um die Verlage und um die Autoren herum, Die Medien, Bücher drucken und verkaufen* finden sich Reportagen über Berufe rund ums Buch: bekannte Berufsbilder wie DrehbuchautorIn, LektorIn oder eben BuchhändlerIn, aber auch unkonventionelle wie KochbuchredakteurIn, BuchbestsellerermittlerIn oder LiteraturfestivalVeranstalterIn.

Nicht ganz systematisch, sondern etwas willkürlich sind leider die jeweiligen Tipps und Adressen. Doch liegt das Plus des Buches weniger darin, ein umfassendes Kompendium über Bücherberufe an die Hand zu geben. Glaubitz vermittelt keine lückenlosen Informationen, sondern regt dazu an, bei der Berufsfindung neue Wege zu gehen. Ihr Buch kann dabei als eine Art Ideenpool und Katalysator dienen und zu eigenen Forschungen und Erkundungen anregen.

Bärbel Wegners Buch *Die Freundinnen der Bücher* ist eine Liebeserklärung an Buchhandlungen und an die Frauen, die darin arbeiten. Der Titel ist einem Artikel von Adrienne Monnier entliehen. Deren *Maison des Amis des Livres* am linken Seineufer war im Paris der 1920er-Jahre ebenso legendär wie die gegenüberliegende Buchhandlung *Shakespeare and Company* ihrer amerikanischen Freundin Sylvia Beach. Porträtiert werden neben diesen Pionierinnen des Buchhandels weitere berühmte Buchhändlerinnen wie Inge Feltrinelli, die Gründerin der größten italienischen Buchhandelskette, Marga Schoeller, die Gründerin der gleichnamigen Bücherstube in Berlin, die rege Frankfurter Buchhändlerin Melusine Huss oder Julie Gastl, die sich in Tübingen für den Philosophen Ernst Bloch engagierte.

Aber auch unbekanntere Buchhändlerinnen werden vorgestellt: Ebba Bär, die in einer Münchner Hugendubel-Filiale auch nach vierzig Berufsjahren und trotz der undankbaren Entlohnung noch begeistert liest, einkauft und berät, Sigrid Kaufmann, deren Buchhandlung im Neubaugebiet Rostock-Schmarl Anlaufstelle für Schüler, ältere Leute und eine junge Krimiautorin ist, oder Sybille Brüggemann, die nach 15 Jahren Tätigkeit im Buchhandel Soziologie studierte, dann als EDV-Tainerin arbeitete und mit 45 schließlich ihren eigenen Frauenbuchladen aufmachte.

Neben solchen Porträts, die den Hauptteil des Buches ausmachen, hat die Herausgeberin die Spur der ersten Frauen in diesem Berufsfeld aufgenommen: Bereits um 1250 finden sich Hinweise auf Buchhändlerinnen, doch blieb diese

Tätigkeit bis ins 19. Jahrhundert hinein vor allem Buchhändlersgattinen und -witwen vorbehalten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts nahm die Zahl der Frauen im Buchhandel – trotz teils heftiger Ablehnung seitens der männlichen Kollegen – stetig zu: Um 1930 betrug ihr Anteil an den Lehrlingen bereits fast 50%, heute sind 83% der Auszubildenden weiblich.

Aufsätze über Buchhändlerinnen im Film und als Romanheldinnen runden die Porträts und historischen Darstellungen ab. Zudem melden sich die Buchhändlerinnen selbst zu Wort: in Form einer Liebeserklärung an die KundInnen, eines Klagelieds aus dem Weihnachtsgeschäft oder eines flammenden Plädoyers für den Traum von der Buchhandlung als Ort der Begegnung.

Gemeinsam ist den porträtierten Buchhändlerinnen wie auch den Autorinnen die Liebe zur Sache, das rege Interesse nicht nur an den Büchern selbst, sondern an ihrer Vermittlung und Verbreitung, dem Austausch also über Bücher mit anderen Menschen.

Erstaunlich aktuell sind schließlich die schlichten Texte Adrienne Monniers aus dem Alltag einer Buchhändlerin: Witzig und weise beschreibt sie die wenigen glanzvollen Momente, das Gespräch mit AutorInnen und interessierten LeserInnen, aber auch die Sorge um die Finanzen, die Platzprobleme durch die Flut von Neuerscheinungen und den inneren Kampf bei der Auseinandersetzung mit mürrischen oder banalen KundInnen. Doch auch ihnen begegnet Adrienne Monnier stets mit einem freundlichen Lächeln, denn: „Der Geist der Bücher ist ein Lächeln, das allen gilt.“

Ruth Brand

Mutterland nach dem Holocaust – Eine Tochter fordert die Erinnerung zurück

Fern Schumer Chapman: Mutterland ... nach dem Holocaust. Eine Tochter fordert die Erinnerung zurück. Aus dem Amerikanischen von Dörte Eliass, Rüsselsheim 2002 (Christel Göttert Verlag, 240 S., 22,50 €).

Im Alter von 12 Jahren ist der Jüdin Edith Westerfeld 1938 in letzter Minute die Flucht aus einer hessischen Kleinstadt in die USA gelungen. Für ihre Eltern hingegen war es zu spät: Sie kamen in den deutschen Vernichtungslagern um, weil sie die Großmutter nicht zurücklassen wollten. Die Erinnerung an ihre ausgelöschte Kindheit trug Edith stets in sich verschlossen, als sie bei ihrem Onkel als eher geduldete denn geliebte Verwandte aufwuchs. Ihrer eigenen Familie konnte sie später nie mitteilen was geschehen war. Entwurzelt, nicht amerikanisch, nicht deutsch, blieb sie ein Mensch ohne Traditionen. Auch ihrer Tochter – einer Generation später – fehlen die Traditionen: Kinderlieder, alte

Rezepte, Bräuche. Denn alles Deutsche hatte ihre Mutter stets abgelehnt, das Amerikanische aber auch nie annehmen können.

Die Tochter nimmt diese Verlorenheit ihre Kindheit hindurch schmerzlich wahr:

> „So sehr sie sich auch bemühte, ihr früheres Leben zu vergessen, das ‚Vorher' abzulegen, so warf es doch seine Schatten in die Gegenwart. Meine Mutter verhielt sich wie eine Amputierte, die noch immer ihre Zehen fühlt. Auch wenn sie sich selbst zu jemandem anderen machte, verrieten sie Kleinigkeiten. So erinnere ich mich gut, wie sie sich über ihr Scheckbuch beugte und leise in einer fremden Sprache vor sich hin rechnete – auf Deutsch: sechs plus acht ist vierzehn."

Erst nach 50 Jahren wagt Edith mit ihrer Tochter den Blick zurück in die Vergangenheit und fliegt nach Deutschland. Es wird nicht nur eine Reise in die Kindheit, sondern auch eine in die verschüttete, verdrängte Erinnerung: Edith erlebt Vergangenheit und Scham alter Bekannter und Klassenkameraden, die ihre Familie einst im Stich ließen, wegschauten oder auch mitmachten als das Haus der Familie geplündert wurde. Das Elternhaus hat einen neuen Besitzer, der nicht gewusst haben will, wie sein Vater zu dem Haus gelangte. Doch die Reise zeigt den Amerikanerinnen auch das Schicksal Deutschlands nach dem Krieg: Das Elend der Nachkriegszeit, von dem die alten Klassenkameraden erzählen, die Kriegsversehrten, die Last der Vergangenheit, die bis in die Gegenwart das Selbstwertgefühl einer ganzen Nation vergiftet.

Edith trifft aber auch Gesichter von Menschen wieder, die bis zuletzt zu ihnen hielten und sich selbst in Gefahr begaben: Mina, die wie eine Schwester im Hause der Westerfelds aufwuchs und die Famlie bis zuletzt im Konzentrationlager besuchte, erweckt die alten Erinnerungen zu neuem Leben. Sie hat noch die alten Lieblingsspiele der Mädchen im Kopf, Ediths Kosenamen „Tiddy", das selbstgegrabene Planschbecken im Hof, als Juden im Strandbad am Rheinufer nicht mehr erwünscht waren.

Doch Mina schaffte auch nie, die Vergangenheit ein Stück hinter sich zu lassen und einen Neuanfang zu machen. Stattdessen lebt sie in der Vergangenheit in einem abgelegenen Häuschen, ohne sich von ihrem Sohn zum Schritt in die Gegenwart bewegen zu lassen. Durch sie erkennen Edith und ihre Tochter, dass man auch loslassen muss und bereit sein, das Alte ruhen zu lassen – dem ungesühnten Unrecht zum Trotz. Auf ihrer Reise findet Edith so einen Weg, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen und sogar zu versöhnen.

Die Reise bringt aber nicht nur eine Aussöhnung mit der dunklen Vergangenheit, auch die beiden Frauen finden einen neuen Weg zueinander. Fern Schumer Chapman hat die besondere Bedeutung der Mutter-Tochter-Beziehung

einfühlsam beschrieben: „So lange ich zurückdenken kann, hatte vor der Reise der Schmerz meine Mutter verzehrt, sie hatte nichts vergessen und konnte ohne dieses Vergessen die Vergangenheit nicht loslassen. Meine ganze Kindheit über hat sie mit diesem so belastenden und ablenkenden Schmerz gekämpft, dass die schönsten Momente ihres Lebens als Mutter verdunkelt wurden."

Neben Lilly Brett ist Schumer Chapman eine weitere jüdische Autorin aus den USA, die sich mit den Erfahrungen der Töchter-Generation der Holocaust-Überlebenden auseinander setzt. Dennoch kaum zu vergleichen: Lilly Brett entwirft in *Einfach so* ein Panorama verschiedener Personen, die alle ganz Verschiedenes erlebten und erleben mit ihrem Jüdischsein, aber ganz in der Gegenwart angekommen sind. Fern Schumer Chapman hingegen blickt gezielt auf eine Person – ihre Mutter – und deren Suche nach der eigenen Vergangenheit. So wird der Leser ganz vertraut mit dem Ringen mit der eigenen Geschichte, das nicht nur das ganze Leben in Beschlag nehmen kann, sondern auch bei der Nachfolgegeneration Spuren hinterlassen hat. Erst von ihrer Enkelin wird Edith emotional erreicht, erst jetzt hat sie die innere Freiheit dazu erlangt.

Fern Schumer Chapman ist ein poetisches, tief berührendes Buch über das Lernen aus der Vergangenheit, aber auch über das Verzeihen und Loslassen gelungen. Mit ihrem sensiblen und einfühlsamen Stil prangert sie das Unrecht an, das das Leben zweier Generationen geprägt hat. Dennoch gelingt es ihr, nicht einfach mit dem Finger auf die zu zeigen, die während der schlimmsten Verfolgung nicht den Mut hatten, ihren Mitmenschen zu helfen, sondern wegsahen und mit ihrer Feigheit leben mussten.

Ankündigungen

Geschlechtergerechtigkeit im Bildungswesen

Gretel und Hänsel – Leitfaden zu einer geschlechtergerechten Schule, so heisst die kleine Broschüre, die der *Frauenrat* Baselland nun bereits in der dritten Auflage herausgibt. Die Nachfragen kommen mittlerweile aus der ganzen Schweiz und auch aus Deutschland. Ein weiterer Sachverhalt begünstigt die dritte Auflage dieses Leitfadens: Das neue Bildungsgesetz im Kanton Baselland enthält einen Passus, der besagt, dass Schulen und Behörden die Grundsätze der geschlechterdifferenzierten Pädagogik beachten sollen. Das Thema ‚geschlechtergerechte Pädagogik' ist hoch aktuell und wird in Zukunft noch breitere Kreise als bisher beschäftigen, weil erkannt ist, dass es nicht als Modeströmung abzuwerten ist. Gleichstellung der Geschlechter und Geschlechtergerechtigkeit sind Querschnittsaufgaben in allen gesellschaftlichen Belangen. Gender Mainstreaming ist angesagt.

Im Bereich der Bildung und Erziehung gehört Koedukation zu den Dauerthemen. In den letzten Jahren hat ein Perspektivenwechsel stattgefunden, nämlich weg von einer Benachteiligung der Mädchen hin auf ihre Stärken. Diese zeigen sich beispielsweise im sozialen Verhalten und in den Bereichen Gesundheit und Lernen. Mit diesem Blick auf die Stärken der Mädchen ist denn auch das Dilemma der Knaben deutlich geworden. Denn trotz aller Aufmerksamkeit, die sie erhalten, trotz der Fülle von starken Identifikationsangeboten, in Spielmaterialien, Bilderbüchern, Medien, Brauchtum, Sprache usw., fällt es ihnen schwerer als den Mädchen, schulischen Erfolg zu erzielen, langfristig einen gesunden Lebenswandel zu führen und tragfähige Freundschaften zu pflegen.

Es sollte zu denken geben, dass die Klientel der Schulpsychologischen Dienste zu 80 Prozent aus Knaben besteht, dass ein ebenso großer Prozentsatz in den Kleinklassen zu finden ist, und dass mehr Knaben als Mädchen eine Klasse repetieren müssen. Statistiken aus der Kriminalistik und aus dem Gesundheitswesen zeichnen vom männlichen Lebenswandel ein erschreckendes Bild.

Es ist nicht mehr zu übersehen: Die Knaben befinden sich in Kindergarten, Schule und Gesellschaft in einem geschlechterkulturellen Dilemma, das nicht zu unterschätzen ist. Die Gleichstellungsbeauftragte von Basel-Stadt, Ingrid Rusterholtz, beschreibt dieses Dilemma folgendermaßen: „Die Buben leiden am Gleichen, was sie ‚erhöht': an ihren **Bildern** von Männlichkeit, an ihren **Bildern** von Männerrollen. Nicht zu verwechseln mit Männlichkeit."

Geschlechterbewusste Pädagogik schärft den Blick für diese Männlichkeitsbilder. Sie sensibilisiert für die beiden unterschiedlichen Geschlechterkulturen im Kindergarten, in den Klassenzimmern und auf dem Schulhof. Bei

einer geschlechterbewussten Pädagogik geht es um mehr als um die Gleichberechtigung der beiden Kulturen. Es geht auch und vor allem um die Suche nach einer neuen Erziehungskultur, der es gelingt, mit einem unserer brennendsten Probleme im Alltag des Kindergartens und der Schule besser umzugehen: Gewalt. Geschlechterbewusste Pädagogik führt zu einer geschlechtergerechten Pädagogik. Sie will den beiden Geschlechterkulturen gerecht werden, vor allem ihren Stärken und Defiziten.

Geschlechtergerechte Pädagogik, die im Kindergarten ansetzt und sich in der Schule fortsetzt, scheut sich nicht, Jugendgewalt als Jungengewalt zu bezeichnen und Gesundheitserziehung geschlechterdifferenziert anzugehen. Erst solche Differenzierungen ermöglichen die Frage: Was lernen Knaben eigentlich im Kindergarten und an unseren Schulen? Welche Bilder von Männlichkeit vermitteln wir ihnen? Wie werden diese Bilder den Bedürfnissen von Knaben gerecht? Welche Rolle spielt Gewalt in diesen Bildern und als Folge von diesen Bildern?

Diese Fragen anzugehen bedeutet, zu beobachten und zu analysieren, was bisher unreflektiert als Normalität empfunden und gelehrt wird. Ein heimlicher Lehrplan vermittelt unseren Kindern ein Männlichkeitsbild, das in allen Bereichen der Öffentlichkeit dominiert, das Dominanz signalisiert.

Die Auseinandersetzung mit der Koedukationsproblematik muss heute als die umfassendste Präventionsarbeit in Bezug auf Gewalt und auf Gesundheit gesehen werden. „Auf die kürzeste Formel gebracht, ist die Gewaltfrage eine Frage der Geschlechterhierarchie?“, schreibt Ingrid Rusterholtz. Und Gewaltabbau muss folglich mit der Demontage des Konzepts ‚Mann‘ einher gehen.

In der Form der kleinen bunten Broschüre *Gretel und Hänsel*, hat der Frauenrat Baselland für Lehrkräfte einen praktischen Leitfaden geschaffen, mit dem eine geschlechterbewusste Pädagogik Einzug halten kann in den Alltag der Erziehungspraxis. Er soll den Kindergärten und Schulen ein Instrument sein, mit dem sie überprüfen können, ob sie das Qualitätkriterium der Geschlechtergerechtigkeit erfüllen. Denn dass unser Bildungswesen noch weit entfernt ist von einer geschlechtergerechten Pädagogik, wurde bereits auf verschiedenen Ebenen erkannt.

Schulentwicklung kann in Zukunft die Geschlechterfrage weder umgehen noch als Spezialfrage behandeln. Der Leitfaden *Gretel und Hänsel* verlangt eine zentrale Auseinandersetzung mit den Geschlechterkulturen, die es in jedem Bildungsbereich wahrzunehmen und zu thematisieren gilt. Die Geschlechterfrage wird so zu einer kulturellen Frage in unserer eigenen Kultur und in der Begegnung mit anderen Kulturen.

Der Leitfaden ist erhältlich bei der *Fachstelle für Gleichstellung*,
Kreuzboden 1a, CH – 4410 Liestal, ffg@fkd.bl.ch, Preis: SFr. 5.-

Rückblick/Vorschau

Screening Gender

An vielen Universitäten sind Filmwissenschaften schon lange ein eigenständiger Fachbereich, oder zumindest eine eigene Abteilung, die dann meist im Bereich der (germanistischen) Literaturwissenschaften angesiedelt ist. In Freiburg sind (universitäre) Veranstaltungen zum Thema Film dagegen bisher noch Mangelware. Die Vortragsreihe Freiburger Frauenforschung macht es sich einmal mehr zur Aufgabe, Veranstaltungen zu einem in Freiburg noch wenig etablierten Forschungsbereich anzubieten. Die Themenstellung ‚Screening *Gender*' führt dabei zwei innovative Fachbereiche zusammen, eine Zusammenführung, die sich, wie die Reihe zeigen wird, ganz besonders anbietet. Geschlechterkonstruktionen, die im (Kino-)Film auf die Leinwand gebracht werden (*to screen*) sollen ‚gescreent', d.h. analysiert und durchleuchtet werden.

Gefragt wird des Weiteren, nach einem geschlechtstypischen, z.B. ‚weiblichen' Blick, nach einer Filmsprache, ‚jenseits von Hollywood', und auch das Thema *cross-dressing*, wird erneut aufgegriffen.

Geschlechtertausch spielt im Kino auch auf der Ebene der Zuschauenden eine wichtige Rolle: Durch Identifikation mit verschiedengeschlechtlichen Figuren wird ein *gender-hopping* ermöglicht – so führen es z.B. die amerikanischen Filmwissenschaftlerinnen Gaylyn Studlar und Inez Hedges aus – wodurch neue Erfahrungsräume eröffnet werden. Durch unsere Zusammenarbeit mit dem Kommunalen Kino und dem Lichtspielhaus Friedrichsbau können Sie diesen Erfahrungsraum ganz besonders genussvoll erkunden: Dort können Sie sich die besprochenen Filme in voller Länge anschauen (in den Vorträgen selbst werden Filmausschnitte gezeigt). Wir sehen diese Reihe in besonderer Weise als Anregung zur Diskussion, hoffen, dass auf diese Veranstaltung ähnliche folgen werden und wünschen Ihnen einen schönen Kino-Sommer.

Veranstaltungsreihe im Sommersemester 2001

Prof. Dr. Elisabeth Bronfen, Zürich
Anpassung oder Intervention.
Gedanken zu einer weiblichen Filmsprache der Erotik.
(Filme: *Baise-moi, Romance, American Psycho, Body Heat*)

Sven Brandenburg, Berlin
Brandon goes to Hollywood. Screening the Queer Unconscious.
(Filme: *Glen or Glenda, Boys don't cry*)

Dr. Marie-Luise Angerer, Köln
Das Leben der Maschinen –
Anmerkungen zu Kubricks *2001 – A Space Odyssee*.
(Film: *2001 – A Space Odyssee*)

Prof. Dr. Joachim Pfeiffer, Freiburg
Doppelte Fremde? Die Verbindung homosexueller und kultureller Fremdheit in Filmen der Gegenwart.
(Filme: *Lola und Bilidikid, Drôle de Félix, Oi! Warning, In & Out*)

Prof. Dr. Claudia Liebrand, Köln
Go east! Topographie und Ikonographie in Anthony Minghellas *The Talented Mr. Ripley*. (Film: *The Talented Mr. Ripley*)

PD Dr. Rita Morrien, Freiburg
Krise der Nation, Krise der Männlichkeit in Dominik Grafs Politthriller *Die Sieger.* (Film: *Die Sieger*)

PD Dr. Franziska Schößler und PD Dr. Ingeborg Villinger, Freiburg
Mutter Rom und Vater Staat – Staats- und Geschlechtermodelle in Ridley Scotts *Gladiator.* (Film: *Gladiator*)

Franziska Lange, M.A., Freiburg
Den Tod im Blick –
Heldinnen des Mainstream im Kino der Kathryn Bigelow.
(Film: *Blue Steel*)

Michael Flitner, Freiburg
***Liane, das Mädchen aus dem Urwald*. Über Sex und Ordnung in einem deutschen Filmhit der 1950er Jahre.**
(Film: *Liane, das Mädchen aus dem Urwald*)

Freiburger Frauenforschung

„Entfesselung des Imaginären" – zur neuen Debatte um Pornografie

Gemeinsame Veranstaltungsreihe des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) der Universität Freiburg, des DAI/Carl-Schurz-Haus, der Frauenbeauftragten der Philosophischen Fakultät III, des Büros der Frauenbeauftragten der Universität, des Frauenreferats des AStA, der Frauenbeauftragten der PH und des Studium Generale.

In Zusammenarbeit mit dem Kommunalen Kino im alten Wiehrebahnhof, dem AAK im E-Werk, der Buchhandlung Jos Fritz und tools & toys.

Mit dem Thema ‚Pornografie' greift die Reihe *Freiburger Frauenforschung* in diesem Semester ein nicht nur in feministischen und *gender*-bewegten Kreisen sehr kontrovers diskutiertes Thema auf. Die Uneinigkeit beginnt schon bei der Definition des Begriffs ‚Pornografie': Andrea Dworkin, Catherine McKinnon und Alice Schwarzer betrachten ‚Pornografie' als generell frauenverachtend und erniedrigend, womit sich die Frage nach einer ‚weiblichen' und insbesondere auch einer ‚feministischen Pornografie' natürlich von vornherein erübrigt. Andere feministische Theoretikerinnen, wie Drucilla Cornell, Elisabeth Bronfen und Claudia Gehrke, fassen ‚Pornografie' offener. Sie begeben sich auf die Suche nach einer ‚Pornografie' für Frauen und sehen die (auch öffentliche) Entwicklung ‚weiblicher' sexueller Phantasien als einen wichtigen Aspekt eines feministischen Emanzipationsprozesses an. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass sie deshalb jegliche Pornografie als unproblematisch betrachten würden. Verbote stellen für sie lediglich nicht den richtigen Weg für den Umgang mit diesem Produkt unserer Gesellschaft dar. Statt dessen setzen sie auf eine Unterwanderung des Genres, eine Neubesetzung und Aneignung des Begriffs. Und in der Tat scheinen selbstbestimmte Frauen, die sich in diesen bisher noch von Männern dominierten Bereich unserer Gesellschaft begeben, auf Männer sehr irritierend, ja sogar verstörend zu wirken.

In der Vortragsreihe soll das gesamte Spektrum der Pornografie analysiert und diskutiert werden. Es geht also sowohl um die sogenannten ‚Klassiker' bzw. die heutigen Mainstreampornos, als auch um unterschiedliche Versuche einer ‚anderen', vielleicht ‚besseren' Pornografie. Berücksichtigt werden ferner die (nicht nur typisch Jelineksche) ‚Antipornografie' und die ‚Postpornografie', die neuerdings im Autorenkino ausgemacht wurde. Im kulturellen Veranstaltungsteil, der Filme, eine Ausstellung, Lesungen und Performances umfasst,

soll gegenkulturellen, subversiven und spielerischen Ausdrucksweisen Raum geboten werden.

Veranstaltungsreihe im Wintersemester 2001/2002

Prof. Dr. Barbara Vinken, Hamburg
männlich/weiblich Pornografie als Politik/Pornografie als Perversion

Claudia Gehrke, Tübingen
Lust an Sich. Ein Streifzug durch die Geschichte erotischer Kulturen und Fantasien von Frauen

Dr. Veronika Rall, Berlin
Die neue Leibhaftigkeit. Zum Fall der Hüllen im Autorenkino

PD Dr. Franziska Schössler, Freiburg und Prof. Dr. Claudia Liebrand, Köln
Fragmente einer Sprache der Pornografie – Die ‚Klassiker' *Memoirs of a Woman of Pleasure (Fanny Hill)* und *Josefine Mutzenbacher*

Dr. Andreas Weber, Freiburg/Wien
Männliche Identitätsbildung in der Krise? Soziologische Überlegungen zur Geschlechterkonstruktion in der Mainstreampornografie

PD Dr. Lutz Ellrich, Freiburg
Wollust und Qual. De Sade, Apollinaire, Bataille – im Dreischritt der Übertretung

Marion Herz, München
„Lesbians sleep with men." – Die Aporien des Lesbenpornos

Prof. Dr. Nadine Strossen, New York
Defending Pornography

Dr. Silvia Henke, Basel
Unordnung der Geschlechter im Feld der Pornografie: Überlegungen zu Catherine Breillats Filmen

Prof. Dr. Drucilla Cornell, New Jersey und
Prof. Dr. Elisabeth Bronfen, Zürich
Roundtable-Gespräch: Pornography – the debate continues

Ulrich Wegenast, Stuttgart
„All you can eat." Gay artistic cinema – im Spannungsfeld zwischen Erotik und Pornografie

Antonia Ingelfinger, Freiburg
„Ich mag Männer nicht, aber ich bin sexuell auf sie angewiesen." Jelineks Gegenentwurf zu Batailles *Geschichte des Auges*.

Prof. Dr. Lothar Mikos, Berlin
‚Nummernrevuen' – Erotik, Sex und Pornografie in den Medien. Ein Feld sozialer Auseinandersetzung

Prof. Dr. Heide Schlüpmann, Frankfurt
„Projektionen der Sehnsucht". Die erotischen Anfänge der österreichischen Kinematografie
(Klavierbegleitung: Günter Buchwald)

PD Dr. Christiane Funken, Freiburg
Computerpornografie

Prof. Dr. Monika Frommel, Kiel
Das liberale Dilemma der Pornografiekontrolle

Prof. Dr. Linda Williams, Berkeley
Skin Flicks on the Racial Border: Pornography, Exploitation and Interracial Lust

Judith Butler, Berkeley
Is Pornography Hate Speech?

Filme:

Die Satansweiber von Tittfield (Faster, Pussycat! Kill! Kill!)
Regie: Russ Meyer; USA 1966, 75 Min. DF

Deep Throat
Regie: Gérard Damiano; USA 1972 62 Min. OF

Marquis de Sade (Marquis)
Regie: Henri Xhonneux; Belgien/Frankreich 1989, 83 Min. DF

Safe is Desire
Regie: Debi Sundal; USA 1993, 60 Min. OF

Kurzfilmzusammenstellung
von Ulrich Wegenast

Beefcake
Regie: Thom Fitzgerald; Kanada 1998, 93 Min., engl. m. dt. UT

Lesungen:

Else Kaudan, Iris Konopik
Die Besten im Bett. J.M. Redman, Barbara Wilson, Sarah Dreher u.a.

Bilder:

Pornografie – Eine interaktive Ausstellung
Mit Fotografien von Thomas Karsten, Anja Müller, Alexandra Dupoy und Del LaGrace Volcano.

Performances und Lesungen:

Love Bites – Erotische Nacht
Bridge Markland (Performancekünstlerin), Annette Berr und Rainer Kirchmann (Chanson und Piano), Sigrun Casper (Schriftstellerin), Anja Müller (Live-Foto-Act)

Freiburger Frauenforschung

„Arbeit und Geschlecht“

Gemeinsame Veranstaltungsreihe des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (zag) der Universität Freiburg, des DAI/Carl-Schurz-Haus, der Frauenbeauftragten der Philosophischen Fakultät III, des Büros der Frauenbeauftragten der Universität, des Frauenreferats des AStA, der Frauenbeauftragten der Pädagogischen Hochschule, der Landeszentrale für politische Bildung, der Buchhandlung jos fritz, der Buchhandlung Schwarz, des aka-Filmclubs, des Museums für Neue Kunst, der Katholischen Akademie und des Studium Generale.

Ausgangspunkt für die Veranstaltungsreihe „Arbeit und Geschlecht“ sind aktuelle Veränderungen der Arbeitswelt und Konsequenzen, Risiken und Chancen, die diese Veränderungen für das Geschlechterverhältnis haben oder auch: bieten. Grundlegend ist dabei eine Reflektion des traditionellen Arbeitbegriffes. „Mutti spült, Papa arbeitet“ - diese Formulierung führt deutlich vor Augen, dass der Arbeitsbegriff noch immer eng mit der patriarchalen Geschlechterordnung verknüpft, und insbesondere durch traditionelle Vorstellungen von ‚Männlichkeit‘ geprägt ist. Mit dieser Überlagerung einher geht die dichotomische Gegenüberstellung von Privatem und Öffentlichem, oder auch Privatem und Politischem. Aufschlussreich in diesem Sinne ist etwa auch die Bezeichnung ‚Erziehungsurlaub‘, die noch bis vor Kurzem offizielle Formulierung. Vor einem solchen Hintergrund erscheint es schon beinahe als erfreulich, wenn von einer geschlechtsspezifischen *Arbeits*teilung gesprochen wird.

Bezüglich dieses Konnexes zwischen dem traditionellen Arbeitsbegriff und den patriarchalen Geschlechterkonstruktionen besteht mittlerweile weitgehend ein Konsens innerhalb der feministischen und gender-theoretischen Diskussion. Wir werden diesen Konnex im Wintersemester 2002/2003 anhand unterschiedlicher Themen diskutieren, dabei nach Gestaltungsfreiräumen suchen und möglicherweise sogar eigene Visionen entwickeln. Einzelne Fragen, um die es in der Veranstaltungsreihe gehen wird, sind u.a.: die vieldiskutierte und weiter zunehmende Telearbeit, der feministische ‚Dauerbrenner‘ Hausarbeit, das sich als emanzipativ verstehende Konzept der Sex-Worker, die geschlechtstypische Segregation neuer Arbeitsmärkte und die Anforderungen im Hinblick auf immer mehr Flexibilität.

Veranstaltungsreihe im Wintersemester 2002/2003

Prof. Dr. Nina Degele, Freiburg
Arbeit und Geschlecht. Reflexionen zu einem Thema

Dr. Andrea-S. Végh, Lörrach
Zwischen Leinwand und Stolperstein. Werk und Arbeitsbedingungen der Künstlerinnen von der Renaissance bis heute

Stefanie Duttweiler, M.A., Freiburg/Basel
‚Genießen Sie Ihre Arbeit!' – Vom Glück der Arbeit und der Arbeit des Glücks

Prof. Dr. Gabriele Winker, Freiburg; Furtwangen
Flexible Arbeit – bewegliche Geschlechterarrangements?

Sabine Neumann, Berlin, liest aus ihrer Erzählung
„Streit"

Stephanie Klee, Berlin
Sexualität als Arbeit – Zur Legalisierung von Prostitution durch das neue Prostitutionsgesetz"

Prof. Dr. Angelika Krebs, Basel
Kann denn Liebe Arbeit sein? Ein philosophisches Plädoyer für die Aufwertung der Familienarbeit

Dr. Astrid M. Fellner, Wien
Haus, Haushalt, Häuslichkeit: Eine kulturhistorische Analyse der Rolle der Frau in den USA

Filmvorführung des aka-Filmclub, Einführung Franziska Haller, Freiburg
Julia Roberts –Arbeit und Geschlecht im populären Hollywoodfilm *Erin Brockovich*

Filmvorführung des aka-Filmclub, Einführung Franziska Haller, Freiburg
Julia Roberts –Arbeit und Geschlecht im populären Hollywoodfilm *Pretty Women*

Prof. Dr. Birgit Geissler, Bielefeld
Flexibilität in Arbeit und Alltag: Frauenarbeit in der Dienstleistungsgesellschaft

Filmvorführung des aka-Filmclub, Einführung Franziska Haller, Freiburg
Julia Roberts –Arbeit und Geschlecht im populären Hollywoodfilm
Seite an Seite

PD Dr. Angelika Wetterer, Dortmund
Rhetorische Modernisierung: Zum Zusammenhang von Arbeitsteilung, Alltagswissen und Geschlechterkonstruktion heute.

Erica Pedretti, La Neuveville, liest aus Ihrem Roman
Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte

AutorInnen

Roswitha Badry, PD Dr. phil., geb. 1959, Studium der Orientalischen Philologie (Arabisch, Persisch, Türkisch, Urdu), der Politologie und Mittelalterlichen und Neuen Geschichte an der Universität Köln ab WS 1977/1978; Magister 1982; Promotion 1985 zur *Dritten Universaltheorie Mu'ammar al-Qaddafis in Theorie und Praxis* (erschienen 1986); 1986-92 Hochschulassistentin am Orientalischen Seminar der Universität Tübingen; 1995 dort Habilitation im Fach ‚Islamwissenschaft' zum ‚islamischen Beratungsgedanken' (publiziert 1998); seit Okt. 1992/1994 Akademische Rätin/Oberrätin am Orientalischen Seminar der Universität Freiburg; 1997 Umhabilitation; neben verschiedenen Veröffentlichungen zum modernen Nahen und Mittleren Osten 1999 Publikation zur Diskussion über Familienplanung im muslimischen Orient; mehrere Aufenthalte im Nahen und Mittleren Osten.

Svenja Blume, 1993-1999 Studium der Skandinavistik, Germanistik und Romanistik an den Universitäten Freiburg, Nantes und Stockholm; seit 2000 Doktorandin bei Prof. Dr. Heinrich Anz (Dissertationsprojekt: „Postmoderne Strukturen in der skandinavischen Jugendliteratur"); seit SS 2000 regelmäßig Lehraufträge am Institut für Skandinavistik der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Forschungsaufenthalt am Stockholmer Kinderbuchinstitut im WS 2000/2001. Z.Zt. Anstellung im Projekt „Studienreform" des Gemeinsamen Ausschusses der Phil. Fak. Veröffentlichung: *Pippi Långstrumps Verwandlung zur dame-bien-élevée. Die Anpassung eines Kinderbuches an ein fremdes kulturelles System. Eine Analyse der französischen Übersetzung von Astrid Lindgrens „Pippi Långstrump" (1945-48)*, Hamburg 2001.

Ruth Brand, M.A., geb. 1973, Studium der Politikwissenschaft und Romanistik in Freiburg. Von 2001 bis 2002 Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Bundestag. Promoviert derzeit über deutsche und französische Klima- und Energiepolitik an der FU Berlin. Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien*.

Nina Degele, geb 1963 in Ulm/Donau. Studium der Soziologie, Psychologie, politischen Wissenschaften und Philosophie in München und Frankfurt/M. Promotion und Habilitation in München. Von 1992-1999 Wiss. Mitarbeiterin/Assistentin, von 1999-2000 Lehrstuhlvertretung Allgemeine Soziologie an der Universität Osnabrück, seit April 2000 Professorin für Soziologie und *Gender Studies* am Institut für Soziologie, seit Dezember 2000 im Vorstand des ZAG.

Ursula Degener, geb. 1973, seit 2000 wissenschaftliche Angestellte am Seminar für wissenschaftliche Politik in Freiburg, hat hier, in Berlin und Uppsala Skandinavistik, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht studiert. Forschungsbereiche sind Skandinavien und feministische Theorien.

Dr. Franziska Frei Gerlach, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Seminar der Universität Basel, Lehraufträge an den Universitäten Basel, Freiburg i. Br. und Würzburg. Vorstandsmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Frauen- und Geschlechterforschung. Promotion 1997 über die Verknüpfungen von Schrift und Geschlecht in feministischer Theorie und literarischen Texten von Autorinnen. Arbeitet zur Zeit an einem Habilitationsprojekt zu ‚Geschwisterlichkeit', gefördert vom Schweizerischen Nationalfonds.

Publikationen: *Schrift und Geschlecht* (1998). Gemeinsam mit Claudia Opitz, Annette Kreis und Béatrice Ziegler (Hrsg.): *KörperKonzepte/Concepts du corps* (erscheint 2002). Aufsätze zu feministischer Theorie und zur Entwicklung der *Gender Studies,* zu Geschlechter- und Geschwisterverhältnissen, zu Intertextualität und Intermedialität sowie zu Gedächtniskonstellationen.

Corinna Genschel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam. Seit einigen Jahren forscht und lehrt sie als Politikwissenschaftlerin im Feld queerer Theoriebildung, sexueller und Geschlechter-Politiken sowie im Bereich von Demokratietheorien. Zur Zeit schreibt sie ihre Doktorarbeit zur Transgender-Bewegung in den USA.

Veröffentlichungen zum Thema: Mitherausgeberin (quaestio) von *Queering Demokratie. sexuelle Politiken*, Berlin 2000; „Wann ist ein Körper ein Körper mit (Bürger)Rechten?" (in: quaestio: *Queering Demokratie*); „Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom" (in: Hark/Etgeton (Hrsg): *Freundschaft unter Vorbehalt*, Berlin 1997); Mitherausgeberin und Übersetzerin von Annamarie Jagoses *Queer Theory. Eine Einführung* (Berlin 2001); „Erstrittene Subjektivität: Diskurse der Transsexualität" (in: *Das Argument* 43: 6, 2001); „Differente Bewegungen: Ein Gespräch über politische Aspekte von Transgender und anderen Bewegungen" mit Nico J. Beger und Jannik Frantzen, in: *polymorph* (Hrsg): *[K]ein Geschlecht oder viele?*, Berlin 2002)

Birte Giesler, geb. 1968, Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie und Soziologie in Karlsruhe und Freiburg im Breisgau. Veröffentlichungen zu Paul Böckmann (1996, 1999) und zu Hedwig Dohm (1996, 2000).2001 Promotion mit einer Dissertation über das erzählerische Werk Friederike Helene Ungers. Von 1997–2001 Betreuerin des Scheffel-Archivs Karlsruhe. Zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsstelle Georg Simmel-Edition/Universität Bielefeld und Lehrbeauftragte für Gender Studies am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft der Universität Karlsruhe (TH).

Christina Harms hat Politikwissenschaft, Soziologie und Öffentliches Recht in den USA, Kanada und Deutschland studiert. Seit 2001 ist sie Redaktionsmitglied bei den *Freiburger FrauenStudien*. Sie koordiniert internationale Jugendprojekte und lebt zur Zeit in Tel Aviv, Israel.

Friederike Hassauer, geb. 1951, Professorin für Romanistische Philologie (Hispanistik, Literaturgeschichte und Literaturtheorie) an der Universität Wien. Gründungsbeirat des Postgraduiertenkollegs „*Gender Studies* und Kulturwissenschaften".

Veröffentlichungen: *Die Philosophie der Fabeltiere* (1986), *Santigago-Schrift. Körper. Raum. Reise.* (1992), zusammen mit Peter Roos: *VerRückte Rede – Gibt es eine weibliche Ästhetik?* (1980), *Félicien Rops – Der weibliche Körper – Der männliche Blick* (1984), *Die Frauen mit Flügeln, die Männer mit Blei?* (1986).

Angela Kaupp, Akademische Rätin an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Fachgebiet Religionspädagogik/Katechetik. Nach dem Studium der Pädagogik und Theologie über zehnjährige Berufstätigkeit in Schule, verbandlicher Jugendarbeit und Erwachsenenbildung in Würzburg und München. Seit 1998 wissenschaftliche Tätigkeit in Freiburg. Derzeitiger Forschungsschwerpunkt: Religiosität in der Lebensgeschichte weiblicher Jugendlicher.

PD Dr. Dorothee Kimmich, geb. 1961 in Stuttgart, Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und an der Sorbonne (Université Paris IV). 1991 Promotion: *Epikureische Aufklärungen. Philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge*. 1999 Habilitation (Venia Legendi für Neuere deutsche Literatur und Vergleichende Literaturwissenschaften) an der Justus-Liebig-Universität Gießen mit der Arbeit *Wirklichkeit als Konstruktion oder Wie oft war die Geschichte schon zu Ende? Studien zu Geschichte und Geschichtlichkeit bei Heine, Büchner, Immermann, Keller, Stendhal und Flaubert*. Seit 2001 Mitherausgeberin der *Schriftenreihe zur Neueren deutschen Literatur*, Universitäts Verlag Dresden. WS 2001 bis SS 2002 Vertretung einer C3-Professur für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen, seit WS 2002 C3-Professur für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Tübingen.

Cornelia Klinger ist für den Bereich *Gender Studies* und Politische Philosophie am Institut für die Wissenschaften vom Menschen, Wien, tätig. Außerdem ist sie Privatdozentin für Philosophie an der Universität von Tübingen. Cornelia Klinger hat zahlreiche Artikel über Feministische Philosophie, Deutschen

Idealismus und politische und ästhetische Theorie des Romantizismus veröffentlicht.

Helga Kotthoff ist Professorin für Deutsche Sprache und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Sie hat 1988 an der Universität Konstanz zu interkulturellen, argumentativen Gesprächen promoviert. Die Habilitation fand an der Universität Wien statt zur Pragmatik von konversationellem Humor. Daneben gehören linguistische *Gender Studies* und anthropologische Linguistik (z.B. Ritualforschung) zu den langjährigen Arbeitsfeldern von H. K. Letzte Buchpublikation (Hrsg. zus. mit Bettina Baron): *Gender in Interaction*. Amsterdam: Benjamins.

Rotraud von Kulessa, Dr., geb. 1966, 1996 Promotion über die *Lettre d'une Peruvienne* der Mme de Grafigny (erschienen 1997 bei Metzler), Lehrbeauftragte am Romanischen Seminar der Universität Freiburg, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien*. Seit WS 2002 wiss. Angestellte am Romanischen Seminar Universität Freiburg. Derzeitiges Projekt: Das literarische Feld der Frauenliteratur in Frankreich und Italien um 1900.

Anne Lehnert, geb. 1971, ist selbst angehende Buchhändlerin: Sie absolviert zur Zeit eine Ausbildung in der Buchhandlung Rote Zora in Merzig/Saar. Daneben redigiert sie Schulbücher und rezensiert Frauenliteratur.

Marion Mangelsdorf, geb. 1968. 1989-93 Studium der Sozialpädagogik mit Schwerpunkt Medien-Kunstpädagogik an der FH Düsseldorf. 1993 Diplomarbeit mit philosophischer Thematik. 1993-2000 Studium der Fächer Philosophie, Soziologie und Kulturwissenschaften/Historische Anthropologie in Berlin und Freiburg. Seit WS 1997 Mitarbeiterin der Koordinierungsstelle *Gender Studies.* Seit März 2001 Arbeit an einer Dissertation mit kulturanthropologischer Thematik. Seit Mai 2001 Mutter einer Tochter.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Universität Basel) zum Thema ‚Erinnern' in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Franziska Schößler, Dr. phil., Studium der Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte in Bonn und Freiburg. 1994 Promotion in Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg. Dramaturgie- und Regieassistenz an Theatern in Feiburg und Berlin; 1995-2001 wissenschaftliche Assistentin am Deutschen Seminar II der Universität Freiburg, Frauenförderpreis der Universität Freiburg. Seit 2001 Hochschuldozentin in Bielefeld.

Anne Stauffer, geb. 1975, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Englische Philologie in Freiburg und Amherst/USA. Wissenschaftliche Hilfskraft bei Prof. Dr. Nina Degele am Institut für Soziologie der Universität Freiburg.

thema no76: *gewalt* gegen frauen

kostenloses probeheft anfordern!

*schlangen*brut

zeitschrift für feministisch und religiös interessierte frauen

postfach 7467
d-48040 münster

fon & fax (02 51) 27 97 98
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de

Ariadne

Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte

MAI 2002 HEFT 41

Zum Inhalt:

KATRIN RIEDER: **XX gleich Frau, XY gleich Mann? Die Kategorie Geschlecht in der Entwicklung der Genetik**

DORIT HEINSOHN: **Physikalische Wissenschaften als Geschlechterwissenschaften? Einschreibungen physikalisch-chemischen Wissens in den Diskurs über das Frauenstudium um 1900**

BRIGITTE BISCHOF: **Naturwissenschaftlerinnen an der Universität Wien. Biographische Skizzen und allgemeine Trends**

RENATE TOBIES: **Berufsfelder von Mathematikabsolvierenden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Vergleich von Männern und Frauen**

CARMEN ECCARD: **Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein.... Zur Geschichte von Frauen in der Luftfahrt**

DOKUMENTATION **Paul von Szczpanski: Die Frau und die Luftschiffahrt**

DOKUMENTATION **Hilde Jende-Radomski: Die Phsikerin ; Die Chemikerin**

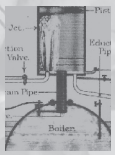
MIRJAM WIEMELER: **Die Chemikerin Emma Pilgrim (1890-1989)**

HELENE GÖTSCHEL: **Aktivitäten von Naturwissenschaftlerinnen und Technikerinnen in der neuen deutschen Frauenbewegung**

MONIKO GREIF / KIRA STEIN: **Zusammenschlüsse von Ingenieurinnen. Frauenvereine versus Mitarbeit in gemischten Vereinen**

TANJA PAULITZ: **Karriereförderung durch Mentoring. Ansatz, Problemhorizonte, Projektpraxis**

Das Einzelheft der Ariadne kostet 9,50 Euro + Porto, das Abonnement (2 Hefte jährlich) 15,- Euro + Porto; zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei:
Archiv der deutschen Frauenbewegung / Gottschalkstr. 57 / D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-9893670 / Fax: 0049-(0)561-9893672 / E-mail: frau-bib@hrz.uni-kassel.de
Weitere Informationen finden Sie unter: http://www.uni-kassel.de/frau-bib



Reibung und Widerstand

Zu Forschung und Praxis in Naturwissenschaft und Technik

das neue heft ist da!

no77: *islam* der frauen

€ 4,80 + Versandkosten

*schlangen*brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

postfach 7467
d-48040 münster

fon & fax (02 51) 27 97 98
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de

Aus unserem Zeitschriften-Programm

figurationen
gender – literatur – kultur
Herausgegeben von
Barbara Naumann

Erscheinungsweise:
zweimal jährlich
Einzelheft: € 16,50/SFr 29,50.
Jahresabonnement: € 24,50/
SFr 44,50 (für Studierende
€ 19,50/SFr 35,–)
ISSN 1439-4367

Die Zeitschrift *figurationen* bietet ein Forum für aktuelle Debatten über Kultur, Gender und Literatur. Ziel ist die Vernetzung kulturwissenschaftlicher Theorien und Disziplinen in Heften, die jeweils ein spezifisches Thema bearbeiten. Im Kontext der Gender Studies soll eine Form von Interdisziplinarität verwirklicht werden, die Differenzen zwischen den Fächern sichtbar macht und dadurch Tiefenschärfe gewinnt. Hieran sind Geisteswissenschaften wie auch Rechts-, Sozial- und Naturwissenschaften beteiligt; unter der Rubrik »FIGURationen« wird außerdem in jedem Heft ein ›Stück‹ Kunst präsentiert.
Diskussionen über ›gendered culture‹ leben von der Durchkreuzung etablierter Geschlechtergrenzen. Ebenso setzt die Reflexion disziplinärer Unterschiede kulturelle Grenzüberschreitungen voraus. *figurationen* ist deshalb international und mehrsprachig, in der Regel mit dem größten Textanteil in deutscher Sprache.
Heft 1: Frauen und Recht – Women and Law. Heft 2: Mode-Kunst – ArtFashion. Heft 3: Verführungen, Heft 4: Schönheit (Herbst 2001), Heft 5: Krisenfigur Mann – Male Crisis (Frühsommer 2002), Heft 6: Ästhetik des Politischen – Aesthetics of the Political (Herbst 2002)

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 913900, Fax 9139011

Böhlau
Köln Weimar

SOFIE SAARLÄNDISCHE SCHRIFTENREIHE ZUR FRAUENFORSCHUNG

Herausgegeben von einem interdisziplinären Herausgeberinnengremium an der Universität des Saarlandes

ZULETZT ERSCHIENEN

Band 7
Annette Mohr
Madame d'Epinays Konzeption der Mädchenerziehung
im Umfeld von frauenspezifischen Erziehungstraktaten des 18. Jahrhunderts in Frankreich
221 S., Br., ISBN 3-86110-144-0 21,- EUR

Band 8
Dorothée Jungblut
Gaia am Spülstein
Weiblichkeitstheorien als Voraussetzung feministischer Theologie
327 S., Br., ISBN 3-86110-161-0 26,- EUR

Band 9
Eva D. Becker, Sigrid Großmann, Renate Jacobi, Barbara Sandig, Gerlinda Smaus, Ilse Spangenberg, Margret Wintermantel
Sofies Fächer
Wissenschaftlerinnen zu Frauenthemen
184 S., Br., ISBN 3-86110-171-8 19,- EUR

Band 10
Brigitte Schnock
Die Gewalt der Verachtung
Sexuelle Belästigung von Frauen am Arbeitsplatz
201 S., Br., ISBN 3-86110-186-6 21,- EUR

Band 11
Sabine Grittner
"Aber wo Göttliches wohnt - die Farbe 'Nichts' "
Mystik-Rezeption und mystisches Erleben im Werk der Nelly Sachs
321 S., Br., ISBN 3-86110-210-2 26,- EUR

Band 12
Susanne Nimmesgern
„Vater Staat" und „Mutter Fürsorge"
Weibliche Angestellte im kommunalen Verwaltungsdienst am Beispiel der Stadt Saarbrücken, 1910-1950: Arbeitsplätze, Berufsfelder, Biographien
549 S., Br., ISBN 3-86110-224-2 38,- EUR

Band 13
Sabina Becker (Hrsg.)
Rahel Levin Varnhagen
Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext
285 S., Br., ISBN 3-86110-284-6 24,- EUR

Band 14
Angelika Scholbeck
Das Karriereverhalten von Frauen und Männern in unterschiedlichen Berufsdomänen
Eine empirische Studie über die berufliche Situation im Ingenieurwesen, Pflege- und Ärztebereich
209 S., Br., ISBN 3-86110-309-5 22,- EUR

RÖHRIG UNIVERSITÄTSVERLAG GMBH
POSTFACH 1806 D-66368 ST. INGBERT
Internet: www.roehrig-verlag.de E-Mail: info@roehrig-verlag.de

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Deutschlands größte und älteste theoretisch-feministische Zeitschrift

Neuerscheinungen

Heft 63 „Frauen und Migration“
(Arbeitstitel, erscheint im März 2003)

Heft 62 „Alternative Lebensformen“
(Arbeitstitel, erscheint im Dezember 2002)

Aktuelle Titel

Heft 61 „Frauen in den Medien“
(2002)

Heft 60 „Stammzellen, Stammhalter, Stammaktie“
(2002)

Heft 59 „Sterben und Tod“
(2001)

Alle Einzelhefte, je ca. 156 Seiten, 15,- €
Bezug: über Buchhandel sowie Abo- und Einzelbestellungen direkt beim Verlag

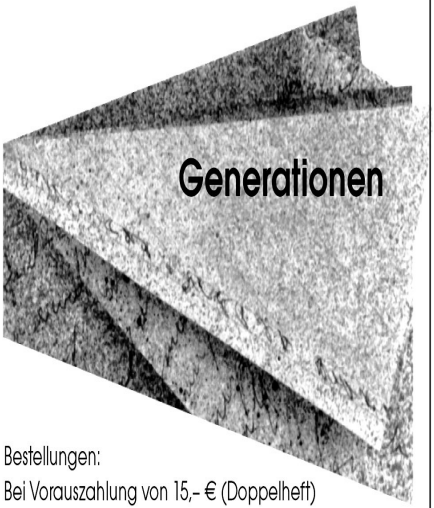
Preissenkung
Wichtige feministische Grundlagentexte und Diskussionen der 80er und 90er Jahre für nur 3,- bis 7,70 € !

Redaktion und Verlag
Niederichstr. 6 50668 Köln
Tel. ++49+ 221-138490
Fax +221+1390194

www.beitraege-redaktion.de
e-mail: beitraege-redaktion@t-online.de

IHRSINN

eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift **25/26/02**



Bestellungen:
Bei Vorauszahlung von 15,– € (Doppelheft)
auf das Konto Nr. 41 308 792,
Sparkasse Bochum, BLZ 430 500 01
(Vollständige Absenderin nicht vergessen!)

IHRSINN e.V.
Schmidtstr. 12 · 44793 Bochum

Blinde Lesben können IHRSINN
als Tonkassette bestellen.
(0234) 68 31 94
Bitte weitersagen.

aus dem Inhalt:

Inge Kölle
Die ewig Gestrigen

Interview mit einer Essener Lesbengruppe
Alles ist möglich

Lena Laps
Mehr Distanz als Disput zwischen Jung und Alt

Gitta Büchner
Vor Tag

Martina Böhmer
Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Lebensgeschichte alter Frauen

Patricia Gebhardt
Was mir zum Thema Generationen einfällt

Miriam Löhr
Liebe Lesben, die älter sind als ich

Adriana Stern
Pessach – überall und nirgendwo

Ulrike Janz
Und sie bewegt sich doch

Traude Bührmann
Nullpunkte, Dissonanzen, Resonanzen

Jutta Harbusch
Und nach mir ...?
Wie es sich in einer löchrigen Generationskette lebt

Inge Barth
Die Faszination der Falte

Angelika Behnk
Verständigungen

Gudrun Hauer
Autorität und Abhängigkeit, Nähe und Distanz

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

247 Familie im Neoliberalismus

I. Nowak: Feminismus für die Elite -- Familie fürs Volk

H. Behrend: »Deutschland gehen die Kinder aus«. Familie in der ZEIT

I. Maassen: Familienordnung im frühneuzeitlichen England

F. Haug: »Ein Tag in meinem Leben in zwanzig Jahren«
Lebensentwürfe von Jugendlichen ...und andere

248 Das Imperium des High-Tech-Kapitalismus

W.F.Haug: Zur Frage der Im/Materialität digitaler Produkte

S.Nuss: Zur Verwertung allgemeinen Wissens

S.Schultz: Biopolitik und affektive Arbeit bei Hardt/Negri

N.-L.Sum: »Siliconization« in Ostasien

U.Huws: Die Produktion eines Kybertariats

B.Jessop: »Empire« und Castells: Verklärungen der US-Hegemonie

J.Wissel: Nicos Poulantzas und das Empire

L.Panitch:Der Krieg gegen den Terror und die
Globalisierungskritiker ...und andere

Argument Versand, Reichenbergerstr. 150, 10999 Berlin
T: 030 611 3983, F: 030 611 4270, versand@argument.de
Ermäßigung für Studierende im Abo und Schnupperangebote!
www.argument.de

Freiburger Frauenstudien

Übersicht über die bisher erschienen Titel:

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 Cross-dressing und Maskerade (190 Seiten) 10,– €,

2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten), 10,– €

12 Dimensionen von *Gender Studies* (322 Seiten), 10,– €

Jeweils zzgl. Versandkosten (bei einem Bande 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).

Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis pro Band beträgt im Abonnement 9,50 € zzgl. Versandkosten.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.